



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Vogelwelt des Teutoburger Waldes

Schacht, Heinrich

Lemgo, 1907

urn:nbn:de:hbz:466:1-27691

Schachts Vogelwelt



Verlag

Wagenersche Buchhandlung
Lemgo

Rüff d. 1611. 9. R. 11. 10. 11.

Die
Bogenschwef
des
Teutoburger Waldes.

Nach eigenen Beobachtungen und Erfahrungen
dargestellt und geschildert von
Heinrich Schacht.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage
Mit 30 Bildertafeln von Köhler-Gera

Lemgo.
Wagner'sche Buchhandlung
(Ernst Steinbicker, Hofbuchhändler)
1907.



03
SR
3847

14/4878

VSL

Der Zoologischen-Sektion

für

Westfalen u. Lippe

in Münster

hochachtungsvoll gewidmet

von dem Verfasser.

Foreword.

(Zur 1. Auflage)

Das vorliegende Werk ist nicht eine Kompilation aus den Schriften unserer vogelfundigen Meister, sondern das Resultat von langjährigen selbstgegenen Naturstudien. Viele meiner Beobachtungen habe ich bereits im „Zool. Garten“ (Zeitschrift für Beobachtung, Pflege und Zucht der Tiere) veröffentlicht, von wo aus dieselben in verschiedenen Zeitschriften weitere Verbreitung fanden; ein großer Teil derselben ist aber neu, und möchte ich eben alle gern einem größeren Publikum zugänglich machen.

Zwölf Jahre habe ich bereits im Teutoburger Walde gewohnt und täglich Gelegenheit gehabt, die hier in reicher Arten- und Individuenzahl vertretenen Bewohner der Lüfte in ihrem Leben und Lieben zu beobachten, ihre Wanderungen zu beobachten und mich an dem ewig sprudelnden Quell ihres Liedes zu ergötzen. Zu jeder Jahres- und zu jeder Tageszeit habe ich den Wald durchwandert, aber nicht blos „kalt staunende Besuche“ bei ihm gemacht, sondern in „seine tiefste Brust, wie in den Busen eines Freundes geschaut.“ Bald war es die wunderbare Schönheit eines Frühlingsmorgens, die mich hinaustrieb in das Waldesinnere, bald lag ich, vom Mondlicht umgaufelt, in stiller Sommernacht auf den höchsten Bergkuppen, bald lauschte ich an den im herbstlichen Blätterschmuck prangenden Berggeländen den Tönen der Wandervögel, bald aber horchte ich auf die Rufe des Nachtgesängels, wenn ich an grauigen Winterabenden in einsamen Bergschluchten dahinging. Wenn nun auch nicht jeder Waldgang etwas Absonderliches darbot und oft sogar Wochen oder Monate vergingen, ehe es mir vergönnt war, eine neue Beobachtung verzeichnen zu können, so ward ich doch immer durch die reinsten Naturgenüsse hinlänglich entschädigt. Solche Genüsse aber versteht nur der wahre Freund der Natur und Kenner der Vogelwelt richtig.

zu würdigen. Um nun die Kenntnis der heimatlichen Vogelwelt zu fördern, das Interesse am eigenen Beobachten zu erwecken, die Liebe zu den uns umwohnenden gefiederten Gästen zu beleben und zum wirksameren Schutze derselben aufzufordern; deshalb eben habe ich versucht, das Leben unserer Waldvögel allen Naturfreunden zur möglichst lebendigen Anschauung zu bringen.

Schließlich bemerke ich noch, daß alle hier geschilderten Vögel im Gebiete *heimatsberechtigt*, also Brutvögel sind, und daß die regelmäßigen oder unregelmäßigen Passanten nur nebenbei erwähnt sind.

Möge das Buch seinen Zweck nicht verfehlen!

Feldrom im Teutoburger Walde, Juli 1877.

Heinrich Schacht.

Vorwort.

(Zur 2. Auflage)

Wenn ich der 2. Auflage dieses Buches ein Begleitwort mit auf seinen weiteren Weg geben soll, so kann es nur kurz dieses sein: Mögen ihm die alten Freunde erhalten bleiben, und möge es fernerhin viele neue finden! — Vom Jahre 1865—1890 habe ich das Gebiet auf dem die geschilderten Segler der Lüfte bewegen, nach allen Richtungen hin durchwandert und durchforscht, so daß es mir möglich ist, dem Leser nur das zu bieten, was ich mit meinen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört habe. Wenn das Wort der Frau von Staël: Beobachtung bildet überall! wahr ist, woran niemand zweifeln wird, so ist die Beobachtung des Vogellebens ein reiches und interessantes Feld der Bildung, das uns erfreut und erhebt und unsere Seele mit Dank erfüllt gegen den „erhabenen Geist, der uns die herrliche Natur zum Königreich gegeben — Kraft sie zu fühlen, zu genießen.“

Terren b. Detmold im Oktober 1907.

Heinrich Schacht.

Inhaltsverzeichnis.

I.	Raubvögel. Rapaces.	Seite.
A. Tagräuber		
1.	Der Wanderfalke. <i>Falco peregrinus</i>	2
2.	Der Lerchenfalke. <i>Falco subuteo</i>	3
3.	Der Mäusebussard. <i>Buteo vulgaris</i>	4
4.	Der Wespenbussard. <i>Pernis apivorus</i>	8
5.	Die Gabelweihe. <i>Milvus regalis</i>	9
6.	Der Turnfalke. <i>Tinunculus alaudarius</i>	12
7.	Der Habicht. <i>Astur palumbarius</i>	14
8.	Der Sperber. <i>Astur nisus</i>	17
B. Nachträuber		
1.	Der Waldkauz. <i>Syrnium aluco</i>	20
2.	Die Waldohreule. <i>Otus sylvestris</i>	24
3.	Die Sumpfohreule. <i>Otus brachyotus</i>	25
4.	Der Schleierkauz. <i>Strix flammea</i>	26
5.	Das Käuzchen. <i>Athene noctua</i>	27
II.	Würgvögel. Laniidae.	Seite.
1.	Der Rautwürger. <i>Lanius excubitor</i>	29
2.	Rotkopfwürger. <i>Lanius ruficeps</i>	33
3.	Rotrückenwürger. <i>Lanius collurio</i>	33
III.	Rabenartige Vögel. Coraces.	Seite.
1.	Der Kollkrabe. <i>Corvus corax</i>	36
2.	Die Rabenkrähe. <i>Corvus corone</i>	37
3.	Die Saatkrähe. <i>Corvus frugilegus</i>	39
4.	Die Dole. <i>Corvus monedula</i>	42
5.	Die Elster. <i>Corvus pica</i>	45
6.	Der Häher. <i>Corvus glandarius</i>	46
IV.	Spechtartige Vögel. Picidae.	Seite.
1.	Der Schwarzspecht. <i>Picus martius</i>	51
2.	Der Grünspecht. <i>Picus viridis</i>	51

	Seite.
3. Der Grauspecht. <i>Picus canus</i>	53
4. Der große Buntspecht. <i>Picus major</i>	54
5. Der Mittelspecht <i>Picus medius</i>	55
6. Der Kleinspecht. <i>Picus minor</i>	57
7. Die Spechtmeise. <i>Sitta europaea</i>	57
8. Der Baumläufer. <i>Certhia familiaris</i>	59
9. Der Rukuck. <i>Cuculus canorus</i>	60
10. Der Wiedehopf. <i>Upupa epops</i>	65
11. Der Wendehals. <i>Yunx torquilla</i>	67
12. Der Eisvogel. <i>Alcedo ispida</i>	68
 V. Fliegenartige Vögel. <i>Muscipiidae</i>	
1. Der graue Fliegenfänger. <i>Muscicapa grisola</i>	71
2. Der Trauerfliegenfänger. <i>Muscicapa luctuosa</i>	72
 VI. Ammerartige Vögel. <i>Emberiziidae</i>	
1. Der Goldammer. <i>Emberiza citrinella</i>	75
2. Der Grauammer. <i>Emberiza miliaria</i>	78
3. Der Ortolan. <i>Emberiza hortulana</i>	80
 VII. Pieperartige Vögel. <i>Anthi</i> .	
1. Der Baumpieper. <i>Anthus arboreus</i>	81
2. Der Wiesenpieper. <i>Anthus pratensis</i>	84
 VIII. Lerchenartige Vögel. <i>Alaudidae</i> .	
1. Die Feldlerche. <i>Alauda arvensis</i>	86
2. Die Heidelerche. <i>Alauda arborea</i>	89
3. Die Haubenlerche. <i>Alauda cristata</i>	95
 IX. Finkenartige Vögel. <i>Fringillidae</i> .	
1. Der Fint. <i>Fringilla coelebs</i>	96
2. Der Hänfling. <i>Fringilla cannabina</i>	102
3. Der Grünling. <i>Fringilla chloris</i>	106
4. Der Stieglitz. <i>Fringilla carduelis</i>	109
5. Der Zeisig. <i>Fringilla spinus</i>	112
6. Der Gürlich. <i>Serinus hortulanus</i>	115
7. Der Hausperling. <i>Fringilla domestica</i>	116
8. Der Baumsperling. <i>Fringilla montana</i>	122
 X Kernbeißerartige Vögel. <i>Loxiidae</i> .	
1. Der Kernbeißer. <i>Loxia coccothraustes</i>	125
2. Der Dompfasse. <i>Loxia pyrrhula</i>	128
3. Der Kreuzschnabel. <i>Loxia curvirostra</i>	133

	Seite
XI. Säng er. Sylviadae	
1. Die Nachtigall. <i>Luscinia vera</i>	137
2. Das Rotfehlchen. <i>Sylvia rubecula</i>	140
3. Der Hausrotschwanz. <i>Ruticilla atra</i>	142
4. Der Gartenrotschwanz <i>Ruticilla phoenicurus</i>	145
5. Die Bachstelze. <i>Motacilla alba</i>	146
6. Die Gebirgsstelze. <i>Motacilla sulfurea</i>	148
7. Die Schaffstelze. <i>Budytes flavus</i>	150
8. Die Schwarzansel. <i>Turdus merula</i>	152
9. Die Ringdrossel. <i>Turdus torquatus</i>	157
10. Die Singdrossel. <i>Turdus musicus</i>	158
11. Die Misteldrossel. <i>Turdus viscivorus</i>	162
12. Der Pirol. <i>Oriolus galbula</i>	164
13. Der Star. <i>Sturnus vulgaris</i>	167
14. Der Wasserstar. <i>Cinclus aquaticus</i>	172
15. Der Steinschmäher. <i>Saxicola oenanthe</i>	174
16. Der Wiesenchnäher. <i>Saxicola rubetra</i>	175
17. Der Strauchschmäher. <i>Saxicola rubicola</i>	177
18. Der Mönch. <i>Curruca atricapilla</i>	180
19. Die Gartengrasmücke. <i>Curruca hortensis</i>	183
20. Die Klappergrasmücke. <i>Curruca garrula</i>	184
21. Die Dorngrasmücke. <i>Curruca cinerea</i>	188
22. Der Weidenlaubvogel. <i>Phylopneuste rufa</i>	190
23. Der Fitis. <i>Phylopneuste fitis</i>	193
24. Der Schwirrer, Waldlaubvogel. <i>Phylopneuste sibilatrix</i>	195
25. Die Bastardnachtigall. <i>Sylvia hippolais</i>	196
26. Der Sumpfschilfänger. <i>Calamoherpe palustris</i>	198
27. Der Zaunkönig. <i>Troglodytes parvulus</i>	201
28. Die Heckenbraunelle. <i>Accentor modularis</i>	204
XII. Meisenartige Bögel. Paridae.	
1. Die Kohlmeise. <i>Parus major</i>	208
2. Die Blaumeise. <i>Parus coeruleus</i>	211
3. Die Tannenmeise. <i>Pavus ater</i>	213
4. Die Sumpfmeise. <i>Parus palustris</i>	215
5. Die Haubenmeise. <i>Parus cristatus</i>	216
6. Die Schwanzmeise. <i>Parus caudatus</i>	218
7. Das feuerköpfige Goldhähnchen. <i>Reg. ignicapiilus</i>	219
8. Das gelbscheitelige Goldhähnchen. <i>Reg. flavicapillus</i>	219

	Seite.
XIII. Schwalbenartige Vögel. Chelidones	
1. Die Rauchschwalbe. <i>Hirundo rustica</i>	221
2. Die Hausschwalbe. <i>Hirundo urbica</i>	233
3. Die Uferschwalbe. <i>Hirundo riparia</i>	234
4. Die Turmischwalbe. <i>Cypselus apus</i>	235
5. Die Nachtschwalbe. <i>Caprimulgus punctatus</i>	237
TIV. Taubenartige Vögel. Columbidae	
1. Die Hohstaube. <i>Columba oenas</i>	240
2. Die Ringstaube. <i>Columba torquata</i>	244
3. Die Turteltaube. <i>Columba turtur</i>	247
XV. Hühnerartige Vögel. Gallinae.	
1. Das Rebhuhn. <i>Perdix cinerea</i>	249
2. Die Wachtel. <i>Perdix coturnix</i>	253
XVI. Schnefenartige Vögel. Scolopacidae.	
1. Der Kiebitz. <i>Vanellus cristatus</i>	256
2. Die Waldschnepfe. <i>Scolopax rusticola</i>	258
3. Die Bekassine. <i>Scolopax gallinago</i>	261
4. Der Wachtelkönig. <i>Crex pratensis</i>	261
5. Das Sumpfhuhn. <i>Rallus porzana</i>	263
6. Das Rohrhuhn. <i>Gallinula chloropus</i>	265
XVII. Taucherartige Vögel. Colymbidae.	
1. Der Zwergtaucher. <i>Podiceps minor</i>	267

Otto Steinbicker, Buchdruckerei, Mörlingen.



1. Wanderfalte. 2. Lerchenfalte.

Kunststalt F. Eugen Käfer, G.m. b. H., Gera-Unterhause

I. Raubvögel (Rapaces).

A. Tagraubvögel.

Betrachten wir den Teutoburger Wald in seinen Kultur- und Lokalverhältnissen, so leuchtet uns bald ein, daß die Art- und Individuenmenge der heimischen Raubvögel eine verhältnismäßig beschränkte sein muß. Denn wenn auch die mehr oder minder große Verbreitung der Vogelwelt überhaupt an den leichten Erwerb passender Nahrungsmittel geknüpft ist, so verlangt die Sippe der geflügelten Räuber neben diesem noch einen möglichst sichern ungestörten Aufenthaltsort und eine bequeme Brutstätte. Letztere bieten aber nur die in unabsehbarer Weite sich ausdehnenden Massenwaldungen, in denen hin und wieder uralte Riesenbäume aufragen oder unersteigbare Felspartieen emporstrebhen. Unser Wald, den längst die alles bekleidende Kultur zum Forste umgewandelt hat und der unter forstpolizeilicher Aufsicht steht; unser Wald, der nur eine einzige Felsgruppe, den weltberühmten Externstein, hat, und der noch obendrein jedermann zugänglich ist, kann den Anforderungen der räuberischen Bande keineswegs Genüge leisten, und man wird dieserhalb die geringe Artenmenge erklärlich finden.

Selbstverständlich fehlen unserm Waldgebirge, dessen Erhebung im höchsten Punkte 468 m über dem Meere beträgt, die imponierenden Vogelgestalten eines Hochgebirges, die Adler und Geier, und die kampfesmutigen Nobili, die stolzen Edelfalken, sind nur in zwei Arten — dem W a n d e r - und L e r - c h e n f a l k e n — als gelegentliche Brutvögel angetroffen. Heimatsberechtigt ist ferner das Quadrifolium der unedlen, aber heiligen Falken, der M ä u s e b u s s a r d, der W e s p e n b u s s a r d, der K ö n i g s m i l a n und die T u r m f a l k e, dann

noch das Brüderpaar der verwegenen Strauchritter, *Habicht* und *Sperber* und die Gruppe der Finsterlinge, *Waldfauz*, *Waldohreule*, *Schleiereule* und der *Steinfauz*. Lassen wir dieselben Revue passieren.

Es war im Jahre 1885, als sich in einem von den Elternsteinen etwa 200 m entfernt stehenden Felsen in einer Spalte, die bisher alle Jahr regelmäßig von einem Turmfalkenpärchen besetzt gewesen war, ein *Wandervalkenpaar* (*Falco peregrinus*) einstellte, aber erst entdeckt wurde, als die Jungen den Horst schon verlassen hatten. Die Vögel hatten sich überall auf höchst unliebsame Weise bemerklich gemacht, denn die Tauben des in der Nähe wohnenden Hotelbesitzers waren bald verschwunden und in der Nähe des Horstes fand man Federn von Brieftauben, die den Stempel Wien, München, Köln, Minden u. s. w. trugen. Der obere Teil des Felsens war von den kalkigen Exrementen der Vögel weiß übertüncht.

Als im Jahre 1886 die Vögel wiederkehrten und in derselben Felspalte ihr Heim auffschlugen, habe ich manche Stunde am Fuße des Felsens gesessen, um das Leben und Treiben der äußerst fluggewandten Räuber zu beobachten. Auf einfaches Händeklatschen verließ das Weibchen sofort die Eier, erschien am Eingange der Felspalte, schaute spähend umher, wandte sich nach wenigen Sekunden rasch um und ging in den Horst zurück. Zeitweilig sah man das wachhaltende Männchen hoch in den Lüften über dem Felsen schweben, wobei es ein lautes *Gia, gia!* erschallen ließ. Einmal sah ich, wie eine Ringeltaube über den Felsen hinweg in der Richtung der nahen Stadt Horn zuflog und sofort von dem Falken verfolgt wurde. Allein die Taube mußte wohl einen weiten Vorsprung haben, und der Falke kehrte bald leer wieder zurück. Ein andermal stieß er nach einer über einem nahen Eichenbestande schwebenden Hauchschwalbe, die aber im kritischen Augenblicke seinem Stoße in geschickter Seitenwendung auswich und nun nicht weiter verfolgt wurde.

Am 1. Mai wurde der Horst in Gegenwart meines Freundes, des damals noch jungen, angehenden Ornithologen P. Leverföhn (später Hofrat und Direktor beim Fürsten von Bulgarien, gest. 1905) der dazu eigens von Hannover herüber gekommen war, einer Besichtigung unterzogen. Als ich mittags am Felsen erschien, stand L. schon mit einem Seile ausgerüstet

obendrauf und wollte sich, einem Adlerjäger gleich, daran herunterlassen, da er den Horst in den oberen Felspalten vermutete. Nachdem ich ihn aber über die Sachlage aufgeklärt hatte, wurden zwei Leitern herbeigeschafft, zusammengebunden und nun gelangten wir, ohne unser Leben zu wagen, an den Horst, der vier fast runde, auf gelbem Grunde braun gefleckte Eier enthielt. L. wollte diese an sich nehmen, doch stand er auf meinen Wunsch davon ab, weil ich die Jungen oder wenigstens zwei davon, für das Detmolder Museum zu erwerben gedachte. Als ich nach einigen Tagen wieder am Felsen erschien und durch Händeklatschen das Weibchen vom Neste zu holen versuchte, erschien es nicht; und obgleich ich stundenlang wartete, von beiden Falken blieb jede Spur verloren. Wo waren sie geblieben? Waren sie durch die Besichtigung des Horstes verschreckt? Hatte vielleicht ein Baumgarder sich der Eier bemächtigt? Hatte ein Förster die Vögel erlegt? Ich fragte hin und her bei den benachbarten Grünrücken, doch keiner wußte über den Verbleib der Falken Auskunft zu geben. Erst nach 6 Jahren erfuhr ich, daß ein Detmolder in aller Morgenfrühe das Weibchen mit einem Schusse aus einer Stockflinte am Horste heruntergeholt habe, um dasselbe seinem Naturalienkabinette einzuverleiben. Hiermit war allen weiteren Beobachtungen ein Riegel vorgeschoben.

Seit der Zeit hat sich kein Wanderfalken hier wieder angesiedelt, es wird auch wohl nie wieder ein Brutpaar erscheinen, denn die Abnahme des Vogels, der infolge des Brieftaubensports im ganzen deutschen Reiche aufs eifrigste verfolgt wird, ist so groß, daß heute schon von allen bedeutenden Vogelfundigen gegen die gänzliche Ausrottung ernstlich Verwahrung eingelegt wird.

Den geschlossenen Wald gänzlich vermeidend, siedelt sich des Wanderfalken kleinerer Art, der *Lerchenfalken* (*Falco subbuteo*), nur in den Vorhölzern an. Hier steht gewöhnlich auf einer hohen Eiche sein einfacher Horst, der oft mehrere Jahre hindurch bezogen wird. Der Vogel ist gegen Kälte sehr empfindlich, denn erst im April, wenn warme Lenzlüfte wehen, schickt er sich zur Heimkehr an. Die Vörfchen scheinen immer treu zusammen zu halten, da ich schon häufig im Frühjahr Männchen und Weibchen neben einander über meine Wohnung

hinweg nach Norden ziehen sah. Da sie oft auch gemeinsam ihre Vogeljagden anstellen, möchte ich auch glauben, daß sie ebenso im Herbst vereint nach dem warmen Süden wandern.

Der Lerchenfalken ist ein schöner, äußerst fluggewandter Raubvogel, der wahre Schrecken für unsere Frühlingsboten, die Lerchen, wie für unsere Sommergäste, die Schwalben. Während die letzteren beim Erscheinen eines Sperbers mit lauten Angstrufen den Feind im Rücken und auch seitwärts belästigen, so suchen sie, wenn ihr Auge einen Lerchenfalken erblickt, schweigend das Weite. Die Lerchen können sich nur dadurch retten, daß sie sich glatt auf den Boden drücken oder ihm fliegend und steigend die Höhe abzugewinnen suchen und sich bis in die Wolken schwingen. Ein Gebiet, in welchem der Lerchenfalken haust, ist deshalb von Lerchen bald entvölkert.

Die Jungen, meist vier an der Zahl, werden noch lange nachdem sie den Horst verlassen haben von den Alten gefüttert, da die Kunst des Fangens und Jagens erst erlernt werden muß. Einst sah ich, wie ihrer drei in einem am Feldgehölze liegenden Garten auf den Bohnenstangen saßen und dort von den Alten mit Nahrung versehen wurden.

Am Horste ist der Lerchenfalken leicht zu erlegen und auf den Hühnerjagden im September wird mancher von den Jägern zur Strecke gebracht, wenn er frei im Felde auf einem Erd- oder Steinhaufen sitzt oder niedrigen Fluges vorüber zieht.

Der häufigste Raubvogel unsers Waldgebirges ist ohne Zweifel der Mäusebussard (Buteo vulgaris), ein von Körperbau etwas plumper Gesell, der aber dennoch im Stande ist, hoch in blauer Luft die prächtigsten Flugreigen auszuführen. Schon um Lichtmeß schwingt er sich wieder, wenn er es nicht vorgezogen hat, hier zu hibernieren, aus wärmeren Klimaten in den heimatlichen Horst; sah ich ihn doch schon einmal am 6. Februar, als das Thermometer -8° zeigte, und ein scharf schneidiger Ostwind über die Berge fuhr, mit seiner Gehräusche hoch über dem vorjährigen Horste kreisen, wobei er zeitweilig ein lautes Hääh! gellend erschallen ließ. Freilich setzt ihn der heimtückische Winter oft noch in die größte Verlegenheit, und man sieht ihn dann regelmäßig an offenen Quellen und Teichen oder auf morastigen Wiesenflächen erscheinen, wo er im Schnee mit hochgehobenen Schwanze und Flügeln gravitätisch einher-

schreitet. So vorsichtig und verschlagen er im Sommer auch ist, so scheu er dem Menschen auch ausweicht, so habe ich doch zu meiner Verwunderung gefunden, daß er in den ersten Wochen seiner Heimkehr auffallend zutraulich ist. So erschien ein Bussard fast alle Tage in nächster Nähe meines Nachbarhauses an einer warmen Quelle, ein anderer am Mühlteiche und ein dritter auf den Obstbäumen meines Obstgartens. — Um Nachtruhe zu halten, setzt er sich auf die starken Äste eines Waldbaumes dicht an den Stamm, oft nur 12—15 Fuß hoch vom Erdboden. In der Nähe meiner Wohnung schlieft ein Bussard allnächtlich auf einer am Saum einer Fichtenhainung stehenden mittelstarken Eiche. Um ihn zu beobachten, stellte ich mich im Dickicht verborgen an, hoffend, er werde bald nach Sonnenuntergang zur Ruhe gehen. Aber da hatte ich mich gewaltig verrechnet. Singdrossel und Rotkehlchen, die Spätjäger unsers Waldes, saßen schon schlafend unter dem grünen Blätterdach. Der Bussard kam nicht. Schon durchschwirrten die Fledermäuse die milde Abendluft, fern im Tal erklang des Waldfauzes schauerliche Stimme. Der Bussard blieb aus. Die Sterne erglänzten in goldener Pracht, die Nacht hing ihren dunklen Schleier immer tiefer über den Wald; da endlich durchschlug ein mächtiger Schatten das Gezweig; der Bussard erschien und bäumte sogleich. — Die Zeit der Dämmerung ist es nämlich, in welcher der Bussard hauptsächlich seiner Beute nachgeht. Leisen Fluges schwebt er nun am Waldsaume entlang, lauert an Lichtungen und Schlägen auf die sich allzufühlhern vorwagenden Kleinsänger, oder sitzt still und anscheinend sorglos auf einem Grenzsteine oder Maulwurfshügel und erwartet Amphibien, Weichtiere und Würmer. Gerade die Regenwürmer müssen oft seine Hauptmahlzeit ausmachen und es sieht recht unterhal tend aus, wenn er im tauigen Grase herumwandert und bald hier bald dort behutsam zulangt. In tiefen Waldtälern, im Schattendunkel hoher Buchen, fand ich ihn auch schon bei Tage jagen. Wenn es ihm auch nicht gelingt, ein Eichhörnchen zu erbeuten oder einen alten und gesunden Vogel zu fangen, so wird doch mancher unbeholfene Nestling von ihm übertölpelt. Im Spätsommer, wenn auf den Feldern und Fluren das Heer der verderblichen Nager oft in unver schämtester Weise zu hausen beginnt, da ist der Bussard eifrig beschäftigt, ihrem verwüstenden Treiben Einhalt zu tun. Jetzt

bilden Mäuse seine Hauptnahrung und es ist gewiß nicht zu hoch gegriffen, wenn man behauptet, daß er täglich ein Viertelhundert in seinen Schlund befördere. Außerdem fängt er Wiesel, Maulwürfe, Ratten, Kreuzottern und Frösche. Jüngst flog er an meinem Hause vorüber und hielt eine lang herunterhängende Blindschleiche in seinen Fängen. Gelegentlich fängt er auch junge Hasen. Leider wird ihm diese Übertretung des Wildschonungsgesetzes von einigen Jagdbesitzern als Kapitalverbrechen angerechnet, und ich habe schon oft erfahren, daß Forstbeamte einen Bussardhorst zerstörten, weil, wie sie sagten, der Bussard die jungen Hasen raube. Wenn ein mutwilliger Schulbube einen Bussardhorst ersteigt und ausraubt oder ein mordlustiger Bauernbursche auf den Raubvogel unerlaubter Weise seine Donnerbüchse abbrennt, so läßt sich das allenfalls entschuldigen; wenn aber Männer, die zu Hütern des Waldes bestellt sind, an einem von den Koryphäen der Naturforschung längst heilig gesprochenen Vogel das Standrecht zu exekutieren sich erlauben, so ist das, gelinde gesagt, unverantwortlich.

Die Varietät, der weißbrüstige Bussard, der bekanntlich immer einen grauen Augenstern hat, tritt hier nur sporadisch auf, ist aber gerade nicht selten. Ein Exemplar von wirklich ausgezeichneter Schönheit blieb in den milden Wintern 1865—66 und 67 bei uns, erschien fast täglich in der Nähe meines Hauses, saß oft stundenlang auf den Bäumen einer fernen Bergwand, wo die weiße Gestalt im Glanze der Morgensonne leuchtend hervortrat.

Gewöhnlich benutzt der Bussard zur Anlage seines Nestes die höchsten Waldbäume, doch fand ich dasselbe schon niedrig auf einer verkrüppelten Buche im Stangenholze. Unter einem gewiß 50 Fuß hoch stehenden Horste fand ich einst am Waldboden ein unbeschädigtes, rein weißes Bussardei, ein Beweis von der großen Widerstandsfähigkeit der äußeren Kalkschale.

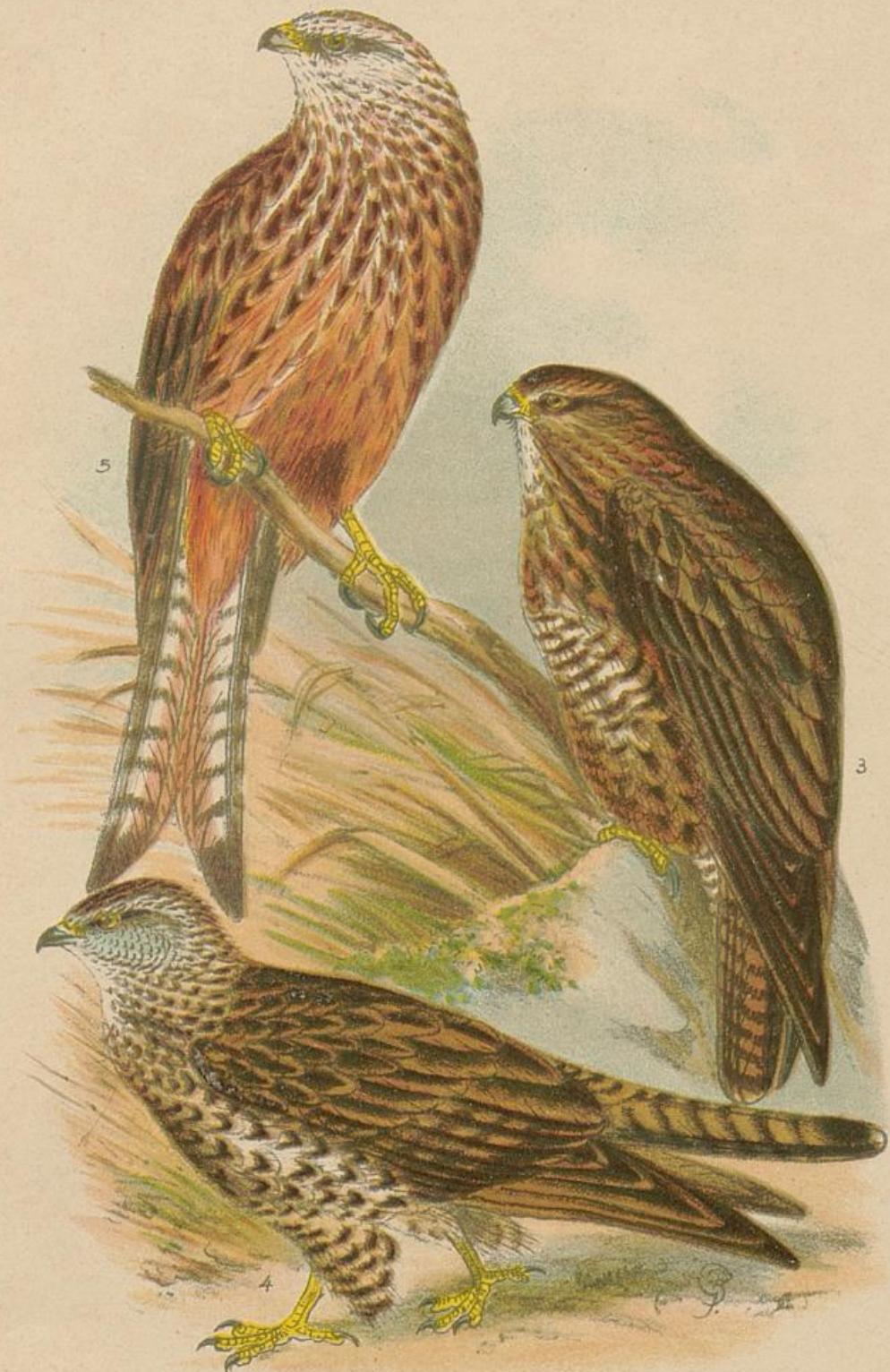
Kommt man einmal in die Nähe eines Bussardhorstes, welcher Junge enthält, so fliegen beide Alten mit lautem Hääh! dem Beobachter entgegen, aber meist so hoch, daß sie vor einem Schusse sicher sind.

Einmal beobachtete ich ein Bussardpaar, daß über den Wipfeln eines Fichtenbestandes kreiste, in dem eine Habenkrähe dem Brutgeschäfte oblag. Sofort flog das machehaltende Männchen dem einen Bussarde entgegen und belästigte ihn mit derben

Schnabelstößen. Raum sah dies der andere Bussard, als er seinem Gefährten zu Hilfe eilte und der Krähe unverhofft einen mächtigen Stoß auf den Rücken versetzte, daß sie sich im Fluge mehrmals überschlug und schweigend, ohne einen weiteren Angriff zu wagen, von dannen zog. — Dagegen sah ich einst einen Bussard über eine Saatkrähenkolonie hinweg schweben, aber es fiel von den Hunderten von Vögeln keinem ein, ihn zu belästigen.

Sobald die Jungen, die, wie alle Raubvögel, echte Nesthocker sind, das vollständige Gefieder erlangt haben, steigen sie auf den Rand des Horstes, verraten sich oft durch ihr klägliches Schreien, ziehen sich jedoch, wenn man an den Baum schlägt, eilig ins Nest zurück. Als ich mir im Sommer 1868 einen schon weit über den Horst hinausgestiegenen jungen Bussard vermittelst einer langen Stange herunterstößen wollte, um ihn in der Gefangenschaft zu beobachten, hatte ich mit dem Burschen große Mühe, denn er hielt den Ast fest umklammert, ließ ihn selbst nicht los, als er einmal darunter hing und flüchtete schließlich ins Nest zurück. Endlich, nachdem ich mit der Stange einigemal die Grundfesten seines Hauses erschüttert hatte, hielt er es für geraten, das Weite zu suchen und kam so in meine Hände. Zwei Tage saß er anscheinend trozig vor der Türe auf einem Holzstoße und verschmähte jegliche Nahrung. Er schien die Ankunft seiner Eltern zu erwarten. Am dritten Tage, als ihm das Fasten nachgerade leid zu werden anfing, prüfte er erst vorsichtig die zarten Schenkel eines Wasserfrosches. Er fand Gefallen daran und holte das Versäumte in wenigen Tagen nach. Frösche, Blindschleichen, Regenwürmer, Mäuse u. s. w. fraß er sehr gern, aber eine Kröte erregte seinen Abscheu. Vegetabilische Nahrung verschmähte er gänzlich. Nach Verlauf einiger Tage hatte er alle Scheu abgelegt und begrüßte mich, sobald er sah, daß ich ihm eine Mahlzeit servierte, mit lautem Freudenrufen. Meinem Haustöter, der sich einmal etwas allzudreist in seine Nähe wagte, sprang er ohne Umstände auf den Kopf, hielt ihn mit beiden Füßen umkrallt und peinigte ihn dermaßen, daß derselbe, nachdem ich ihn aus dieser unangenehmen Klemme befreit hatte, laut heulend davonlief und von nun an die verdächtige Gestalt nur aus angenessener Entfernung betrachtete. Ich behielt ihn bis zum kommenden Frühlinge, da ich aber nicht viel Empfehlenswertes an ihm fand, so hielt ich es für geraten, ihm die Freiheit wieder zu geben.

Ein naher Verwandter unsers Bussards ist der *Wespennbussard* (*Pernis apivorus*), ein feiger, träger und schwefälliger Raubvogel, der oft stundenlang in beschaulicher Ruhe auf seinen Lieblingsplätzen, Grenzsteinen, Pfählen, Erdhügeln, dürren Baumästen u. s. w. sitzt und auf seine Beute lauert, die bald in kleinen warmblütigen Tieren, bald in Lurchen aller Art, bald aber in den Brutten der Wespen und Hummeln besteht. Um letztere zu erlangen, begibt er sich auf Wiesen, Felder, Heiden, und Grasplätze, selbst in gebüschtreiche Vorhölzer, wo er mit bewunderungswertter Sicherheit die Nester im Erdboden aufspürt und sich die zarten Brutten mundet lässt. Als ich einst durch ein Vorholz schritt, erhob sich hinter einem Hülsenbusche ein Wespennbussard. Er war gerade beschäftigt gewesen, ein Wespennest bloszulegen und Erdklumpen, Grasbüschel und Wabenstückchen lagen zerstreut umher. Oft schreitet er auch im hohen Grase umher, wo er mancherlei Kerfe von den Blättern sucht. Daß er gewiß ein ihm zufällig aufstoßendes junges Vögelchen nicht verschont, wird man ihm nicht verübeln, dazu ist er ja ein Raubvogel. Eigentliche Vogeljagden stellt er, wie auch sein Vetter, der Mausert, niemals an, ist auch nicht so häufig und nistet nur in wenigen Paaren bei uns. Gegen Kälte ist er sehr empfindlich und riskiert niemals bei uns einen Winterfeldzug. Erst spät im Frühlinge stellt er sich wieder bei seinem Horste ein, weshalb seine Nachkommenschaft, gewöhnlich aus zwei Köpfen bestehend, erst im August denselben verläßt. In diesem Monate fand ich einst im Walde einen jungen Wespennbussard am Boden sitzen. Obwohl er vollständig befiedert war, hatte er doch das Haus seiner Väter zu früh verlassen und war noch nicht im Stande, sich mit den weichen Schwingen emporzuheben. Ich nahm ihn mit, mußte ihm aber seine Nahrung wie Frösche, Mäuse und Sperlinge erst zerkleinern, ehe er sie herunterwürgen konnte; mit Regenwürmern und Hummeln wurde er schon fertig, auch eingeweichte Stückchen Weißbrot schien ihm zu mundet. Dabei wurde er bald zahm, ließ sich streicheln und liebkosen, bot aber, seiner Trägheit und Bequemlichkeit wegen, des Anziehenden gar zu wenig dar, so daß ich herzlich erfreut war, als er sich eines schönen Morgens ohne weitere Abschiedszeremonie aus dem Staube gemacht hatte.



3. Mäusebussard. 4. Wespenbussard. 5. Königsmilan.

Kunstdruckst. Fr. Eugen Kohler, Düsseldorf-H. Berck-Unterbaum.

Der größte aber in der Neuzeit auch der seltenste Raubvogel unsers Waldgebirges ist der Königsmilan (Milvus regalis), hier unter dem Namen Gabelweih oder Gabelschwanz (plattdeutsch Twilster) bekannt.

Wenn die drückende Schwüle eines Sommermittags alles menschliche Leben in das Innere des Hauses gebannt; wenn es in unserm ohnehin nicht sehr lebhaften Gebirgsdörfchen still und stiller geworden: da naht sich von den lichten Laubwäldern der Königsmilan. Die mächtigen Schwingen weit ausgestreckt, den gabelförmigen Schwanz als Steuerruder, bald rechts bald links wendend, gleitet er ohne Flügelschlag, lautlos wie sein Schatten über den Erdboden, durch die Lüfte dahin und dort, wo im Hofsteiche des Landmannes auf seichtem Grund das Volk der Frösche die wohlthuende Sonnenwärme genießt, schwebt er in immer kleineren Kreisen spähenden Auges umher, fährt plötzlich unter die arglose Schaar und hebt mit den ausgestreckten Fängen einen zappelnden Wassermusikanten aus dem feuchten Elemente.

Den Namen Königsmilan haben ihm unsere westlichen Nachbarn, die Franzosen, die es in der Erfindung flingender Namen ziemlich weit gebracht haben, beigelegt; aus welchem Grunde ihn aber Schiller zum „Könige der Lüfte“ macht, begreife ich nicht recht, denn wenn sein Flug auch etwas Majestatisches hat, so ist doch sein Betragen aller Ehre und Würde bar und der Name Bettelmilan dürfte passlicher für ihn sein. Er geht überhaupt bei seinen Räubereien sehr dreist und zu dringlich zu Werke; sah ich doch schon, wie er sich mitten auf dem Marktplatz der in der Nähe des Waldes liegenden Stadt Horn niederließ, um ein Stück Fleisch, welches die Schulbuben für ihn dort ausgelegt, zu erhaschen. — In dem wildromantischen Tale der Silbermühle oder des Silberbaches liegt eine Sandsteingrube. Die Steinhauer, denen bei ihrer mühseligen Arbeit die umwohnende Tierwelt manchen Stoff zur Unterhaltung liefert, machen sich das Vergnügen, kleine Reste ihrer ohnehin nicht opulenten Fleischmalzeiten, eine Speckschwarze, Haut u. s. w. auf einem einzelnen Felsblocke niederzulegen und siehe, der Königsmilan nimmt sie in ihrer Gegenwart auf und empfiehlt sich schweigend.

Vor einiger Zeit sah ich ihn einmal nach Rabenart dem Pfluge des Landmanns folgen, um die blosgelegten Würmer,

Mäuse, Engerlinge und Käfer aufzulesen. — Auf dem Aase ist er eine gewöhnliche Erscheinung. So bemerkte ich einst, wie sich ein Königsmilan zu wiederholten Malen an der Grenze des Waldes hinter einer hohen Wallhecke niederließ. Ich ging hinzu und fand daselbst einen gewiß von der Hand eines Wilderer erslegten und beinahe halbverzehrten Rehbock. —

Als ich im März des Jahres 1866, als die Erde hart eingefroren war und eine leichte Schneedecke den Boden verhüllte, eine tote Ziege in die Nähe eines Fichtenhains geschleppt hatte, sah ich eines Morgens von meinem Fenster aus ein Paar Milane, die anfangs hoch in den Lüften freisend in immer kleineren Bogen niederschwebten. Schnell eilte ich hinzu, kounte mich aber nur, sollten sie nicht durch das Knarren des Schnees verschreckt werden, auf den Strümpfen ihnen nähern, was mir auch glücklich gelang. Da saßen nun die beiden Raubgesellen in einer Entfernung von 20 Schritten vor mir auf dem Leibgerichte, eifrig bemüht, mit dem stumpf gezahnten Schnabel möglichst viele Fleischstückchen abzulösen und gierig zu verschlingen. Alle Augenblicke veränderten sie ihre Stellung, lüfteten die Flügel und ließen dazu ein eigenümliches Freudengeschrei hören. Ungefähr 5 Minuten lang beobachtete ich dieses anziehende Schauspiel, aber meine Situation war zu unangenehm, sintonalen ich fast mit entblößten Füßen draußen im Schnee stehen mußte. —

Als einst im Herbst beim Auswerfen der Kartoffeln auf meinem Acker ungefähr ein Dutzend Feldmäuse erschlagen ward, ließ ich selbige vorsichtig sammeln und bei Seite legen, um sie zur Fütterung meiner Raubvögel zu verwenden. Beim Nachhausegehen blieben sie auf dem Felde zurück. Nachmittags ging ich hin, um sie zu holen, sah aber von ferne einen Königsmilan auf dem Acker herumspazieren, der die ganze Ladung bereits verspeist hatte. —

Zu wiederholten Malen sah ich auch, daß er sich plötzlich auf das Feld herabließ, um so zu sagen vor den Füßen der Arbeiter eine tote Maus aufzunehmen und sich schleunigst damit fortzumachen. — Zur Erntezeit jagt er den Schnittern durch sein unerwartetes Herniederfahren auf einen vor der Sense auffringenden Grasfrosch nicht geringen Schrecken ein. — Naumann nennt ihn einen berüchtigten Hühner- und Gänsedieb, und auch Brehm sagt in seinem Tierleben, daß

er in den Bauerngehöften die jungen Küchlein raube und dem Gänsehirten Sorge mache. In unserm Dorfe, wo viel Ge-
flügel, Gänse und Hühner gezogen werden, macht er sich dieser
Verbrechen nie schuldig. Meine Hühner ignorieren ihn voll-
ständig, wenn er auch täglich über dem Hofe kreist, und selbst
meine Tauben bleiben ruhig im Sonnenchein auf der Dach-
first liegen, wenn er auch nur 1—2 Fuß hoch darüber hin-
wegsegelt. Unter seinem Horst fand ich zwar einmal ein paar
Hühnerbeine; allein das berechtigt uns keineswegs, ihn des
Hühnerdiebstahls zu bezichtigen, er könnte ja leicht ein irgend-
wo ausgeworfenes totes Huhn annexiert haben, nimmt er doch
sogar, wie ich schon beobachtete, tote Krähen auf.

Der Horst des Königsmilan ist, da er alle Jahre wieder
bezogen wird, ein mächtiges Bauwerk, hoch auf den ältesten
und unzugänglichsten Waldbäumen thronend. Sonderbarer
Weise benutzt der Vogel zur inneren Auskleidung alte Lumpen,
die er weither zusammenschleppt. An einem mir bekannten
Horste flatterte vor einigen Jahren eine zerfetzte rote Schürze
und die benachbarten Zweige waren ringsumher mit Lappen
und Werg behängt. In der Gefangenschaft ist der Milan weit
liebenswürdiger und anhänglicher als der Bussard. Im Sommer
1867 brachte man mir zwei Stück Junge, beide Nestbrüder,
aber ein Paar ungleiche Brüder; denn der ältere war schon
völlig ausgewachsen, indeß der jüngere kaum flattern konnte.
Ich behielt den Ersteren. Anfang war er sehr scheu und
schrie aus Leibeskräften, sobald ich Mine machte, ihn anzu-
greifen. Wenn er die Ankunft eines Menschen vernahm, ver-
froch er sich in den dunkelsten Ecken. Einen vorgelegten Sper-
ling ergriff er sofort mit den Klauen, fraß ihn aber erst in
meiner Abwesenheit. Nach einigen Tagen hatte er alle Scheu
abgelegt, so daß ich ihn leicht gefesselt in den Garten auf einen
Tisch setzte. Zum Unglück nistete aber in der Nähe des Gar-
tens im Walde eine Rabenfrähe. Dieser schien die Gegenwart
des Milans sehr unangenehm zu sein, denn mit anhaltendem
Geschrei flog sie beständig von Baum zu Baum, schielte ver-
drießlich nach dem Räuber hinüber, schwieb über ihr hinweg
und gab sich nicht eher zufrieden, als bis ich die verdächtige
Gestalt ihrem Auge entrückt hatte. Auch der Königsmilan ist
ein überaus nützlicher Raubvogel, der mehr Schonung verdient,
als man ihm bisher hat zu Teil werden lassen. Daß er im

Frühling, ehe das Getreide sich üppig entfaltet hat, hin und wieder ein Häschchen wegkapert oder ein bodenständiges Vogelnest ausraubt, mag immerhin sein, doch ihn deshalb zu verurteilen, ist nicht nur töricht sondern auch lächerlich.

Ein anderer ebenso nützlicher Raubvogel, dessen Jagd sich vorzugsweise über Mäuse, Frösche, Blindschleichen, Heuschrecken und Käfer erstreckt, ist der wirklich reizende, kaum taubengroße *Turmfalke* (*Tinnunculus alaudarius*).

Er bewohnt in unserm Walde die Externsteine, das mächtige Eisenbahnviadukt bei Altenbeck und auch alte hohe Waldbäume. Von einem Pärchen, welches sich an der Nordseite des Waldes auf einer Eiche angesiedelt hatte, wurde einst das Weibchen von einem angehenden Forstmann erlegt und der Horst blieb seitdem verlassen. Einzelne, vielleicht alte Männchen, scheinen oft nicht von der Wanderlust ergriffen zu werden, denn sie bleiben auch im Winter über bei uns, und während ihre Brüder in wärmeren Afrika an reichbesetzter Tafel schwelgen, fristen sie auf den verödeten Fluren der Heimat ein kümmerliches Dasein. Einmal sah ich einen um Weihnachten bei strömenden Regen in seiner Nisthöhle sitzen, woselbst er auch der Nachtruhe pflegte. Auf meinem Felde, woselbst ich drei Raubvogelwarten (8 Fuß hohe Stangen mit einem Querholze oben versehen) aufgestellt habe, kann ich ihn täglich beobachten. Eine Familie, aus den beiden Alten und 4 Jungen bestehend, hielt ihre Nachtruhe bis in den Herbst hinein unter einem vornüberhängenden Felsdache. — Einst nistete ein Pärchen lange Jahre hindurch in einer in der Nähe des Waldes stehenden mächtigen hohlen Weide. Als aber ein Blitzstrahl den Baum traf und einen mannsdicken Ast herunter schleuderte, blieben die Jungen in ihrer Höhlung unverfehrt.

Wenn es schon für den Naturfreund etwas Anziehendes hat, den Turmfalken auf seinen Streifzügen zu beobachten, wie er unermüdet über den Feldern und Wiesen dahinschwebt, bald minutenlang auf einer Stelle rüttelt, plötzlich niederfährt, dann mit weithinschallendem „Klikli“ in den schönsten Linien in höhere Luftregionen steigt, so vermehrt sich dies Interesse, sobald man ihn am Neste beobachtet, wenn er seinen Jungen Nahrung zuträgt. An den heißen Sommertagen lässt er sich oft stundenlang beim Neste nicht sehen, wenn aber eben die

letzten Strahlen der Abendsonne hinter dem Walde verglühen, dann entwickeln beide Alten eine bewunderungswerte Tätigkeit. Alle Augenblicke fehren sie heim, beuteladen, entfernen sich schnell, um eben so eilig wieder zu erscheinen. Gerade die Dämmerzeit, wo die gefrässigen Nager ihre unterirdischen Behausungen verlassen und auch größere Kerfe surrend umherschliegen, scheint ihr Jagdglück außerordentlich zu begünstigen, so daß man fast zu der Annahme gelangen könnte, die Vögel zehrten am Abend von des Tages über gesammelten Nahrungsmitteln, wie mir unlängst ein alter Walddarbeiter allen Ernstes versichern wollte. Daß die Vögel aber in der Morgendämmerung eben so tätig sind, hatte der alte Praktikus freilich nicht beobachtet.

Höchst interessant und belustigend für den Beobachter sind die Flugspiele, die der Turmfalke oft mit gleichen Ge-
nossen oft aber auch mit Dohlen, Hähern und Rabenkrähen anstellt. Von meinem Fenster aus habe ich öfter Gelegenheit gefunden, diesen prächtigen Flugspielen zuzusehen, wenn auf den von der Morgensonne vergoldeten Gipfeln hoher Fichten der Falke erscheint und auf die sofort herbeieilenden Rabenkrähen anscheinend mit großer Wucht herabstößt, mit eleganter Wendung fast senkrecht in die Höhe steigt, wieder ruhig seinem Platz zueilt, und nun von seinen Spielgenossen belästigt, wieder die Lüfte durchsegelt. Auf diese Weise werden unter fortwährendem Wechsel der Rollen von den lebensfrohen Vögeln oft stundenlang über dem wipfelreichen Fichtenhaine die wunderbarsten Flugmanöver ausgeführt. — Als ich einst an einem Morgen des Spätjahrs die höchste Kuppe unseres Waldes passierte, die, beiläufig gesagt, im hellen Sonnenglanze lag, während ringsumher die Täler von einem dichten Nebelmeere verhüllt lagen, sah ich auf einem vorspringenden Felsblocke drei Turmfalken sitzen, die, nachdem sie ihr Gefieder geordnet, ihre Flugspiele begannen. Erst flog ein einzelner in schräger Richtung nach unten zur nebligen Tiefe; sofort stürmte ein zweiter hinter ihm drein, dann erhoben sich beide, überschlugen sich im Fluge und kehrten zur Felsplatte zurück. Jetzt stieg der dritte hoch in die Luft, rüttelte eine kurze Zeit und ließ sich wieder auf der Felsplatte nieder. Dann erhoben sich alle drei wie auf Kommando, durchschütteten die Luft, schwangen sich um den Felsen, stießen Freudenrufe aus, verfolgten sich gegenseitig, ohne sich je ins

Gefieder zu geraten, und freuten sich der himmlischen Freiheit ob der sonnigen Bergeshalde. So lange es meine Zeit erlaubte schwelgte ich in dem Anblicke der reizenden Falken und als ich schon ins nebelgraue Tal hinabgestiegen war, vernahm ich noch lange die lauten Freudenrufe der freien Bergbewohner.

Wer Bergnügen daran findet, einen Raubvogel in Gefangenschaft zu halten, dem ist der Turmfalke allenfalls zu empfehlen; hat ihm doch schon Matthias Bechstein den ersten Platz unter unseren Stubenvögeln eingeräumt. Natürlich sitzt auch er, wie alle Raubvögel, im Käfig den ganzen Tag ruhig auf seiner Stange und schaut mit den großen Augen sehnfütig hinaus nach den grünen Fluren, wo fessellos die Genossen die himmlische Freiheit genießen; aber kaum gewahrt er, daß ihm sein Pfleger ein Stück Fleisch präsentiert, da verändert sich plötzlich sein ganzes Wesen. Eine freudige Erregung durchzuckt die Gestalt, die Augen glühen lüstern, die Flügel breiten sich aus und mit lautem Rufe begrüßt er die willkommene Gabe. Aber auch der Turmfalke kann, wie die übrigen Räuber, die angeborene Raublust nie gänzlich verleugnen, und wenn er sich bei vegetabilischer Nahrung anscheinend recht glücklich fühlt, die Gelegenheit macht auch ihn zum Diebe, zum Mörder. So war mein Turmfalke ein liebenswürdiger Gesell, der mit der frömmsten Mine von der Welt draußen in einem Käfige saß und sich um den Besuch, den ihm täglich Meisen, Rotkehlchen, Zaunkönig und Spatzen abstatteten gar nicht zu kümmern schien, wußte er doch nur zu gut, daß seines Kerkers Eisengitter keine Übergriffe gestatteten. Da eines schönen Tages erlaubte ich ihm einen Spazierflug in den Garten! Das Fliegen fiel ihm recht schwer. Kaum aber erblickte er eine zwischen den Beeten umherwandernde Schar mutterloser Küchlein, als er plötzlich den Mantel der Scheinheiligkeit abwarf, sich unter dieselben stürzte und eines, das ihn an Gewicht des Leibes um das Doppelte übertraf, ergriff und, weil ich ihm freie Hand ließ, in kurzer Zeit erwürgte.

Aus der Familie der unedlen Falken sind die beiden Hauptrepräsentanten, der *Habicht* (*Astur palumbarius*) und der *Sperber* (*Astur nisus*), leider noch zu häufig in unserm Waldgebirge anzutreffen.

Der Habicht, dessen Leibesgewandtheit von keinem hiesigen Raubvogel übertroffen wird, ist der personifizierte Spiegelberg in der ganzen Räuberbande, der mit wahrem Seelenjubilo sein Handwerk ins Große praktiziert. Mit einer Frechheit und Unverschämtheit, die ihres Gleichen sucht, stürzt der Verwegene gewöhnlich aus einem Hinterhalte auf sein unglückliches Opfer, schlägt ihm die nadelspitzen Krallen in den Leib und tötet es nach wenigen Sekunden. Alle Vierfüßer, von der Maus an bis zum Hasen, alle Vögel, vom Zaunkönig bis zum Auerhahn, sind in seinem Jagdregister verzeichnet. Ich kann von ihm ein böses Lied singen, denn er hat im Laufe eines Jahres meinen schönsten Taubenschlag total ruiniert und mich um 18 Stück der edelsten Rassetauben gebracht, ohne daß es mir gelungen wäre, ihm seine Missat zu vergelten. Einst als er im stärksten Platzregen eine isabellfarbene Tümlertaube unter meinem Fenster erwischte und weit hinwegschleppte, war ich so glücklich, mich ihm auf etwa 30 Schritt zu nähern und stand eben im Begriff, ihm das Lebenslicht auszublasen. — Es ging mir aber wie den Preußen an der Käsbach, das Pulver war naß geworden, — die Flinte versagte und der Räuber flog mit seiner Beute weit über den Wald hin. Später war es mir nie mehr möglich, ihn zu beschleichen, denn, so wie er meine Person auftauchen sah, suchte er augenblicklich das Weite. Kleinere Tauben trug er fort, allein mit den größern, besonders mit den Kropftauben, hatte er doch seine Mühe. Einmal, als ich ihm schon von mittags 12 bis nachmittags 3 Uhr am Schreibtische sitzend und in der einen Hand die Feder, in der anderen Hand die Flinte haltend, aufgepaßt, entstand plötzlich draußen der wildeste Aufruhr in der Vogelwelt, woraus ich annahm, daß der Gefürchtete erschienen sei. Schnell stürmte ich hinaus und sah ihn schon in der Haustür auf 100 Schritt am Walde sitzen, eine starke Schlägertaube in den Fängen haltend. Allein schon hatte mich sein Falkenauge bemerkt, er strich schnell in das Waldesdunkel und ließ seine Beute fahren. Da diese nicht aufflog, hielt ich sie für verloren und wollte sie aufnehmen, als sie sich plötzlich aufraffte und pfeilschnell meinem Hause zuflog. Ich meinte sie habe sich auf den Schlag begeben und suchte sie dort, allein sie war nicht zu finden. Ich lockte die übrigen Tauben zur Fütterung, aber die Taube war nicht unter ihnen. Endlich nachdem ich noch

einmal Schlag und Bodenraum sorgfältig abgesucht, trat ich in eine Kammer im Erdgeschoß, wo sie zusammengekauert hinter einer großen Kiste saß. Sie war unverletzt, allein die Todesangst hatte ihr alle Besinnung genommen. Ähnlich erging es mir mit einem Huhne, welches vom Habicht ergriffen, sicher verloren gewesen wäre, wenn nicht eine zufällig vorbei passierende Frau den Mordgesellen verscheucht hätte. Das Huhn, am Halse schrecklich zerfleicht, flüchtete in ein nahes Fichtengebüsche, blieb daselbst Tag und Nacht, und ich mußte dasselbe schließlich durch meinen Haushund heraustreiben lassen. — Vor einiger Zeit stieß hier ein Habicht auf einen mächtigen Haushahn und schlug ihm die Fänge tief in den Rücken. Der arme Gockel, der sich noch eben aufrecht halten konnte, stürzte mit seinem Reiter spornstreichs zur Haustür hinein, worauf es dieser für geraten hielt, sich davon zu machen. — Die erbittertesten Feinde des Habichts sind und bleiben unsere Rabenkrähen, die mit fürchterlichem Geschrei auf ihn einstürmen und sich nicht eher zufrieden geben, als bis er das Feld geräumt hat. Einst sah ich im März kurz nach Sonnenaufgang einen ungeheueren Raben- und Dohlenschwarm über unser Tal hinweg nach Norden ziehen, bemerkte aber auch in demselben Augenblicke einen Habicht, der in gleicher Höhe schwiebend und in südlicher Richtung fortsteuernd, unfehlbar mit demselben kollidieren mußte. Ich war auf ein gewiß äußerst interessantes Kampfspiel gefaßt, allein die Wandernden schienen übergroße Eile zu haben und ließen den Erzfeind unbehelligt passieren. Kaum aber kam derselbe in die Nähe des Waldes, als ihm lautschreiend ein Paar Rabenkrähen entgegen flogen und ihn dann auch solange belästigten, bis sie in weiter Ferne meinem Auge entschwanden.

Tauben, sowohl wilde wie zahme, bleiben immer des Habichts Lieblingswild. Einmal sah ich ihn, wie er eben eine Rabenkrähne verzehrte, und ein andermal sogar ein Käuzchen. Das ein solcher Räuber, der im Stande ist, ein ganzes Waldrevier in kurzer Zeit buchstäblich zu veröden, keine Schonung verdient und ein für allemal auf den Ausrottungsetat zu setzen ist, versteht sich von selbst. Leider weiß er vermöge seiner Schlauheit und Vorsicht die Nachstellungen geschickt zu vereiteln. Nur beim Horste, wo er dem Störenfriede tollkühn um den Kopf stürmt, wohnt doch auch in seinem Räuberherzen eine glühende Liebe für seine Brut, gelingt es manchmal, ihn zu

erlegen. Aber auch hier wird er durch schlimme Erfahrungen bald gewitzig. So war einst an einem in meiner Nähe stehenden Horste das Männchen, als es in Gemeinschaft seiner Ehehälfte dem Jäger entgegenstieg, herabgedonnert. Seitdem wurde das Weibchen aber so vorsichtig, daß es allemal, wenn der verdächtige Grünrock erschien, weit vom Horste aufbäumte und sich nie wieder schußgerecht beikommen ließ.

Wir kommen zu der kleinen Ausgabe des Habichts — zum Sperber (*Astur nisus*).

Wenn ersterer hauptsächlich den Tauben und hühnerartigen Vögeln nachstellt, so ist letzterer der geschworene Feind all unserer lieben Singvögel, vom Goldhähnchen an bis zur Schwarzamsel. An Rühnheit, Frechheit und Verwegenheit ist er jenem nicht nur gleich, sondern sucht ihn noch zu überflügeln, wie mehrere Beispiele dartun werden. —

Als ich an einem heißen Sommermittag vor meiner Haustür saß und eine Bachstelze beobachtete, die nur wenige Schritte von mir unter lustigem Gezwitscher futtersuchend umhertrippelte, stürzte plötzlich um die Hausecke ein Sperber, ergriff das zutrauliche Vögelchen und entführte es durch die Lüfte. —

In meinem Baumhöfe nistete in einem Brutkasten seit mehreren Jahren ein allerliebstes Blaumeisenpärchen. Als im Frühlinge des Jahres 1869 das Weibchen wieder Baustoffe herantrug, tauchte hinter der Hecke urplötzlich die Gestalt eines Sperbers auf, und in demselben Augenblicke hing auch schon das Tierchen zappelnd in seinen Klauen. — Als ich einst an einem heitern Frühlingsmorgen mehrere Käfige mit Lockvögeln versehen in den Garten gestellt, sah ich bald ein Sperbermännchen, das eifrig bemüht war, einen Grünling durch das Drahtgitter zu ziehen. Es mußte die Rühnheit mit dem Leben büßen. — Auf einem Futterplatz dicht unter meinem Fenster saß beim leckeren Schmause eine Spatzenschar. Es ging dabei wie gewöhnlich hoch her, und ein paar alte Spatzenväter waren eben im heftigsten Disput begriffen, als auf einmal der Sperber erschien. Er stieß jedoch fehl, setzte sich auf ein nahes Geländer, um mit glühenden Augen das Schlachtfeld noch einmal zu überschauen. Gerade unter ihm, dicht an das Geländer gedrückt, saß ein armer Sperling, der, weil das Damokles-schwert über seinem Haupte schwebte, sich weder regte noch be-



6. Turmfalke. 7. Habicht. 8. Finkensperber.

Kunstanstalt Fr. Eugen Kohler, Gum. v. H., Gera-Utternhaus.

erlegen. Aber auch hier wird er durch schlimme Erfahrungen bald gewitzig. So war einst an einem in meiner Nähe stehenden Horste das Männchen, als es in Gemeinschaft seiner Ehehälfte dem Jäger entgegenstieg, herabgedonnert. Seitdem wurde das Weibchen aber so vorsichtig, daß es allemal, wenn der verdächtige Grünrock erschien, weit vom Horste aufbäumte und sich nie wieder schußgerecht beikommen ließ.

Wir kommen zu der kleinen Ausgabe des Habichts — zum Sperber (*Astur nisus*).

Wenn ersterer hauptsächlich den Tauben und hühnerartigen Vögeln nachstellt, so ist letzterer der geschworene Feind all unserer lieben Singvögel, vom Goldhähnchen an bis zur Schwarzamsel. An Rühnheit, Frechheit und Verwegenheit ist er jenem nicht nur gleich, sondern sucht ihn noch zu überflügeln, wie mehrere Beispiele dartun werden. —

Als ich an einem heißen Sommermittag vor meiner Haustür saß und eine Bachstelze beobachtete, die nur wenige Schritte von mir unter lustigem Gezwitscher futtersuchend umhertrippelte, stürzte plötzlich um die Hausecke ein Sperber, ergriff das zutrauliche Vögelchen und entführte es durch die Lüfte. —

In meinem Baumhöfe nistete in einem Brutkasten seit mehreren Jahren ein allerliebstes Blaumeisenpärchen. Als im Frühlinge des Jahres 1869 das Weibchen wieder Baustoffe herantrug, tauchte hinter der Hecke urplötzlich die Gestalt eines Sperbers auf, und in demselben Augenblicke hing auch schon das Tierchen zappelnd in seinen Klauen. — Als ich einst an einem heitern Frühlingsmorgen mehrere Käfige mit Lockvögeln versehen in den Garten gestellt, sah ich bald ein Sperbermännchen, das eifrig bemüht war, einen Grünling durch das Drahtgitter zu ziehen. Es mußte die Rühnheit mit dem Leben büßen. — Auf einem Futterplatz dicht unter meinem Fenster saß beim leckeren Schmause eine Spatzenschar. Es ging dabei wie gewöhnlich hoch her, und ein paar alte Spatzenväter waren eben im heftigsten Disput begriffen, als auf einmal der Sperber erschien. Er stieß jedoch fehl, setzte sich auf ein nahes Geländer, um mit glühenden Augen das Schlachtfeld noch einmal zu überschauen. Gerade unter ihm, dicht an das Geländer gedrückt, saß ein armer Sperling, der, weil das Damokles-schwert über seinem Haupte schwebte, sich weder regte noch be-

wegte. Ungefähr eine Minute lang dauerte diese fatale Situation und schon glaubte ich, der Räuber werde den erstarrt Dasitzenden übersehen, als er sich schnell niederschwang und ihn ergriff. Gerade die Sperlinge aber sind es, die am meisten unter seinen Fängen bluten müssen und er merkt sich den Ort, wo sie ihre lärmenden Volksversammlungen halten, sehr genau, erscheint dort täglich ein- bis zweimal zur bestimmten Stunde und zieht selten ohne Beute ab. Eben daher erklärt es sich leicht, daß die ungeheuren Sperlingsheere, die man im Spätsommer in der Nähe der Dörfer trifft, nach und nach immer mehr zusammenschmelzen und im Frühlinge auf eine normale Anzahl reduziert sind. Die Sperlinge, die beim Erscheinen ihres Feindes oft im Innern der Häuser Schutz suchen, sind auch dort vor ihm nicht sicher, da er manchmal kühn hindrein stürmt. So erhielt ich gelegentlich ein lebendes Exemplar, welches sich beim Verfolgen der Sperlinge auf den Kornboden verirrt hatte.

Einst hatte ich einen Käfig mit einem Lockstieglitz im Hausgarten dicht neben einer Hecke ausgesetzt. Als ich mittags hinzutrat, um den Vogel wieder heimzutragen und eben dabei war, eine Leimrute abzunehmen, stürzte sich plötzlich auf den mir zu Füßen stehenden Vogel ein Sperber herab und umflogtete in wilder Hast einmal den Käfig. Eine solche Kühnheit war mir doch noch nie vorgekommen. In meiner Bestürzung schleuderte ich, da ich eben keine andere Waffe zur Hand hatte, die Leimrute auf den frechen Räuber herab. Leider verfehlte dieselbe ihr Ziel und der Sperber entkam glücklich. Langsam erhob er sich und steuerte dem Walde zu.

Noch war keine Stunde vergangen, als ich auf einsamer Waldheide 5 Stück Stieglitz beobachtete, die emsig einige am Wege stehende Distelfäpfe bearbeiteten. Plötzlich durchfuhr ein Sperber sausend die Luft und stürzte sich unter die arglose Schar. Nach allen Richtungen stoben die geängstigten Buntröcke auseinander. Der Sperber, welcher auf den Boden herabfuhr und dann sich pfeilgeschwind erhebend etwa 30 Fuß hoch hinter einem Stieglitz dreinstieß, verfehlte dennoch seine Beute und zog anscheinend beschämt ins Weite.

Einst beobachtete ich am Mittage, um welche Zeit der Sperber und auch der Habicht gewöhnlich in den Dörfern einkehren, einen Sperber, der, als sich bei seinem durch die

Rauchschwalben signalisierten Erscheinen die in Aussicht genommenen Späßen vorsichtig in einer Dornhecke verkrochen, eine weiße Bachstelze aufs Korn nahm und dieselbe reißenden Fluges verfolgte. Bald war er derselben so nahe gerückt, daß ich das gehetzte Tier für verloren hielt. Da, als der Verfolger den letzten Schuß tun wollte, machte die Stelze noch einmal eine scharfe Seitenwendung und der Sperber — schoß ins Blaue.

Zum Glück für die kleineren Sänger mißlingen dem Sperber seine Jagden sehr häufig, doch wenn er nach einem Fehlstöße in freier Lust gewöhnlich sofort abzieht, so geht er bei seiner Verfolgung in Busch und Baum meist nachdrücklicher zu Werke. So sah ich ihn eine Kohlmeise verfolgen. Unter lautem Gezeter schlüpfte dieselbe bald durch die dichtverschränften Zweige einer Eiche, bald durch hohes Mußgesträuch, und der Sperber stürmte unablässig hinterdrein. Natürlich war ihm das Gezweig äußerst hinderlich und die Meise war stets ein Stück Weges voraus. Auf die Dauer wäre sie jedoch verloren gewesen, wenn sie es nicht vorgezogen hätte, in einem alten Heckenstamme Schutz zu suchen. Da erst stellte der Sperber seine Verfolgung ein.

Die Jagd des Sperbers hat keineswegs so viel Schwierigkeit als die Jagd des Habichts. Wo er täglich erscheint, braucht man sich nur versteckt aufzustellen und wird ihn leicht erlegen. Hat er eine gute Mahlzeit gehalten, so bäumt er gewöhnlich, läßt Flügel und Schwanz nachlässig herabhängen, zieht Kopf und Hals ein und pflegt halb wachend, halb träumend der Verdauung. Einst sah ich ihn in meiner Nachbarschaft einen Sperling fangen und damit dem nahen Gehölze zustreichen. Bald darauf erschien er hoch auf einer Eiche und saß dort lange im Schein der Abendsonne. Ich benutzte den günstigen Augenblick und donnerte ihn herab. Bei der Sektion fanden sich im Magen nebst verschiedenen Knochen und unverdauten Fleischresten 2 Paar Füße und 2 Schnäbel von Sperlingen, ein Zeichen, daß er zur Abendmahlzeit zwei Stück derselben gebraucht hatte.

Dem des Vogelfanges einigermaßen fundigen Vogelfreunde ist es bei den regelmäßigen Überfällen des Sperbers am Futterplätze gar nicht schwer, den Räuber in seine Gewalt zu bekommen, wenn man nur einen geräumigen Fangkäfig mit einer Falltür aufstellt und darin einen lebenden Sperling in einem

kleinen Käfige anbringt. Ich habe auf diese Weise schon in 3 Tagen 2 Stück, ein Männchen und ein Weibchen, gefangen und es vergeht fast kein Winter, wo ich nicht einem oder dem andern das blutige Handwerk auf immer lege.

In der Gefangenschaft sind sowohl der Habicht wie der Sperber unbändige Gesellen, mit denen sich schwerlich ein Mensch befreunden kann. Ihre Mordlust hat etwas Widerwärtiges, Ekelregendes und ihre Bosheit etwas Abstoßendes.

B. Nachtralb vögel.

Aus der Familie der nächtlichen Raubvögel, der Eulen nämlich, möge das größte Mitglied, der Waldkauz (Syrnium aluco) bei uns im Volksmunde Brakenherm benannt, billigerweise den Reigen eröffnen.

In den mit alten hohlen Eichen und Buchen bestandenen Waldschluchten findet er stets einen willkommenen Aufenthaltsort, siedelt sich aber auch in den Walddörfern an, wo er zum großen Ärger der Bewohner von den Obstbäumen hernieder seine fürchterliche Nachtmusik erschallen lässt. Sobald die Dämmerung beginnt, vernimmt man anfangs im Walde ein helles Kuwitt, Kuwitt! welches der eigentliche Lockruf zu sein scheint, dem bald das lautheulende Huhuhuhu! nachfolgt. Der letzte Ruf ist nur dem Männchen eigen und es lässt ihn nicht nur, wie Naumann meint, zur Paarungszeit, sondern zu jeder Jahreszeit erschallen, denn ich vernahm denselben sowohl in den mondhellten Herbstnächten, als auch in kalten grausigen Winternächten, ja zur Zeit des Wonnemonats sogar am hellen Nachmittage. Als man einst im Walde das Weibchen eines Pärchens erschossen hatte, wollte das Geheul des Männchens gar kein Ende nehmen.

Bei Tage sitzt der Waldkauz still verborgen in seinem Schlupfwinkel, am liebsten in dem dichten Nadelgezweige eingesprengter d. h. einzeln stehender, Fichten dicht am Stämme. Unter diesen Bäumen kann man oft sein Gewölle zu Dutzenden auflesen. Einst sah ich ihn an einem hellen Morgen zur Seite seiner zwei jungen Sprößlinge frei in der Krone einer Buche sitzen. Als ich mich ihm näherte, machte er sich eilist aus dem Staube, indes die Jungen ruhig sitzen blieben.

Sobald die Dämmerung niedersinkt, begibt sich der Waldkauz an die Jagd und man sieht ihn dann leichten Fluges am Waldesrande entlang ziehen, auf einem Busche oder Heckenstamme Halt machen oder sich auf freiem Felde niederlassen und nach Beute ausschauen. Auf dem Anstande mache ich mir oft das Vergnügen, ihn durch das Nachahmen einer piependen Maus zu reizen, wobei er sich häufig dicht neben mir niederlegt. Man muß dabei sein äußerst feines Gehör bewundern, da er sich selbst auf 30 Schritt Entfernung noch herbeilocken läßt. — Einst saß ich an einem windstiller Herbstabende unter einer dichten Hainbuchenhecke, als ein Waldkauz über meinem Haupte hinzog. Ihn zu reizen war das Werk einen Augenblicks. Sofort war er da und umschwebte den Busch. Er schien mich nicht zu bemerken und ließ sich im nahen Gehölz nieder. Ich lockte von neuem. Schnell war er wieder da, um, wie vorher, ohne Beute abzuziehen. Auf diese Weise ließ er sich wohl eine Viertelstunde lang täuschen, bis ihn endlich der Knall meines Gewehres verschuechte. — Einst jagte mir ein Waldkauz durch sein Erscheinen nicht geringen Schrecken ein. Es war nämlich am 6. Januar 1871, abends, als gerade der Erdschatten in den vollen Mond trat, wo es bekanntlich nicht ganz geheimer in der Natur zu sein pflegt, als ich mich ruhig mit der Flinte im Schnee am Kohlgarten stehend, urplötzlich von weichen Flügelschlägen, wie von Geisterschwingen, umfächelt fühlte. In demselben Augenblicke geschah es aber auch, daß ein großer Vogel auf meinen Hut, den ich etwas tief über das Gesicht gezogen hatte, flog und daselbst Posto saßte. Es war der große Waldkauz, der sich das Haupt eines Menschenfindes zum Sitzplatz gewählt, um sich von hier aus einmal nach Beute umschauen zu können. Ich stand wie eine Bildsäule und fühlte es deutlich, wie der nächtliche Unhold, ein respektables Mitglied aus dem Gefolge des wilden Jägers, mehrere Male seine Stellung veränderte und erst abzog, als ich den Versuch machte, ihn für diese absonderliche Zuneigung bei den Fängen zu ergreifen.

Im Herbst des Jahres 1867 erschien ein Waldkauz in dem neben meinem Hause liegenden Fichtenhaine und machte sich allabendlich durch sein Geheul bemerklich. Verschiedene Male sah ich ihn schon im Dämmerlichte im Baumhöfe sitzen. Er blieb den ganzen Winter hindurch. Im nächsten Frühjahr

schaffte er sich eine Gattin an, und nun hatte ich immer die schönste Gelegenheit das Pärchen zu beobachten, wenn es abends auf den am Rande des Fichtenhains stehenden Eichen sein Wesen trieb. Leider war seine Gegenwart den im Gehölz wohnenden kleinen Sängern ein wahrer Stein des Anstoßes, weil sich das Paar schon am hohen Nachmittage losgab, um, begünstigt durch das Zwielicht des Nadelwaldes, die Jagd zu beginnen. Am 12. Mai 1868, nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr, erhob plötzlich im nahen Gehölze eine Schwarzamself, von der ich wußte, daß sie halbflügge Junge hatte, ein fürchterliches Angstgeschrei. Ich lief eiligst hinzu und sah bald den Störenfried in Gestalt eines Waldkauzes vor meinen Augen auffliegen und sich tief ins Fichtendickicht zurückziehen. Die Amsel flog laut schreiend hinterdrein; ihre Angstlaute zogen die umwohnende Vogelwelt herbei, und bald erhob sich ein ohrenbetäubender Lärm, der, so gräßlich er auch klang, nur meine Wissbegierde reizte und mich auf den Gedanken brachte, näher herbeizuschleichen. Behutsam, auf allen Vieren kriechend winde ich mich durch das Nadelwickel und gewahre bald, wie eben eine Singdrossel mit schrillem Geschrei auf den Kauz zufährt. Dieser wendet verdrießlich das Haupt seitwärts und starrt dann wieder regungslos den Angreifern entgegen. Unterdessen wogt mir zu Häupten ein Meer von Tönen im wildesten Durcheinander. Grasmücken, Laubvögel, Finken, Meisen, Rotkehlchen, Braunellen und Goldhähnchen: sie alle umflattern und umschwirren mit den kräftesten Jammerlauten den nächtlichen Unhold. Plötzlich schwingt sich ein Fink auf den Wipfel einer Fichte und schlägt siegestrunken seine markige Strophe. Ihm folgt von ähnlichen Gefühlen beseelt eine Schwarzplatte, und reizend hebt sich aus dem Chaos der Töne ihr lieblicher Überschlag. Das klingt dem Lichtfeinde wie bitterer Hohn, er fliegt in den Wald, alle Vögel hinterdrein und der Skandal beginnt von neuem.

Die Hauptnahrung des Waldkauzes besteht aus Mäusen aller Art, doch stellt er auch eifrig den Vögeln nach. Ja ich halte ihn für einen argen Nestplünderer, der besonders an den Nestsfern der Wildtauben, der Drosseln und Finken arge Verwüstungen anrichtet.

Wie alle Eulen, wird auch der Waldkauz vom Lichte angezogen, und er erscheint deshalb oft vor den Fenstern. So

saß vor einigen Jahren ein Waldkauz allabendlich meinem Stubenfenster gegenüber auf einem an einer Stange frei schwebenden Starenkästen. Einmal bei tiefem Schnee saß er etwa nur 3 Schritt vom Hause entfernt auf einem Vogelbeerbaum. Als ich ihm aus dem Fenster einen im Käfige steckenden Vogel vorhielt, schien er diesen mit Wohlgefallen zu betrachten, traute sich aber nicht an den Käfig. Später war er einmal bei Mondschein durch eine zerbrochene Scheibe ins Haus gelangt und hatte mir einen am Fenster stehenden Kanarienvogel aus dem Bauer stibitzt. —

In einer mondellen Märznacht, als schon die Geisterstunde heraufgezogen war, vernahm ich im Bette liegend, plötzlich einen fürchterlichen Schlag gegen ein Fenster meines Hauses, dem gleich ein zweiter folgte. Schnell sprang ich auf, sah zum Fenster hinaus und bemerkte ein Paar Waldkäuze, die abwechselnd gegen die Fenster meiner Vogelstube stießen, weil sie ausgefundschaftet hatten, daß einige Vögel von der Wanderlust ergriffen, an den Scheiben flatterten. Da zu befürchten stand, daß mir beide Räuber mit vereinten Kräften die Scheiben zertrümmerten, so griff ich zur Flinte und streckte einen derselben nieder. Von der Zeit an hatten alle Belästigungen meiner Vögel ein Ende.

Bei meinem am Walderande wohnenden Freunde, der im heftigen Fieber lag, flog um Mitternacht ein Waldkauz zu wiederholten Malen vor ein erleuchtetes Fenster und setzte die am Bette wachende Ehehälste nicht wenig in Schrecken. Am andern Morgen stellte sich heraus, daß ein hinter dem herabgelassenen Vorhange auf der Fensterbank stehender Kanarienvogel den Kauz herbeigezogen. Auf der Schneedecke standen noch deutlich die Flügelpuren desselben verzeichnet.

Einst hatte sich bei tiefem Schnee ein Waldkauz in der Nähe meines Hauses unter einem herabhängenden alten Wurzelstocke oberhalb eines Steinbruchs eine tägliche Schlafstelle erwählt. Hier saß er ungestört und ließ sich durch einzeln vorübergehende Menschen oder rollende Wagen durchaus nicht stören. Als aber eines Tages ein Leichenzug vorbeikam und der Kauz die lange Reihe der Begleiter sah, schien ihm die Sache doch nicht geheuer; er stürmte plötzlich aus seinem Versteck und flog gerade über den Sarg hinweg einem nahen Gehölze zu. Natürlich bot der unschuldige Vogel durch dieses

absonderliche Benehmen einigen abergläubischen alten Basen einen prächtigen Unterhaltungsstoff.

Nach dem Waldkauze verdient zunächst unsere Ohreule oder Waldohreule (*Ottus sylvestris*) genannt zu werden. Diese, ein schöner schlanker Vogel mit aufgerichteten Federohren, bewohnt sowohl den Laub- als auch den Nadelwald, zieht aber den letzteren zur Brutzeit immer vor, weil sie hier am Tage besseren Schutz und Ruhe hat. Da sie auch im Winter bei uns bleibt, hört man schon im Januar am Brutplatz, selbst am hellen Tage, ihr tiefes Wumb, wumb! oder auch ein langgezogenes Hüt, hüt! erklingen. Diese dumpfen eintönigen Rufe haben schon manchen Uueingeweihten in heillose Angst versezt und war ich einst Zeuge, daß selbst ein junger Forstmann, den sein Weg an einem Fichtenbestande, der von Ohreulen bewohnt war, entlang geführt, bleich und verstört erzählte, daselbst das Klagestönen eines Menschen vernommen zu haben. Häufig hörte ich auch, daß sie in der Nähe ihres Brutplatzes kräftig mit den Flügeln schlug, wie es unsere Haustauben können.

An einem heitern Juniabende ging ich, um die Schönheit der Natur zu genießen, am Saume eines Fichtenwaldes entlang. Plötzlich drangen aus dem Dickicht eigentlich pfeifende Töne in mein Ohr, dem Schmälen eines jungen Rehkitzchen täuschend ähnlich. Um der Sache auf den Grund zu kommen, schlug ich mich mühsam durch das verschrankte Gezweig, aber allemal, wenn ich die Zweige auseinander bog, hatten die Pfeiftöne ein Ende. Wenn sie aber, erst ganz leise, dann in aller Stärke erklangen, kam ich wieder eine Fichtenreihenweite näher. Auf einmal tönt aus den höheren Fichten ein lautes Wumb, wumb! Die pfeifenden Töne erschallen von neuem. Als ich nun die letzte Fichtenreihe durchbrach, siehe da flatterten, statt des gehofften Rehkitzes, zwei junge Ohreulen im hellen Federkleide langsam an mir vorüber. In demselben Augenblicke erschien auch schon eine der Alten auf dem Wipfel einer niederer Fichte und begrüßte mich mit dem bekannten Wumb! Das Schicksal ihrer Kinder scheint ihr sehr am Herzen zu liegen, denn wenn ich auch denselben keine Feder zu krümmen vermag, lugt sie doch mit den großen Augen ängstlich auf mich herab, während gleichzeitig im Nadelldickicht

Am sel und Drossel mit hellen Angstlauten der Sorge um ihre Brut Ausdruck verleihen. Die Jungen ließen nach kurzer Zeit wieder ihre Hungerstimme ertönen, was ich ihnen durchaus nicht verübeln konnte, da sie an den langen Sommertagen 16—18 Stunden ohne Nahrung geblieben waren.

Bei Tage sitzt die Ohreule still im Nadelgrün verborgen, doch traf ich schon im Sommer eine einzelne im Dickicht eines jungen Buchenauflags nur 1,50 m vom Erdboden sitzen und zwar so fest vom Schlaf umfangen, daß ich sie mit einem Stocke hätte erschlagen können. Zur Brutstätte benutzt sie meist verlassene Krähen-, Häher- und Eichhörnchenester und fand ich sie schon im März fest auf ihren kugelrunden Eieren brüten.

Ob auch die Sumpfohreule (*Otus brachyotus*) ein wirklicher Brutvogel unseres Waldgebietes ist, vermag ich leider nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Ich habe sie nur zur Herbstzeit angetroffen, wo sie sich bekanntlich auf der Wanderung befindet. Um diese Zeit trifft man auf den mit Heidekraut und Heidelbeersträuchern bewachsenen Bergen und Gebirgsrücken oft Familien an, die 8—12 Köpfe stark sind und die nicht nur in der Abenddämmerung, sondern selbst am hellen Tage das Auge des Naturfreundes durch ihre gesellschaftlichen Flugmanöver erfreuen. Nach Lenz soll sie Berg und Wald meiden, dies paßt aber nur für die Brutzeit, nachher besucht sie Berge und Wälder und wird häufig im Herbst in Erlenbrüchen, wenn sie vom Erdboden in die Höhe steigt, für eine Schnecke angesehen und herab gedonnert. Als ich einst im Oktober auf dem höchsten Gebirgszuge unseres Waldes in Begleitung eines befreundeten Forstmannes pürschte, sah ich über einer von mittelgroßen Fichten umsäumten Heidefläche ein Paar unserer Eulen in mäßiger Höhe umherfliegen. Sobald ich zu reißen anfing, d. h. den piependen Ton einer Maus nachmachte, kamen die Vögel sofort herbei und schwebten, vom Abendlichte umspielt, dicht über meinem Kopf hinweg. Später sah ich, daß sie sich auch, ganz gegen ihre Gewohnheit, auf den Wipfel der Fichten niederließen, um vielleicht Umschau nach Beute zu halten. Während sie, wenn sie am Erdboden sitzen, den Beobachter ganz nahe kommen lassen und erst vor den Füßen auffliegen, weil sie von Gestrüpp verdeckt nicht



9. Waldkauz. 10. Ohreule. 11. Schleiereule.. 12. Steinkauz.

Am sel und Drossel mit hellen Angstlauten der Sorge um ihre Brut Ausdruck verleihen. Die Jungen ließen nach kurzer Zeit wieder ihre Hungerstimme ertönen, was ich ihnen durchaus nicht verübeln konnte, da sie an den langen Sommertagen 16—18 Stunden ohne Nahrung geblieben waren.

Bei Tage sitzt die Ohreule still im Nadelgrün verborgen, doch traf ich schon im Sommer eine einzelne im Dickicht eines jungen Buchenauflags nur 1,50 m vom Erdboden sitzen und zwar so fest vom Schlaf umfangen, daß ich sie mit einem Stocke hätte erschlagen können. Zur Brutstätte benutzt sie meist verlassene Krähen-, Häher- und Eichhörnchenester und fand ich sie schon im März fest auf ihren kugelrunden Eieren brüten.

Ob auch die Sumpfohreule (*Otus brachyotus*) ein wirklicher Brutvogel unseres Waldgebietes ist, vermag ich leider nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Ich habe sie nur zur Herbstzeit angetroffen, wo sie sich bekanntlich auf der Wanderung befindet. Um diese Zeit trifft man auf den mit Heidekraut und Heidelbeersträuchern bewachsenen Bergen und Gebirgsrücken oft Familien an, die 8—12 Köpfe stark sind und die nicht nur in der Abenddämmerung, sondern selbst am hellen Tage das Auge des Naturfreundes durch ihre gesellschaftlichen Flugmanöver erfreuen. Nach Lenz soll sie Berg und Wald meiden, dies paßt aber nur für die Brutzeit, nachher besucht sie Berge und Wälder und wird häufig im Herbst in Erlenbrüchen, wenn sie vom Erdboden in die Höhe steigt, für eine Schnecke angesehen und herab gedonnert. Als ich einst im Oktober auf dem höchsten Gebirgszuge unseres Waldes in Begleitung eines befreundeten Forstmannes pürschte, sah ich über einer von mittelgroßen Fichten umsäumten Heidefläche ein Paar unserer Eulen in mäßiger Höhe umherfliegen. Sobald ich zu reißen anfing, d. h. den piependen Ton einer Maus nachmachte, kamen die Vögel sofort herbei und schwebten, vom Abendlichte umspielt, dicht über meinem Kopf hinweg. Später sah ich, daß sie sich auch, ganz gegen ihre Gewohnheit, auf den Wipfel der Fichten niederließen, um vielleicht Umschau nach Beute zu halten. Während sie, wenn sie am Erdboden sitzen, den Beobachter ganz nahe kommen lassen und erst vor den Füßen auffliegen, weil sie von Gestrüpp verdeckt nicht

weit Umschau halten können, sagten sie, wenn ich mich ihnen näherte, von den Fichten schon in einer Entfernung von 50 Schritten auf.

Vor Jahren vernahm ich an einem heiteren Oktoberabende an dem meiner Wohnung gegenüberliegenden mit Heidekraut und Fichtengebüsch bestandenen Berggrünen der Belmarstot ein mörderisches Rottenfeuer. Am andern Tage überbrachte mir ein Kräbe eine flügellahm geschossene Sumpfohreule und machte mir zugleich die Mitteilung, daß am Abende vorher einige gräßliche Jäger eine Eulenjagd abgehalten hätten. Ich zog sofort nähere Erkundigungen ein und war nicht wenig erstaunt, als mir einer von den beteiligten Schützen mit seltener Nauvität erklärte, er habe allein vor dem revierenden Hühnerhunde acht Stück Eulen erlegt, was ihm jedoch eine große Heldenat zu sein schien. Es kommt wohl vor, daß ein mit vollen Taschen ausziehender und leer heimkehrender Nimrod beim Schlusse der Jagd einen am Weg sitzenden Goldammer niederdonnert oder zwischen eine Spatzenchar feuert, um wenigstens etwas erlegt zu haben; es kann ferner vorkommen, daß ein unwissender Bauer eine Eule herabschießt und zum Prunk über das Scheunentor nagelt; aber daß es in unserer Zeit noch möglich sein kann, eine formliche Eulenjagd in Szene zu setzen und dann die Fänge nachher, als die Fänge gewaltiger Raubvögel, auszulösen, daß ist mir unbedeutlich und verdient gewiß immerhin einer ernstlichen und öffentlichen Rüge.

In den Walddörfern finden wir hin und wieder auch den schönen Schleierkauz (*Strix flammea*), auch Perleule genannt, und den muntern possierlichen Stein kauz (*Athene noctua*), der im Volksmunde unter dem Namen Leichhuhn von ominöser Bedeutung ist.

In den früheren Jahren betrachtete man den Schleierkauz auf den Dörfern gleichsam als zum Hausgeflügel gehörig und ließ bei Neubauten unter dem Giebel niemals das bekannte Eulenloch fehlen. Heute ist das vorbei, der Vogel ist ausgewiesen und wenn er nicht auf Kirchen und Türmen oder an Felsen und Ruinen ein schützendes Asyl fände, so würde es schlimm um ihn bestellt sein. Nur auf den Taubenschlägen findet er noch manchmal eine bleibende Stätte, lebt er doch

mit den Tauben im besten Einvernehmen. Einst fand ich auf einem Schlage das Nest des Schleierkauzes mit 5 Eiern, nur etwa einen halben Fuß breit von einem Taubenneste entfernt. Der Kauz blieb aber niemals, wenn man den Schlag betrat, auf den Eiern sitzen, sondern flog, sobald er das Knarren der Tür vernahm, mit den Tauben zum Flugloche hinaus.

Wenn auch die Tauben an dem Schleierkauz keiner Feind besitzen und Mäuse die Hauptnahrung ausmachen, so wird er doch kleinern Vögeln gefährlich. Mancher Spatz, der des Abends ruhig sein Schlafgemach unterm Dache bezieht, dient nach weniger Stunden schon dem Schleierkauze zum Nachtmahle, ja selbst Singvögel, die über Nacht zufällig draußen im Käfige hängen geblieben, werden von ihm weggefupert. Einst hatte ich einen Duäker im Käfige am offenen Fenster stehen. Um Mitternacht schrie er plötzlich so jämmerlich, daß ich davon erwachte. Als ich hinzusprang, hing gerade ein Schleierkauz am Gitter und wollte dem armen Nordländer den Garaus machen. Natürlich flog der Übeltäter fort, hielt sich aber noch eine Weile in der Luft schwebend vor dem Fenster auf, bis ich den Vogel hereinnahm.

Keine Eule versteht so widerlich zu kreischen als unsere Schleiereule. Das laute Huhuhu des Waldkauzes, das sanfte tiefe Huh der Ohreule sind Wohlklänge im Vergleich zu dem schrillen Schrärrräf der Schleiereule. Auch vernimmt man zeitweilig von ihr ein merkwürdiges Schnarchen und erinnere ich mich aus meiner Jugendzeit, daß ich als Kind, wenn mich mein Weg abends an einem Totenhofe vorbeiführte, in dessen Mitte ein von Schleierenen bewohnter Turm stand, immer ein geheimes Grauen empfand, da man mir allen Ernstes versichert hatte, das Schnarchen röhre von den Toten her.

Ein allerliebster Vogel ist der Stein kau z oder das Käuzchen, ein regelmäßiger Bewohner von alten Türmen, Felsen und Burgen, der jedoch den tiefen Wald gänzlich meidet, aber in Vorhözern und Walddörfern angetroffen wird, meist in hohlen Bäumen nistend. — In einem Dorfe am Walde nistete ein Käuzchenpaar 15 Jahre in einem hohlen Apfelbaum. — An den heitern Frühlingstagen läßt das Männchen, aus der Bruthöhle hervorlugend, ein lautes Kew! oft stundenlang erschallen.

Es ist ein sehr unterhaltendes Naturbild, wenn einmal ein Käuzchen bei Tage seinen Schlupfwinkel verläßt und auf dem Dache oder in der Krone eines Baumes sitzend von den benachbarten kleineren Vögeln umzettet wird. Wie anscheinend ängstlich und verlegen, den Kopf eingezogen, die Augen fast geschlossen, der arme Finsterling daszt, als vermöchte er keine Feder zu krümmen! Und wenn ihm auch ein Fink als der verwegene und tollkühnste der anstürmenden Schar, beinahe in's Gesicht fährt, er läßt alle Unbilden ruhig über sich ergehen, weiß er doch, daß es ihm nicht möglich ist, am hellen Tage Rache zu nehmen. Das Käuzchen fängt nur schlafende Vögel, scheint auch diese den Mäusen vorzuziehen.

Einer meiner Freunde hatte in einem Doppelfenster ein Paar Kanarienvögel untergebracht. Nun saß ich mit ihm zur Dämmerstunde eines kalten Winterabends gemütlich plaudernd am Ofen, als auf einmal ein mächtiger Schlag gegen das Fenster erfolgte. Ich sprang erschrocken auf und sah bald die Ursache in Gestalt eines Käuzchens am Fenster hängen. Es flog fort und setzte sich auf einem gegenüber stehenden Birnbaum. Wenige Augenblicke und es erfolgte ein neuer Schlag, der sich viermal nach einander wiederholte. Natürlich war es dem Kauz unmöglich, die Scheibe zu zertrümmern, sonst wäre es den kanarischen Finken gewiß übel ergangen. Mein Freund versicherte, daß der Kauz schon mehrere Abende dies Maß über ausgeführt habe. Den Vögeln schien die Sache auch eben nicht gefährlich zu sein, denn sie blieben ruhig auf ihren Sprunghölzern sitzen.

Für die Gefangenschaft ist das Käuzchen sehr zu empfehlen. Seine drolligen Geberden sind wahrhaft ergötzlich. Jetzt richtet es sich kerzengerade empor, sperrt die Augen weit auf, macht eine rasche und tiefe Verbengung, springt mit großer Geschicklichkeit von der einen Ecke des Käfigs zur anderen; jetzt zwinkt es mit den Augen wie eine Käze und sitzt halb wachend, halb träumend da; jetzt reckt und dreht es den Kopf und Hals und verfolgt uns mit den Augen, wenn wir uns entfernen. Reichen wir ihm einen Sperling, seine Lieblingsflock, so kommt es uns trippelnd entgegen, flattert am Gitter und nimmt die willkommene Gabe aus unserer Hand.

II. Würgvögel (Laniidae).

An die Raubvögel reihen wir eine Klasse von Vögeln, die gleichsam den Übergang bilden zu den Sängern, da sie einerseits mit scharfem gezahnten Schnabel und scharf bekrallten Füßen ausgerüstet sind, andernteils aber ein treffliches Gesangstalent, besonders in der Nachahmung fremder Weisen, besaufen: es sind dies die Würger, bei uns unter dem Namen Neuntöter, Radbrecher oder Dornstecher allgemein bekannt. Wir finden in unserem Walde drei Arten vertreten, von denen dem größten, dem Raubwürger, (Lanius excubitor) die erste Stelle gebührt.

Dieser Vogel ist das Urbild der ganzen Sippschaft und zeichnet sich durch eine unverwüstliche Mordlust, durch übergroße Wachsamkeit und durch sein ungeselliges Wesen besonders aus. Allen schwächeren Geschöpfen gegenüber spielt er stets den Unterdrücker, mit größeren Vögeln, wie Raben, Hähern und Elstern, lebt er in beständiger Fehde, allein vor dem Sperber, Habicht und den kleineren Edelfalken hat er wenigstens soviel Respekt, daß er sich bei ihrem Erscheinen hübsch demütig im ersten besten Dornbusche versteckt. Dem Sperber gleich, sucht er gern die draußen hängenden Stubenvögel aus dem Käfige zu zerren, fällt über die Lockvögel her, plündert Vogelnester, überrumpelt die eben ausgeslogenen Nestlinge usw.

Es war im Januar 1867, als ein schöner klarer Wintermorgen über unserm Waldgebirge aufging. Den Erdboden deckte eine leichte Schneedecke, die im Glanz der Morgensonne in unzählbaren Krystallen funkelte. Ich war schon früh hinausgezogen in den Wald, um mir am Saume eines mächtigen Buchenbestandes einige Rotgimpel für den Käfig zu erbeuten. Kaum hatte ich den Lockvogel unter dem mit Leimruten bespickten Lockbusche aufgestellt, als auch schon eine Schar von wenigstens 20 Exemplaren dieser allerliebsten Kernbeißer auftauchten, die sich aber durchaus nicht nähern wollten und trotz der sehnüchtesten Sirenenentöne meines Lockers sich tiefer in den Wald begaben. Da ein Wintermorgen im Walde ein herzerhebender Genuss ist, so ließ ich den Lockvogel an seinem Platze stehen und schlenderte gemütlich weiter ins Dickicht. In

den Kronen der hohen Buchen schwirrten und zwitscherten Hunderte von Meisen, die geschäftig die süßen Kerne der Buchnüsse aufflaubten; große Flüge von Buch- und Bergfinken lebten hier, unbekümmert des kalten Winters, herrlich und in Freuden; Baumläufer, Spechte, Spechtmeisen rutschten, meißelten und klopften an den moosigen Stämmen und ein paar Häher begrüßten mich mit widerlichem Geschrei. Nachdem ich eine geraume Zeit dies überaus heitre, lebensfrohe Treiben meiner befiederten Freunde bewundert, trat ich den Rückzug an, sah aber schon aus einiger Entfernung einen ziemlich großen Vogel auf dem Käfige meines Lockgimpels sitzen. In eben demselben Augenblicke aber geschah es auch, daß derselbe an die Leimruten geriet und in den Schnee herabfiel. Es war der große Raubwürger, den ich gefangen hatte. In den ersten Tagen seiner Gefangenschaft war er scheu und unbändig, allein er gewöhnte sich bald, machte die tiefsten Bücklinge, verbunden mit obligatem Schwanz- und Flügelrütteln, wenn ich vor seinen Käfig trat, nahm auch bald Mäuse, seine hauptsächlichste Nahrung, aus meiner Hand. Eine jede, auch schon getötete Maus ergriff er mit dem hakenförmigen Schnabel am Halse, trug sie einigemal in seinem Kerker umher, spießte sie geschickt auf einen Nagel, den ich durch seine Sitzstange getrieben und zerstückelte ihr dann den Kopf.

Als ich einst einige Lockvögel im Garten nicht weit vom Hause aufgestellt, erschien ebenfalls dabei ein Raubwürger und war eben im Begriff, einem Stieglitz, den er bereits durchs Gitter gezogen, den Kopf zu zerklauen, als ich mit der Flinte in den Garten trat. Sobald er mich sah, flog er einige Schritte weiter und setzte sich dann auf einen Braunkohlkopf. Ich schoß — der Kohlkopf fiel — der Würger zog von dannen! Um Mittag kam er wieder, fand aber den Käfig mit Leimruten umsteckt, welchen er nicht recht zu trauen schien, wollte jedoch den Stieglitz nicht im Stiche lassen. Behutsam schlich er näher, stieß mit dem Schwanz an eine Leimrute, die daran festklebte, worauf er schnell zum zweitenmale abzog. Jetzt griff ich zum Schlagnetze, beförderte es mit einem toten Sperlinge und legte es in die Nähe des Käfigs. Leider hatte ich es, vom Jagdfieber angewandelt, zu leicht gestellt, es war zugeschlagen, und ehe ich mich versah, saß der Würger oben auf dem Netze und wollte den Sperling hindurchziehen. Noch einmal trieb ich ihn

hinweg und stellte das Netz von neuem auf. Nach Verlauf einer Stunde erschien er zum vierten Male, umhüpfte das Nest, fuhr dann tollkühn auf den Sperling los und ward endlich gefangen.

Zum Glück für unsere Singvögel ist der Raubwürger ein ungeschickter Flieger, der nur erschöpfte oder junge Vögel zu fangen imstande ist. Daß alte gesunde Vögel vor ihm sicher sind, ihm wenigstens entgehen zu können, schließe ich aus folgender Beobachtung: An einem nebligen Oktobermorgen erschien auf einer neben meinem Hause stehenden hohen Esche ein Raubwürger, dessen Anwesenheit plötzlich die umwohnende kleine Vogelwelt aufs höchste erregte. Hauptfächlich waren es die Finken, die mit lauten Lärmtönen ihre Kameraden zur Unterstützung herbeiriefen. Einige setzten sich nur einige Fußbreit von dem lustern umherblickenden Bösewicht, wohl wissend, daß derselbe ihnen nichts am Zeuge flicken konnte. Dann aber schüttelte er Schwanz und Flügel, streckte den Kopf hämisch voraus, nahm einen tollkühn aufs Korn und flog auf den Zweig, welchen der schnell Davoneilende eben verlassen hatte. Am verwegensten zeigten sich jedoch die Kohlmeisen, die ihn mit lautem Gezeter fortwährend umhüpften. Raum machte er aber einige verdächtige Flankenbewegungen, so stürzten sie sich pfeilschnell ins Gebüsch herab. Nachdem diese Neckerei lange genug gedauert, flog der Würger über den Garten hinweg und sah dort vier Stück meiner frei umherfliegenden Kanarienvögel, auf welche sich sofort seine ganze Aufmerksamkeit richtete. Hoch in die Luft stieg die kleine Schar, der Würger hintendrein und nun gings im schnellsten Fluge hinweg dem Walde zu, wo sie endlich meinen Augen entchwanden. Jetzt gab ich alle verloren. Allein indem ich, mehr staunend als trauernd über den Verlust meiner Lieblinge da stand, kehrten zwei derselben zurück und ließen sich im Garten auf einer Linde nieder, denen sich zu meiner Freude die anderen beiden bald ebenfalls zugesellten. Raum aber hatten sie sich von dem strapazierenden Fluge etwas erholt, da saß der Bösewicht schon wieder unter ihnen. Schnell stoben die Kanarienvögel auseinander, und der Würger eilte seinem alten Sitz, der hohen Esche, wieder zu. Da saß er nun, so reich wie zuvor, auf seiner Warte. Sogleich ließ sich ein Kanarienvogel an seiner Seite nieder, Finken und Meisen folgten nach;

aber dem Würger schien alle Raublust vergangen zu sein. Was tat er nun? Einige Zweige unter ihm schwankte noch ein Stieglitznest; er suchte daran sein Mütchen zu fühlen, flog hinzu, riß es in Tezzen und eilte dann über den Wald hin. Am lumpigsten benahmen sich bei dem ganzen Strauß die Spatzen, indem sie auf einem in der Nähe liegenden Dornhaufen saßen und gewaltig zeterten, sich aber durchaus nicht hinaufbemühten.

Ein Vogel aber ist es, der an dem Raubwürger einen schlimmen Feind besitzt, die *Schwarzamsel* nämlich. Wenn zur Winterzeit tiefer Schnee die Fluren bedeckt und die Schwarzamsel an den Dornhecken von den Beeren des Weiß- und Schwarzdorns kümmerlich ihr Leben fristet; wenn sie, durch Hunger und Kälte entkräftet, fast der Erschöpfung nahe ist, da hat der Raubwürger leichtes Spiel. Aber selbst in schneefreien Tagen wird er den Amseln gefährlich, weil diese, als ungeschickte Flieger, den anhaltenden Nachstellungen des ebenso kühnen wie hungrigen Feindes nicht zu entgehen wissen. Es hat mir immer zur besonderen Freude gereicht, wenn ich durch frühzeitiges Einschreiten ein so gehechtes Tier erretten konnte.

Einst sah ich von meinem Fenster aus, daß die Vögel am Futterplatze in großer Aufregung waren. Einige saßen versteckt in den Hecken, andere stießen laute Angsttöne aus, und keiner wagte an der reichbesetzten Tafel zu erscheinen. Lange schaute ich vergeblich nach dem Störenfriede aus und entdeckte ihn endlich in der Gestalt eines Raubwürgers, der mit aufgedunsem Gefieder in nachlässiger Haltung nahe am Futterplatze zwischen den schneebedeckten Zweigen eines Birnbaumes saß. Jetzt stellte ich einen Vogel in einen Fangkäfig; der Würger sah ihn, rührte sich aber nicht von der Stelle. Bald umhüpften einige der kecken Meisen die verdächtige Gestalt, Finken und Ammern erschienen wieder auf dem Futterplatze und selbst die feigen Spatzen verließen ihr Versteck. Der Würger kümmerte sich nicht darum. Endlich, nachdem er eine volle Stunde auf seinem Platze verharrt, schwang er sich plötzlich hernieder hinter das etwa 10 Schritt von meinem Hause stehende Brunnenhäuschen. Das war mir verdächtig. Ich eilte hinzu und siehe, da hing an einem Dorn aufgespießt die hintere Hälfte einer Kohlmeise. Nun war mir alles klar.

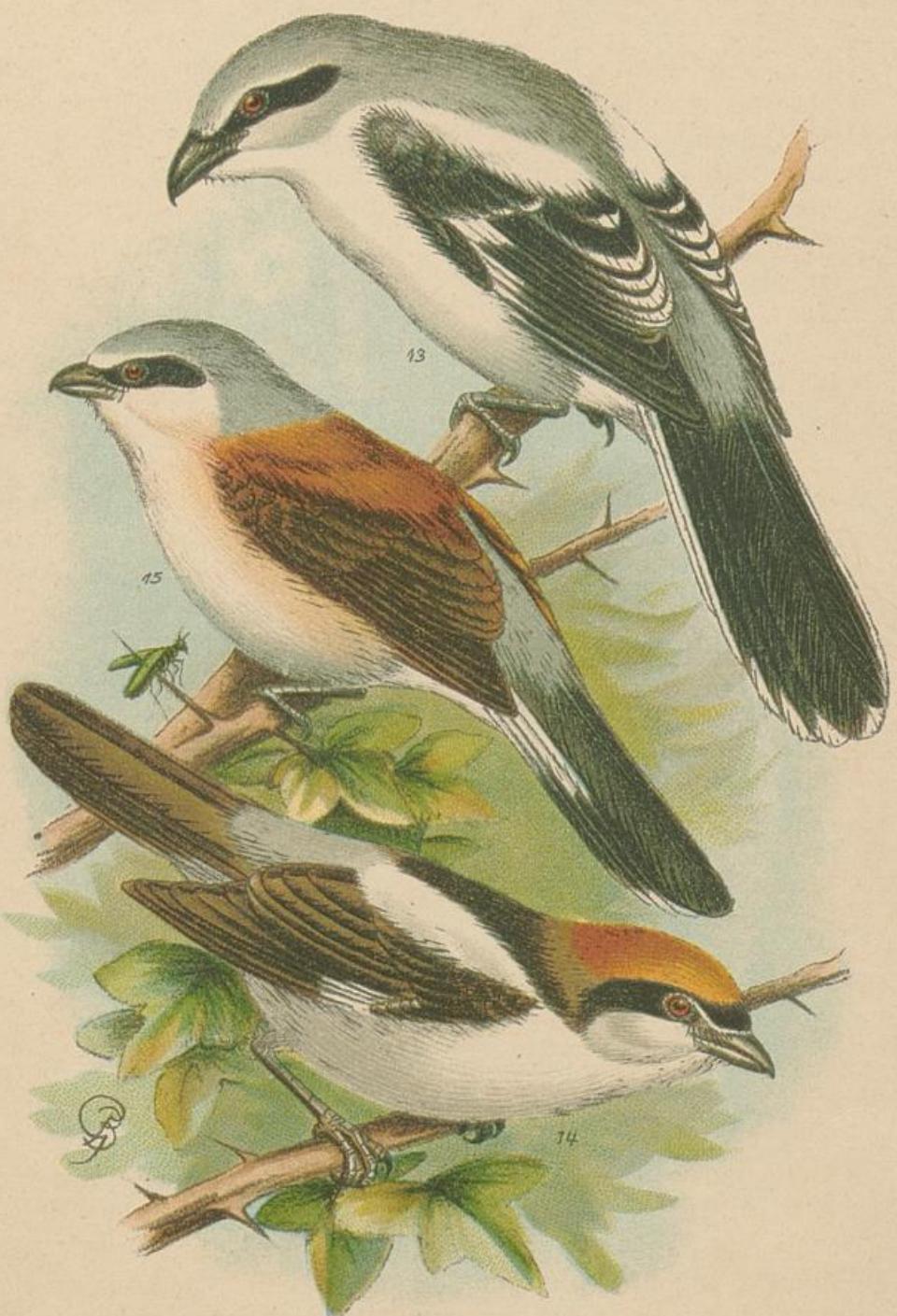
Der Würger hatte auf dem Baume in aller Gemütsruhe der Verdauung gepflegt und wollte eben die Reste der Mahlzeit verzehren. Jetzt nahm ich ein Schlagneß, befestigte am Stellholze die halbe Meise und stellte es an dem blutigen Platze auf. Noch war keine Viertelstunde vergangen und der Wege-
lagerer war auf immer seiner Freiheit beraubt.

Einmal hatte ich im Winter unter meinem Fenster einen Fangkäfig aufgestellt, in dem in einem kleinen Bauer ein Bergfink steckte. Bald erschien auf einem benachbarten Baume ein Raubwürger, dessen lüsterne Augen sofort den Gefangenen bemerkten. Nachdem er sich die gute Beute einige Augenblicke vom Baume, dann von einer Hecke angesehen, auch einmal nach seiner Art rüttelnd über dem Fangbauer gestanden, schwang er sich plötzlich hernieder und wollte eben den Finken aus dem Fangbauer zerren, als ich mit kräftigem Ruck die Falltür zuzog. Der Räuber bemerkte sofort den Verlust seiner Freiheit, denn er flatterte wild im Käfige umher, ohne den Bergfinken weiter zu belästigen.

Aus meiner Nachbarschaft wurde mir einst sogar ein Raubwürger überbracht, der sich beim Verfolgen eines Sperlings ins Innere eines Gebäudes verflogen hatte.

In den ersten Tagen des Monats Mai, seltener früher, erscheint in unserm Walde ein anderer Würger, der seines rost-roten Kopfes wegen den Namen *Rotkopfwürger* (*Lanius ruficeps*) trägt. Den geschlossenen Wald gänzlich vermeidend, berührt er die freien mit Gebüsch und einzelnen Bäumen bestandenen höheren Punkte wohl einmal auf der Wanderung, brütet aber nur am Fuße des Waldes, in der Nähe von Kämpen, Triften und Weiden, wo er oft dicht vor den Augen des Beobachters seine Kerbtierjagden anstellt. Er ist der schönste und auch der seltsamste aller hier lebenden Würger, aber wie alle auch ein böser Nachbar der kleineren Singvögel, mit dem selbst „der Frömmste nicht in Frieden leben kann“.

Viel häufiger als die beiden vorbenannten Arten ist der *rottrückige Würger* (*L. collurio*), im Volksmunde als



13. Raubwürger. 14. Rotköpfiger Würger. 15. Rotrückiger Würger.

Kunstdruck für Eugen Kühler, G. m. b. H., Gera-Unterhause.

Der Würger hatte auf dem Baume in aller Gemütsruhe der Verdauung gepflegt und wollte eben die Reste der Mahlzeit verzehren. Jetzt nahm ich ein Schlagneß, befestigte am Stellholze die halbe Meise und stellte es an dem blutigen Platze auf. Noch war keine Viertelstunde vergangen und der Wege-
lagerer war auf immer seiner Freiheit beraubt.

Einmal hatte ich im Winter unter meinem Fenster einen Fangkäfig aufgestellt, in dem in einem kleinen Bauer ein Bergfink steckte. Bald erschien auf einem benachbarten Baume ein Raubwürger, dessen lüsterne Augen sofort den Gefangenen bemerkten. Nachdem er sich die gute Beute einige Augenblicke vom Baume, dann von einer Hecke angesehen, auch einmal nach seiner Art rüttelnd über dem Fangbauer gestanden, schwang er sich plötzlich hernieder und wollte eben den Finken aus dem Fangbauer zerren, als ich mit kräftigem Ruck die Falltür zuzog. Der Räuber bemerkte sofort den Verlust seiner Freiheit, denn er flatterte wild im Käfige umher, ohne den Bergfinken weiter zu belästigen.

Aus meiner Nachbarschaft wurde mir einst sogar ein Raubwürger überbracht, der sich beim Verfolgen eines Sperlings ins Innere eines Gebäudes verflogen hatte.

In den ersten Tagen des Monats Mai, seltener früher, erscheint in unserm Walde ein anderer Würger, der seines rostroten Kopfes wegen den Namen *Rotkopfwürger* (*Lanius ruficeps*) trägt. Den geschlossenen Wald gänzlich vermeidend, berührt er die freien mit Gebüsch und einzelnen Bäumen bestandenen höheren Punkte wohl einmal auf der Wanderung, brütet aber nur am Fuße des Waldes, in der Nähe von Kämpen, Triften und Weiden, wo er oft dicht vor den Augen des Beobachters seine Kerbtierjagden anstellt. Er ist der schönste und auch der seltsamste aller hier lebenden Würger, aber wie alle auch ein böser Nachbar der kleineren Singvögel, mit dem selbst „der Frömmste nicht in Frieden leben kann“.

Viel häufiger als die beiden vorbenannten Arten ist der *rottrückige Würger* (*L. collurio*), im Volksmunde als

Radbrecher und Dornstecher hinlänglich bekannt. Er hat ganz das Naturell seiner größeren Verwandten, ist ungessellig, zänkisch und mordsüchtig, besitzt aber auch die allen Würgern mehr oder minder eigene Gabe, die Strophen umwohnender Singvögel nachzuahmen und mit Geläufigkeit vorzutragen. Schade ist es nur, daß man so wenig Gelegenheit hat, seine vielgepriesene Meisterschaft auf dem Gebiete der Gesangskunst zu bewundern; denn bei seiner Wachsamkeit und Scheu läßt er den Menschen selten nahe kommen. Es ist mir nur zeitweilig gelungen, ihn so zu beschleichen, daß ich wenigstens ein Viertelstündchen seinen erborgten Weisen lauschen konnte, muß aber offen gestehen, daß ich denselben keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte. Es mögen vielleicht keine Meistersänger gewesen sein, die ich angetroffen habe. Die einfachen Originalmelodien unserer bescheidensten Sänger: des Goldammers, der Heckenbraunelle und der Dorngrasmücke, sind mir lieber, als der musikalische Mischmasch aller Würger.

Unser Neuntöter hat bekanntlich auch die Gewohnheit, eine jede Beute auf Dornen zu spießen, um sie dann stückweise zu verschlingen. Darum findet man, besonders an trockenen Sommertagen, die dürren Zweige eines Dornbusches mit allerhand Kerben, Mäusen und Vögeln behängt, letztere freilich selten, da er sie als Leckerbissen lieber gleich verzehrt. Bei anhaltendem Regenwetter, wenn Mangel an Kerbtieren eintritt, durchstöbert er die Gebüsche nach Vogelnestern, kommt sogar in die Dörfer, um irgend einen jungen Sperling, Fliegenfänger, ein Rotschwänzchen u. s. w. zu erschnappen.

Es war am 1. Juli 1862, einem kalten regnerischen Tage, als ich im Fenster einige Käfige mit Kanarienvögeln stehen hatte. Plötzlich vernahm ich ein lautes Flattern und sah das Männchen des rotlüftigen Würgers am Bauer hängen. Ich trieb dasselbe fort und nahm die Käfige ins Zimmer. Ungefähr 15 Minuten nachher dringen aus dem Garten fliegliche Vogelstimmen, ich eile hinzu und sehe eben, wie der vorhin Vertriebene unter einem Johannisbeerstrauch ein junges Hausrotschwänzchen hinterlistig überfallen und bereits gemordet hat, indes die unglücklichen Eltern rat- und tatlos umherflatterten. Ich nahm das erwürgte Tierchen auf und hielt es dem Würger, der nur drei Schritt von mir saß, vor und glaubte wirklich, er werde die Rühnheit haben, es aus meiner Hand zu

nehmen, so frech und verwegen sah er drein. Lange Zeit nachher umhüpste er noch immer den Johannisbeerstrauch und flog endlich verdrießlich davon.

So eben, beim Niederschreiben dieser Zeilen beschäftigt, vernehme ich aus meinem Baumhöfe das laute Angstgeschrei eines dort brütenden Finkenweibchens. Ein rotrückiger Würger, dessen eigenes Käf, häf! ich schon früh im Garten gehört, hat auf seinen Strolchfahrten das Nest entdeckt und sich des Inhaltes natürlich bemächtigen wollen. Hierüber scheint ihm aber von der Frau Fink ein solch' unangenehmer Empfang zu Teil geworden zu sein, daß er ganz verblüfft daszt. Inzwischen hat sich bereits, durch die Angstlaute herbeigelockt, aus dem benachbarten Wäldchen eine Schar anderen Kleingeflügels eingefunden, die den Würger so heftig umzettet und umflattert, daß er es für geraten hält, von einem weiteren Besuch des Nestes unter diesen Umständen vorläufig Abstand zu nehmen.

In Gärten und Baumhöfen, in Anlagen und Parks, überhaupt wo man kleinere Sänger hegt und schägt, darf ein Würger nun einmal nicht geduldet werden. Auf freiem Felde, auf Weiden und Viehtriften mag er immerhin sein Wesen treiben und mit den schwarzblau glänzenden Rößkäfern, seinen Lieblingskerzen, die Dornhecken spicken, hin und wieder auch dazwischen ein Mäuschen baumeln lassen: hier fallen seine Nestplündereien weniger ins Gewicht oder werden durch andere Guttaten aufgewogen.

III. Rabenartige Vögel (Coraces).

Unter diejenigen Vögeln, die sich in der Gefangenschaft aufs innigste dem Herrn der Schöpfung anschließen und mit ihm ein intimes Freundschaftsverhältnis eingehen, in der Freiheit dagegen demselben, sobald er sich nur einmal feindselig gegen sie bewiesen, stets mit dem größten Misstrauen und der äußersten Vorsicht entgegentreten, gehören die r a b e n a r t i g e n Vögel. Unser Wald beherbergt deren sechs Arten, von denen die vier eigentlichen Raben wie R o l f r a b e, R a b e n f r ä h e,

Saatträhe und Dole das bekannte fast gleichfarbige schwarze Gewand tragen, indes bei dem fünften Mitgliede, der Elster, noch die weiße Farbe hinzutritt und Nr. 6, der Häher, sogar im gefälligen bunten Gefieder prangt.

Tief in der Waldeinsamkeit, die unser Freiligrath mit den Worten gezeichnet: „Menschen fern — nur Rotwildstapfen auf dem moosbewachsenen Boden!“ hat gewöhnlich der Rühmste und Verwegenste der schwarzen Bande, der Kolkraube (*Corvus corax*) sein Raubnest angelegt. Es ist ein mächtiger Bau, hoch in den Kronen alter Riesenbäume errichtet, welcher nicht nur den Kletterkünsten der mutwilligen Dorfjugend, sondern auch dem Schrotshusse des Waidmanns Trotz bietet. Früh im Jahre, oft wenn noch Schnee die Erde bedeckt, sieht man, wie hoch im Blauen über dem Neste das Kolkraabenpaar die wunderbarsten Flugmanöver ausführt und dazu ein tiefes Kolk oder Kroah! zeitweilig erschallen lässt. An dem einmal erwählten Nestplatz hängt das Paar mit großer Ausdauer, sucht ihn alle Jahr wieder auf oder besser, verlässt ihn nie, da es selbst seine Nachtruhe jahrein jahraus in dessen Nähe hält. Vor einigen Jahren hatte in meiner Nachbarschaft ein Kolkraabenpaar einen Hühnerhabichtshorst in Besitz genommen. Wenn Juuge in dem Neste waren, fand man den Boden unter dem Baume gewöhnlich mit einem Ragout aus einer Hexenküche übersät, da die alten Bögel die verfaulenden Reste tierischer Körper stundenweit herbeischleppten. Heute ist das Kolkraabenpaar verschwunden und der Baum, der den Horst trug, längst der Art zum Opfer gefallen.

Dem Menschen weicht der Kolkraube immer vorsichtig aus. Er traut dem hinter dem Fluge einherschreitenden Landmann ebenso wenig, wie dem bewaffneten Jäger, und wenn er über unsere Walddörfer hinwegsegelt, sucht er die niederen Luftrichtungen sorgfältig zu vermeiden. Nur beim Alase lässt er sich einmal überlisten. — So hatte ich einst in der Nähe eines Fichtenhains eine tote Ziege ausgelegt. Unter den sich duzendweise einfindenden Galgenvögeln bemerkte ich bald einen stattlichen Kolkraaben, der, „eines Hauptes länger als alles Volk“, seine Tischgenossen auch an Appetit zu überragen schien. Ehe ich mich ihm schußgerecht nähern konnte, ward ich von der ganzen Schar bemerkt, die mit einem furchtbaren Geschrei in die Lüfte flog, den Fichtenhain mehrerermaul umkreiste und sich

dann nach allen Richtungen hin zerstreute. Ich suchte mich nun auf einem schon vorher mit Fichtenzweigen umsteckten Platze, wo ich das Schlachtfeld genau übersehen konnte, niederzudrücken. Nach viertelstündigem Warten rauschte es über mir von starken Flügelschlägen; der Kolkrabe kehrte allein zurück und setzte sich gerade auf die Spitze der Fichte, unter welcher ich zusammengefauert saß. Bald erhob der Schwarze mir zu Häupten ein wunderbares Geplauder. Einen solchen Monolog hatte ich noch niemals vernommen, und wenn ich auch nicht so „Vogelsprachekund wie Salomo“ bin und denselben zu deuten verstand, so klang er mir in dem ersten Augenblicke schöner als Nachtigallengesang und Finkenschlag. Nachdem über dem Geplauder wieder eine Viertelstunde verstrichen war, flog der Vogel zum Boden herab. In einer Entfernung von etwa 15 Schritt von dem leckeren Braten saß er still und nachdenkend, dann schritt er behutsam vorwärts, blieb wieder stehen, äugte nach dem Gehölz, nach dem Braten, in die Luft. Raum aber wagte er mit dem mächtigen Schnabel ein Stück loszureißen, da drückte ich die Flinte ab und der fluglahme Vogel stürmte dem Dickeicht zu. Ich hatte Mühe ihn einzufangen. Ein Schrotkorn hatte ihm den Schnabel durchbohrt, ein anderes war in die Brust gedrungen, ein drittes in den Leib geflogen. Ich wusch ihm die Wunden mit kaltem Wasser aus und nach einigen Tagen waren sie geheilt. Der Vogel lebte noch lange Zeit bei mir, wollte jedoch nie recht zahm werden, gewiß deshalb, weil er wußte, daß er mir den Verlust seiner Freiheit zu verdanken habe.

Übrigens scheint der Kolkrabe zu den Vögeln zu gehören, die auf den Aussterbeplatzen gesetzt sind. Ich glaube mit ziemlicher Gewißheit behaupten zu dürfen, daß in unserm Walde heute kein Paar mehr ansässig ist.

Wie der Kolkrabe, so liebt auch der kleinere, aber ebenso schlaue Vetter, der gemeine Rabe oder die Krähe (C. corone) zur Brutzeit die Einsamkeit. Freilich vermeidet er den finstern Hochwald und siedelt sich lieber am Waldrande, in Feldhölzern, Hainen, Baumhöfen und Gärten an. Hier haust er aber als echter Strauchritter. Die Küchlein bei der sorgenden Henne, die jungen Entchen auf den Wellen des Teiches, die

Bruten der Singvögel: nichts ist vor ihm sicher. Beim Plündern der Vogelnester geht er ebenso schlau wie vorsichtig zu Werke. Still und regungslos sitzt er dann im Laubdache eines Baumes, von wo aus er ein weites Gebiet zu überblicken vermag. Raum aber vernimmt sein aufmerksames Ohr die Hungerstimmen kleiner Nestlinge, da ist er auch schon am Platze, um sie unbarmherzig abzuschlachten. Oft durchstöbert er sogar die jungen Fichtenbestände nach Vogelnestern. Hier traf ich ihn einst auf frischer Tat, als er eben dabei war, einige halbflügge Singdrosseln zu morden. Ein andermal hatte ich mich unter eine Fichte gesetzt, auf welcher oben ein Braunellen-nest stand. Ich hatte die Absicht, einmal zu beobachten, wie viel Portionen der hungrigen Kinderschar ständig verabreicht würden. Sobald die Alten erschienen, erhoben die Jungen ein lautes Freudengeschnatter. Hierdurch angelockt nahte sich der arglosen Schar ein Rabe und machte eben Miene, dieselbe zu verschlingen, als ich, einen furchterlichen Lärm schlagend, den Bösewicht zum Henker jagte.

Das Revier, in welchem der Rabe sein Nest angelegt, darf von keinem Mitgliede seiner Art überschritten werden. Als ich in seinen Nestbezirk ein Stück Rasen legte, kamen natürlich alle umwohnenden Nachbarn zusammen, und ein heftiger Kampf entbrannte. Selbst der dreimal stärkere Kofkrabe, der bei einem solchen Festessen nie fehlt, konnte sich nicht in Gemütsruhe zu Tische setzen; er wurde so lange mit kräftigen Schnabelhieben attackiert, bis er verdrießlich seines Weges zog. —

Während das Weibchen dem Brutgeschäfte obliegt, hält das Männchen auf den benachbarten Bäumen treu die Wacht. Jeder durchziehende Raubvogel wird von ihm belästigt und begleitet und sollte er auch turmeshoch über den Bäumen dahinwandern. Einst sah ich, wie ein Bussard von ihm längere Zeit hindurch aufs heftigste verfolgt wurde. Als der Kampf eben beendet war, erschien hoch in den Lüften ein Turmfalke. Sofort stieg der Rabe, anscheinend erschöpft, zu ihm hinauf, konnte aber den raschen Flieger nicht mehr einholen und nahm von weiterer Verfolgung Abstand.

Einst fand ich das Nest des gemeinen Raben hoch auf einer finsternen Fichte. Eingedenk der klassischen Worte: *In contemplatione naturae nil supervacuum esse videtur!* bestieg ich den Baum, um den Haussstand näher zu besichtigen.

Merkwürdiger Weise verhielten sich die Alten, die bei solchen unangenehmen Störungen gewöhnlich einen Höllenlärm schlagen, den alle anwohnenden Raben unterstützen, ganz ruhig und schwebten in weiten Kreisen hoch im Blauen. Als ich Tags darauf, fern vom Neste, vielleicht an der äußersten Grenze des Brutreviers, spazieren ging, kam plötzlich das wachehaltende Männchen herbei und erhob mir zu Häupten ein lang andauerndes Gezeter, so daß ich verduzt stehen blieb. Es hatte mich sofort wieder erkannt und, um vielleicht den Standort des Nestes nicht durch Geschrei zu verraten, hatte es gestern, in der Nähe menschlicher Wohnungen geschwiegen und suchte nun auf freiem Felde die Strafaktion an den Mann zu bringen.

Wie ich vorhin mitteilte, ist der Rabe ein arger Nestplünderer, der aber auch die Kunst des Fischfangs exerziert, welches folgende Beobachtung dartun möge.

Am Fuße unseres Waldes, wo ein heller an Fischen reicher Gebirgsbach in die Ebene tritt und zwischen den sehr flachen Ufern langsam dahinsiezt, hält sich seit vielen Jahren ein Rabenpaarchen auf. Ich sah beide Alten häufig am Ufer stehen, auf- und abspazieren, dachte aber nicht im entferntesten daran, daß dies in anderer Absicht geschehe, als um daselbst ein Bad zu nehmen oder einen frischen Trunk zu tun. Als ich wieder den Ort passierte, sah ich abermals einen Rabe am Ufer stehen. Plötzlich sprang er in das seichte Gewässer und brachte unter geschickten Bewegungen des Kopfes einen etwa handlangen Fisch hervor, den er eiligt an das Ufer schleppte und verzehrte. Sogleich wiederholte er das Manöver mit ebenso glücklichem Erfolg.

Wenn die ebengenannten Raben ein strenges Einsiedlerleben führen, bezüglich zur Brutzeit nur vereinzelt auftreten, so zeigt sich bei einem anderen Mitgliede der Familie, bei der *S a t f r ä h e* (*Corvus frugilegus*), ein auffallender Geselligkeitstrieb, weshalb der Vogel auch den Namen „Gesellschaftsrabe“ erhalten hat. Die Feldhölzer der Ebene und die Vorhölzer des Hochwaldes beherbergen diesen unangenehmen, ewig schreienden und lärmenden Gast oft in erheblicher Anzahl, und ein Baum trägt wohl 10—15 Nester. Wenn der Nestplatz unter Kampf und Streit erobert ist, werden die größeren Nest-

stoffe, wie Kiefer und Ruten von den nächsten Bäumen gebrochen. Ein jedes Pärchen muß aber bei dem im Bau begriffenen Neste Wache halten, wenn sich in seiner Abwesenheit nicht die übrigen Baulustigen in die mühsam zusammenge schleppten Materialien teilen sollen, denn die Gesellschaftsraben sind arge Kommunisten und eifrige Verteidiger des Proudhonschen Satzes: „Alles Eigentum ist Diebstahl“.

Die Saatkrähe ist von der gemeinen Krähe sehr leicht zu unterscheiden. Die Alten der ersten Art tragen nämlich um den Schnabel einen weißen Nasenring, der aber nicht, wie man früher glaubte, durch das beständige Bohren nach unterirdischen Larven, Käfern und Körnern entsteht, sondern ein gründiger Auswuchs ist, der selbst bei jung in Gefangenschaft geratenen Saatkrähen hervorbricht, denen niemals Gelegenheit zum Bohren gegeben ist. Der Schnabel der jungen Vögel ist bei der Saatkrähe gerade, bei der Rabenkrähe aber an der Spitze etwas gekrümmmt.

Zur Brutzeit kämpfen die Männchen oft mit großer Ausdauer und Erbitterung um die Weibchen. Von meinem Fenster aus sah ich einst einem solchen Kampfe zu. Mit Löwenmut fuhren die beiden Liebeshelden auf einander los, hackten sich mit den Schnäbeln, schlugen sich mit den Flügeln, bald lag der eine unten, bald der andere, indes das Weibchen erhobenen Hauptes die beiden Kampfhähne umschritt, aber für keinen Partei nahm. Nachdem der Kampf länger als eine Stunde gedauert hatte, zog der eine als Sieger ab und das Weibchen mit ihm. Der andere aber, als der unterlegene Teil, flog einem an der Landstraße stehenden Obstbaum zu. Hier saß er, wie die Gestalt eines geschundenen Raubritters, lange Zeit und achtete nicht auf die unter ihm herwandernden Menschen, noch auf die vorüberfahrenden Wagen.

Sobald das Brutgeschäft beendet ist, verlassen die Saatkrähen ihren Standort und reisen meist auf drei Monate in andere Gegenden. Sie gehen ins Bad! sagt der Volksmund. Erst um Bartholomäis kehren sie zurück und beziehen wieder den Brutplatz als Schlafstätte. Ein solcher Schlafplatz in der Abenddämmerung eines Wintertages gewährt dem Vogelfreunde ein höchst interessantes Schauspiel. Von allen Seiten kommen sie herangezogen die schwarzen Gesellen, schreiend und lärmend, wie es eben ihre Weise ist, und vereinigen sich zu einer Wolke

Tafel 6.



16. Kolkraze. 17. Gemeiner Rabe.

Kolorirt. v. F. E. Eichler. Kolor. v. G. M. L. H. G. G. U. L. L. L. L.

von
weic
kon
zähl
Sch

ist,
der
wie
Sac
best
pfla
Auf
Stu
geg
zur
eine
ich
die
lief
fan
gef
erg

un
ich,
W
Un
wi
Ei
zu
die
ma
he

D
hö
ür
an
ge

von Vögeln, die mit donnerähnlichem Gebrause und steinerweichendem Geschrei die Lüfte durchsegeln, nicht zur Ruhe kommen können oder wollen, und erst spät, nachdem sie unzählige Male eingefallen und wieder aufgestiegen, sich dem Schlafe überlassen.

So überaus nützlich die Saatkrähe für die Landw ist, so kann sie doch manchmal auch sehr lästig werden, besonders zu der Zeit, wo der Landmann dem Schoße der Erde wieder die Saat anvertraut. Ich weiß Beispiele, daß ein Saatkrähenflug binnen zwei Tagen eine mit Sommerweizen bestellte etwa einen Hektar große Breite total ruinierte. Maispflanzungen sind stets arg von ihr gefährdet und es bedarf der Aufstellung besonderer Scheuchen, von welchem eine an einem Stocke baumelnde tote Krähe die beste ist, um sein Eigentum gegen die schwarze Diebesbande zu sichern. Alas röhrt sie nur zur Zeit der Not an. Einst fing ich im Winter beim Aase eine Saatkrähe und setzte sie in einen Käfig. Als Futter brachte ich ihr in eine Ecke ihres Gefängnisses ein Stück Fleisch, in die andere eine Hand voll Weizen. Sie fraß den Weizen, ließ aber das Fleisch unberührt, obgleich sie beim Fleische gefangen war, ein Zeichen, daß Körner zu ihrer Lieblingsfost gehören. Ein lebender Sperling wurde ohne weitere Umstände ergriffen und verzehrt; auch tote Mäuse schienen ihr zu behagen.

Einst erlegte ich zur Erntezeit zwei Saatkrähen, eine alte und eine junge. Bei Untersuchung des Mageninhaltes fand ich, daß der Magen der alten außer Insektenresten nur 6 Weizenkörner und der jungen nur Insektenreste enthielt. Beim Untersuchen des Magens junger Nestlinge fand ich meist Drahtwürmer in großer Anzahl. Zur Herbstzeit bilden die herben Eicheln eine angenehme Zutrost, auch Walnüsse scheinen sie sehr zu lieben und sieht man oft mitten in den Städten, wie sie die gerambten Nüsse auf den Dächern aufklauben, wobei aber manche Nuss zur Freude der lieben Straßenjugend vom Dache herabrollt.

Da eine Saatkrähenkolonie in der Nähe einer Stadt, eines Dorfs oder eines Guts eben nicht zu den Unannehmlichkeiten gehört, so hat man schon die verschiedensten Mittel angewandt, um die Vögel zu vertreiben. Haben sie sich noch nicht fest angesiedelt, so ist ihre Vertreibung durch Schießen und fortgesetzte nächtliche Beunruhigung, durch Raketen und starke von

den Bäumen herabhängende brennende Schwefelfäden, allerdings zu bewerkstelligen, doch soll das Aushängen von langen frei schwebenden Strohdocken an die von ihnen bewohnten Bäume das beste und einfachste Mittel sein, sie zu verscheuchen.

Da aber die Saatfrähe unbestritten zu den nützlichen Vögeln gehört und durch Vertilgung der Maikäfer und ihrer Larven, der Schnecken, Erdraupen und auch der Feldmäuse der Landwirtschaft den größten Segen bringt, so lasse man sie auf ihren isolierten Ansiedelungen unbehelligt und dulde durchaus nicht, daß mordlustige Sonntagschützen unter die tölpelhaften Jungen feuern und den Brutplatz in einen Blutplatz verwandeln.

Hin und wieder nistet in unserm Walde in hohlen Bäumen, oft in freistehenden Nestern inmitten einer Saatfrähenkolonie, auch die Dole (*Corvus monedula*), die kleinste der deutschen Krähenarten von etwa Taubengröße mit perlgrauen Augensternen und weißgrauem Halse. Die Dole ist kein eigentlicher Waldvogel. Sie bewohnt den Wald nur zur Brutzeit, meist in Gesellschaft, selten allein nistend. Lieber jedoch als der grüne Wald sind ihr Burgen, Schlösser, Türme und Kirchen.*). Hier haust sie jahrein jahraus in alter bekannter Weise. In den ersten Apriltagen beginnen sie den Nestbau und man sieht dann die Pärchen, meist vereint, mit Baustoffen beladen ihrem Nistplatz zustreben. Oft auch umkreisen sie in den elegantesten Wendungen die Turmspitze, eine Baumkrone &c., necken und verfolgen sich gegenseitig, oder treiben sonst schreiend und lärmend allerlei Kurzweil. Ruhiger gestaltet sich ihr Leben, wenn erst die Sorge für das Wohl ihrer Kinder ihre Tätigkeit in Anspruch nimmt. Im Nachsommer und Herbst ziehen sie in großen Flügen vereint, oft auch in Gesellschaft

*) An den hohen Türmen der Nikolai-Kirche zu Lemgo hat schon seit Menschengedenken eine Dolenskolonie bestanden. Im Jahre 1856 siedelte sich auch ein Pärchen am Stadtturme zu Detmold an und erzog Junge. Hätte man den Tieren hier die Rechte der Niederlassung zugestanden, so würden sie sich heute vollständig eingebürgert haben. Allein man bezichtigte sie lächerlicher Weise des Raubes der Enteneier vom Burggraben und schoss die unschuldigen Vögel einfach herab. Später nistete ein Paar am Schlossturme. Als man ihnen aber mehrere Jahre nacheinander die Jungen nahm, verließen sie den Ort.

von Saatkrähen und Staaren, auf den Feldern und Wiesen umher, folgen dem Pfluge des Ackermanns und erwerben sich durch Vertilgen unzähliger Insektenlarven, Schnecken, Maden, Regenwürmer und Mäuse die größten Verdienste. An den heitern Oktobermorgen, wo Freund Staarmatz auf's neue an der alten Brutstätte erscheint, besucht auch die Dole wieder die bekannten Plätze, sah ich doch schon um diese Zeit, wie ein Pärchen einen Staarenkasten mit etwas weitem Eingange besuchte und dasselbst längere Zeit sein Wesen trieb. Im Winter kommen einzelne Dolen oft in die Dörfer und lesen vor den Türen der Landleute Körner und allerlei Abfälle auf. Selbst in hochgelegenen Walddörfern sind dann Einzelne zu finden.

Einer von mir in meiner Jugendzeit aufgezogenen Dole habe ich in Folgendem ein kleines Denkmal gesetzt.

Wenn die Jungen der an den Haupttürmen meiner Vaterstadt nistenden Dolenscharen zum Aufziehen tauglich sind, verkauft sie der Türmer oft für einen geringen Preis an die Schulknaben. Da hört man denn in vielen Häusern die Stimmen der schwarzen Schreihälse, — aber wenn man sich nach einiger Zeit wieder nach ihnen umsieht, sind sie bereits auf ewig verstummt, sündemal ein Vogel in Kindershänden ist wie ein Mensch in Kinderhänden, wie mir unlängst ein alter Vogelsteller zu sagen beliebte. Genug, meine Dole war nicht mit unter den „Frühverklärten“, sondern sie gedieh bei sorgsamer Pflege vortrefflich. Ich hatte ihr den patriarchalischen Namen Jakob beigelegt und sie so gezähmt, daß sie auf diesen Ruf mir sofort auf Kopf und Schulter flog. Späterhin gewöhnte ich sie auf einen bestimmten Pfiff herbei zu kommen, weil sie sich oft weit vom Hause entfernte und mir dann das „Jakob rufen“ sehr umständlich war.

Der Vogel machte mir ein außerordentliches Vergnügen; wo ich ging und stand, mußte auch er sein, ich allein durfte ihn anfassen und streicheln, er ging mit mir schlafen und stand mit mir wieder auf. Bei Tage strich er ungebunden in der Nachbarschaft umher, hielt oft mit sich, auf einem Baume sitzend, sonderbare Selbstgespräche, schlepppte nach Rabenart glänzende Sachen hinweg, belästigte die an den Häusern hängenden Singvögel, machte sich überhaupt durch seine losen

)

Streiche eben nicht beliebt, wußte jedoch allen Nachstellungen geschickt zu entgehen. Von Zeit zu Zeit besuchten ihn auch einige seiner schwarzen Brüder vom Stadtturme, und mit diesen unternahm er eines Morgens einen Spazierflug weithin über die Stadt nach den grünen Wiesen. Hier aber ließen ihn die Verführer im Stich, und er stand bald allein da in weiter Welt. Es war gerade zur Zeit der Heuernte, wo die Wiesen belebt sind, und mein Jakob nähert sich den Arbeitern. Da gerät natürlich Alles in Aufruhr, und jeder sucht sich des zahmen Vogels zu bemächtigen, allein vergebens. Schon am Mittage vernahm ich die Kunde, daß sich draußen auf den Wiesen eine zahme Dole herumtreibe. Schnell eilte ich hin und sah aus weiter Ferne, wie ein Mensch mit hochgeschwungenem Rechen meinen Jakob verfolgte. Ein kräftiger Pfiff — nur wenige Augenblicke — und der Vogel saß mir auf der Schulter.

Später war mein Jakob wieder einmal verschwunden. Lange Zeit hatte ich von ihm keine Kunde. Da ging ich eines Tages durch einen abgelegenen Stadtteil und pfiff dann und wann den alten Lockton. Plötzlich, wer beschreibt mein Erstaunen? begrüßte er mich mit freudiger Stimme aus dem nächsten Hause. Noch einmal kam er in meine Hände, aber in höchst betrübendem Zustande. Er war gänzlich verunstaltet, denn beide Schwingen und der Schwanz waren ihm gestutzt. Dieser Barbarismus ging ihm gewaltig nahe. Von Stund an saß er niedergeschlagen und traurig da, aller Lebensmut schien ihm genommen; nur kurze Zeit noch — und er war nicht mehr unter den Lebenden. —

In späteren Jahren habe ich verschiedene gezähmte Dolen gehalten, die mir durch ihre Klugheit, Drolligkeit, Liebenswürdigkeit und Zutraulichkeit viele vergnügte Stunden bereiteten, aber ihr Lebensende war gewöhnlich hoch tragisch. Eine, die von einem alten Weibe auf der Rauchkammer entdeckt ward, mußte ihr Leben unter einem Besenstiele verlieren; eine andere, die mehrere Jahre bei mir lebte und sogar einmal ein Nest vor der Stubentür unter einem Schranken anlegte, wurde, als sie im Herbst zur Zugzeit, weit über den Wald hinweg nach einem Nachbardorfe geslogen war, und dort auf einem Baume sitzend ihre Sprechkünste zum besten gab, von einem abergläubischen Tischlergesellen einfach niedergeknallt, weil er

behauptete, „es sei ein Mensch drin verwiesen, dessen Seele nur auf diese Weise erlöst werden könne.“ Und doch kannte der rohe Patron eine Dole, weil in seiner Werkstatt ein zahmer Vogel gleicher Art umherflog.

Am Waldesrande in der Nähe von Wiesen, Weiden und Triften, meist aber dicht bei Dörfern und Höfen, wo einzelne hohe Bäume in die Lüfte ragen, findet sich die allem Kleingeschügel gefährlichste Nachbarin — die Elster (*Corvus pica*).

Schon im Februar beginnen die Vögelchen unter fortwährendem Necken und Plaudern die Instandsetzung oder Etablierung ihrer Nester, die so fest und sicher angelegt sind, daß sich über dem aus Reisern geflochtenen und mit lehmiger Erde stark ausgefugtem Unterbau noch eine aus Dornzweigen angefertigte Haube befindet. Ich fand schon Elsternester in dichten Feldhecken und glaube annehmen zu dürfen, daß es Erstlingswerke einjähriger Vögelchen waren, denn eine alte Elster, durch Erfahrung hinlänglich gewitzigt, wird nie eine solche Unvorsichtigkeit begehen. Nimmt man aus diesen Erstlingsbauten die Eier, so legt, nach meiner Beobachtung, der Vogel noch einmal in dasselbe Nest. Alte Elstern verlassen unter solchen Umständen sofort ihren Bau, zerstören sogar selbst das Nest, indem sie die zu der Haube verwandten Dorneu zur Fundierung eines neuen Nestes benutzen. Auf einem alten Birnbaum fand ich einmal 4 Nester aufeinandergetürmt, ein ganz monströses Bauwerk.

Mit einer Frechheit, die ihres Gleichen sucht, weiß sich die Elster ihres liebsten Wildperts, der jungen Sing- und Hausvögel, zu bemächtigen. Sobald die Brutzeit heranrückt, durchstöbert sie Büsche, Baumhöfe und Feldgehölze, ja ich fand sie sogar schon tief im Walde auf der Vogeljagd. Den alten Vögeln ist der schlimme Räuber um diese Zeit nur allzu verhaft und wenn sie ihn im Herbst und Winter völlig ignorieren, so wird er im Frühlinge und Sommer allemal mit den Ausbrüchen der Angst und des Zornes begrüßt. Einst ertappte ich ihn am frühen Morgen an einem Staarenkasten, wo er sich der feisten Staarenfänger zu bemächtigen suchte. — Ein andermal setzte ich einen Starmatz, der ein Jahr bei mir in Gefangenschaft gelebt hatte, in Freiheit. Das Fliegen fiel ihm

freilich etwas beschwerlich, aber er hätte sich dennoch durchschlagen können und spazierte auch munter auf dem grünen Wiesenteppich umher. Ehe ich mich versah, kam von den benachbarten Pappeln eine Elster, ergriff meinen Matz und hätte ihn sicher abgeschlachtet, wenn ich nicht frühzeitig eingeschritten wäre.

Auf einem Gute hatte ich Gelegenheit, ihre Verschlagenheit beim Rauben junger Küchlein zu bewundern. Dort hatte man nämlich eine Henne in einem vergitterten Kästen untergebracht, so daß die Küchlein zu der Mutter frei ein und aus spazieren konnten. Eine Elster, die auf dem Hofe ihr Nest und Junge hatte, raubte bald ein Küchlein nach dem andern. Zu dem Ende flog sie auf's Dach, bog vorsichtig den Kopf über den Rand und lugte mit ihren grellen Diebesaugen lustern hernieder, bis eins der Küchlein sich etwas weit von der Mutter entfernte. Dann aber schwang sie sich eilend hernieder, ergriff ihr jammerndes Opfer und flog damit ihrem Neste zu.

Einem solch gefährlichen Räuber und Nestplünderer gegenüber würde jede Schonung unverantwortlich sein und wenn die Elster auch nicht zu den häufigen Vögeln gehört, in manchen Gegenden sogar selten ist und man sich, wie Brehm schreibt, freut, einmal eine zu sehen, so möchte ich doch ihre Schonung durchaus nicht befürworten. Die Elster ist überall und zu jeder Jahreszeit zu verfolgen; das Gleichgewicht in der Tierwelt wird durch ihre Richteristenz sicher nicht gestört werden.

Aus der Familie der rabenartigen Vögel hätten wir schließlich noch den gemeinsten unserer Waldvögel zu betrachten, nämlich den Eichelhäher (*Corvus glandarius*) bei uns kurzweg Häher oder Heger, plattdeutsch Häjerk genannt. An Schönheit des Gefieders übertrifft er alle seine Verwandten; an List und Verschlagenheit steht er seinem derselben nach; in dem seltsamen Triebe, die Stimmen anderer Vögel nachzuahmen, hat er bedeutende Kunstsartigkeit und vermag sogar den Kenner der Vogelstimmen zu täuschen, besonders dann, wenn er den Schrei des Bussards erklingen läßt. Einst vernahm ich von ihm den Nachtruf des Käuzchens und zwar dicht neben

einer am Walde liegenden Ziegelhütte, wo sich immer Räuzchen vorhanden. — Einer meiner Freunde hielt einen Häher in einer im Garten stehenden Volière. Der Vogel krähte wie ein Hahn, gackerte wie ein Huhn, miaute wie eine Käze und wieherte wie ein Pferd. Eines Tages drangen nun ans dem Garten die Angstrufe eines gezüchtigten Hausköters. Mein Freund rennt schnell in den Garten, um zu sehen, wer eigentlich den Hund malträtiere. Aber o Wunder! es ist kein Hund zu sehen, nur Markolf hat dies wunderliche Lamento angestimmt.

Das Nest des Hähers steht gewöhnlich hoch in den belaubten Kronen von jungem Stangenholze oder auf eingesprengten Fichten, oft auch auf Erlen oder im reinen Nadelholzbestande. Ende Mai oder Anfang Juni entfliegt demselben ein ganzer Galgen voll junger angehender Strolche, die schon die prägnante Spitzbuben-Physiognomie ihrer Eltern tragen. Nun durchstreift die saubere Bande die weiten Hallen des Waldes und wird für die kleinen Waldsänger zur schlimmen Geisel. Jeder Busch wird durchstöbert, jeder Baum abgesucht. Jedes Vogelnest, mag es nun Eier oder Junge enthalten, wird unbarmherzig ausgeleert, denn der Häher ist, wie die Elster, der schändlichste Nestplünderer, ein richtiger *N e u n m a l n e u n t ö t e r* in des Wortes weitester Bedeutung. Eine besondere Lust scheint er an den Amsel- und Drosselbruten zu finden. Ich fand schon in einzelnen Hainungen, hauptsächlich zur Zeit, wo die Gebüsche noch unbelaubt waren, sämtliche Amsel- und Drosselbruten durch Häher ruiniert. Einst drangen aus einer Buchenschonung die fläglichen Angstlaute verschiedener Vögel. Ich schlich vorsichtig näher und sah einen Häher auf einem Neste stehen, anscheinend rat- und tatlos. Beim Hinzugehen fand ich, daß er bei dem Neste, einem Schwanzmeisenneste, die Haube niedergetreten hatte, und dadurch die junge Brut seinen Augen entrückt war. Natürlich wären die Jungen an Erstickung zu Grunde gegangen, wenn ich nicht die Haube nach Kräften wieder emporgerichtet hätte.

Bei dem Betreten eines dunklen Nadelwaldes, drangen plötzlich die lauten Angsttöne eines Rotkehlchenpärchens an mein Ohr. Langsam schlich ich näher und sah einen Häher, der, auf einem Haufen trockenen Astreifigs postiert, mit vorgebeug-

tem Kopfe lüstern zur Erde lugte. Als ich näher kam, fand ich unter dem Reisighausen das Nest der Rotkehlchen und die noch warmen Eier ganz mit trockenen Nadeln bedeckt. Gewiß waren durch die Erschütterung der Reiser die Nadeln herabgefallen und hatten somit die Eier den Blicken des Räubers entzogen. Ich reinigte das Nest sorgfältig und schützte es, so weit es zulässig war, durch vorgestckte Zweige; allein die böse Absicht des Hähers war genügend, das Rotkelchenpärchen zum gänzlichen Verlassen des eigenen Herdes zu bewegen.

In der Morgenfrühe wagt sich der schlimme Räuber sogar in die Gärten und Baumhöfe der Walddörfer, um dort die Nester der Finken zu zerstören oder gelegentlich Erbsenbeete und Kirschbäume zu plündern. Da es ist schon vorgekommen, daß er mir aus einem Käfige 4 junge Amseln nacheinander ausgeführt hat.

Seine Gemeingefährlichkeit kennt nur derjenige, dem es nicht an Gelegenheit fehlt, ihn auf seinen Streifzügen beobachten zu können. Raum ist er in dem Brutbezirke eines kleinen Waldsängers aufgetaucht und von diesem bemerkt, da geht der Skandal los. Amseln, Drosseln, Fliegenfänger, Finken, Meisen und wie sie alle heißen mögen: sie kennen den frechen Mörder ihrer Kinder nur zu gut und suchen durch fortwährendes Umflattern, Zammern und Klagen sein bübisches Vorhaben zu vereiteln.

Da der Häher in der Vogelwelt nicht viele Feinde hat, seine Brut geschickt und sicher zu verbergen weiß und außerdem von vielen Forstverwaltungen mit lächerlicher Vorliebe gehegt wird, weil er bekanntlich durch das Verschleppen der Eicheln zur Verpflanzung des Eichbaumes beiträgt, so ist seine Vermehrung ziemlich stark. Zudem weiß er den Unbilden unsers nordischen Winters oft durch kleine Expeditionen in südliche Klima zu entgehen, wenn er auch nur den süddeutschen Wäldern zueilt. Einzelne Flüge sind im Winter über auch in unserm Walde anzutreffen, müssen aber, wenn Alles tief im Schnee vergraben liegt, gleich anderen befiederten Gästen den Bettelstab ergreifen, lungern auf Höfen und Wegen umher und lesen selbst am Scheunentor die ausgefallenen Körner auf. Der Hunger ist es dann, welcher dem sonst so scheuen und misstrauischen Vogel alle Vorsicht vergessen lässt und ihn leicht in



18. Saatkrähe. 19. Dole.

die Hände der Menschen bringt. So fing ich einst im strengen Nachwinter unter einem dicht vor der Haustür stehenden Netz in wenigen Stunden ein halbes Dutzend. Einer, welcher zufällig der Falle entrann, flog nur eine kleine Strecke fort, kehrte bald zurück und ging aufs neue unter das Netz. Einer solchen Unvorsichtigkeit würde er sich zur andern Zeit nicht schuldig gemacht haben. Einmal hatte ich an eine wagerecht ausgestreckte Stange ein etwa einen Meter langes Band befestigt, an dessen Ende ein Stück Fleisch baumelte und woran sich verschiedene Meisen lustig machten. Jetzt erschien ein Häher, bemerkte sofort den leckeren Bissen und suchte ihn im Fluge zu erhaschen. Dies gelang ihm aber nicht. Bald flog er auf die Stange und besah sich das Ding von allen Seiten. Endlich kam ihm ein lichter Gedanke. Er ergriff ein Ende des Fadens mit dem Schnabel, zog ihn empor und hielt ihn mit dem Fuße fest. Bald ergriff er wieder ein Ende des Fadens und stemmte sich darauf, bald das letzte Ende und der schöne Bissen war in seiner Gewalt. Wie äußerst scheu und verschlagen er sonst ist und wie sehr ihn dabei die Schärfe seines Falkenauges unterstützt, möge folgende Beobachtung illustrieren.

Es war an einem heitern Herbstmorgen, als ich mich wohlverborgen hinter einer dichten Hainbuchenhecke aufgestellt hatte. Durch eine kaum handgroße Lücke konnte ich einen vor mir liegenden Grasanger genau übersehen und das Treiben der umwohnenden Vogelwelt beobachten. Am seln und Dröseln hüpfsten munter im tauigen Grase umher, ein Rottkehlchen saß dicht vor mir und selbst ein Grünspecht kam mir auf Schrittweite zu Füßen gehüpft. Auf einmal erschien in einer Entfernung von etwa 40 Schritt ein Häher auf dem Rasen. Dieser Schlaufkopf reckte sofort seinen Hals aus, fasste mich scharf ins Auge, erkannte mich, erhob ein lautes Angstgeschrei und flog auch, ohne sich weiter zu bedenken, mit den nunmehr gewarnten Vögeln ins nahe Dickicht.

Für die Gefangen ist der Häher ein sehr empfehlenswerter Vogel. Ich habe schon mehrere im Käfig gehalten, sowohl jung aufgezogene als wild eingefangene und in ihnen, besonders an ersteren, viel Freude gehabt. In einem geräumigen Käfige, und einen solchen verlangt er, hält er sich immer schmuck und proper, nimmt mit dem einfachsten Futter wie Weißbrot, Kartoffeln, Gerstengräuze in Milch geweicht und

Fleischabfällen fürsieb, und ergözt durch sein feckes Auftreten, sein drolliges Benehmen, seine Zähmheit und Zutraulichkeit und vor allem durch sein bewunderungswürdiges Nachahmungstalent. Die Wildlinge schließen sich aber niemals ihrem Pfleger an und erfreuen nur durch die Farbenpracht ihres Gefieders.

IV. Spechtartige Vögel. (Picidae).

Unter denjenigen Vögeln, die durch massenhafte Vertilgung der verderblichen Kerfe für die Land- und Forstwirtschaft von erinenter Bedeutung sind, nehmen die spechtartigen Vögel eine hervorragende Stelle ein. Ausgerüstet mit den vollendetsten Werkzeugen, die zur Verfolgung der Insekten und deren Brut ein unbedingt notwendig sind, betreiben sie ihre Jagden mit wahrhaft leidenschaftlichem Eifer und verdienen mit Recht den schmückenden Namen: Erhalter der Wälder!

Der Name spechtartige Vögel ist ein weitumfassender und begreift zunächst alle diejenigen Arten, die das charakteristische Merkmal der Kletterfüße tragen, dann aber auch diejenigen, welche ihrer äußerer Erscheinung nach mit den Spechten die meiste Ähnlichkeit haben. Wir finden von ihnen außer den eigentlichen Spechten, wie: *Schwarzspecht*, *Grünspecht*, *Graspecht*, *großer Buntspecht*, *Mittelspecht* und *Kleinspecht* auch die *Spechtmieze*, den *Baumläufer*, *Kuckuck*, *Wiedehopf*, *Wendehals* und *Eisvogel* in unserm Walde vertreten.

Mögen die Spechte, „die nützlichsten aller Waldvögel“, wie sie *Baldamus* und „die vollendetsten aller Klettervögel“, wie sie *Brehm* nennt, billiger Weise den Neigen eröffnen.

Wer einmal ungestört das Leben und Treiben dieser beweglichen, unausgesetzt tätigen Scharen beobachten will, der gehe hinaus in die Waldeinsamkeit, wo hoch über den laubigen Wipfeln dürre Äste in die Lüfte ragen, ein sicheres Zeichen, daß Wachstum und Jugend der Bäume längst dahin sind

und der Wurm bereits im Holze pickt. Hier ist der Lieblings-aufenthalt, das Daheim, oder, wenn man will, das wahre Paradies der Spechte; hier vernehmen wir im Frühlinge zwischen dem Chorgesange der umwohnenden Sänger das laut gellende „Glück, glück, glück, glück!“ des Grünspechts oder das ähnlich klingende Kli, kli, klü, klü! des Grasspechts oder das wunderliche Trommeln oder Schnurren der Buntspechte, von denen ich einmal alle drei Arten, den großen mittleren und kleinen zu gleicher Zeit an einem Baume sah, ein gewiß ebenso seltes wie reizendes Naturbild; hier finden wir ihre Nester, ihre Schlafstätten, und von hier aus durchstreifen sie täglich den weiten Wald, um unter Hämtern und Meißeln, Spalten und Klosen die verborgenen Bruten der Kerbtiere aufzudecken und zu vertilgen.

In den jetzt etwa hundertjährigen umfangreichen Kiefernforsten, die sich an dem Südwestrande unsers Waldgebirges ausdehnen, hat sich seit dem Jahre 1890 auch der größte aller Spechte, der *Schwarzspecht* (*Picus martius*) eingefunden und, da es an hohlen Kiefern fehlt, im benachbarten Buchenwalde eine Nesthöhle gezimmert. Von Seiten der Forstverwaltung wurde dem flüchtigen schwarzen rotscheiteligen Eindringlinge kein freundliches Willkommen entgegen gebracht, da man ihn von vornherein des Ringelns junger Pflanzeichen bezichtigte; ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben. Von den ersten hier erbrüteten Jungen wurden auch einige geschossen und ausgestopft. Trotzdem haben sich die Vögel gehalten und nach und nach fest angesiedelt. Da aber der Schwarzspecht für seinen Lebensunterhalt ein großes Gebiet beansprucht in dem er unumschränkt herrschen kann, aber an solchen Gebieten — den dunklen Kieferwaldungen — Mangel ist, wird der Bestand immer nur auf 6 bis 8 Paare beschränkt bleiben, und diesen soll man das Recht der Niederlassung nicht verkümmern.

Das zweitgrößte Mitglied unserer Spechtfamilie ist der *Grünspecht* (*Picus viridis*), dessen lautschallendes Glück, glück, glück, die Hallen des Laubwaldes durchtönt, was ihm, da es an das Wiehern eines Pferdes erinnert, in vielen Ortschaften den Namen *Hengst* eingetragen hat. Sehr häufig besucht der Grünspecht auch Waldwiesen und Grasplätze, um den Ameisenkolonien einige Mannschaften auszuführen. Mit

aller Kraft seines mächtigen Schnabels wirft er die Bauten auseinander, streckt seine lange klebrige Zunge hinein und lässt die Ameisen zu Dutzenden in seinen Schlund spazieren. — Ich beobachtete einen Grünspecht, der unter einer Schar wandernder Singdrosseln in dem betauten Grase einer Waldwiese umherhüpste. Da ich verdeckt im Gebüsch stand, kam er mir auf Schrittweite zu Füßen und ich hatte somit die schönste Gelegenheit, mir den herrlichen Vogel im grünen Jagdhabit, der mit dem roten Käppchen und bleifarbenen Augensternen ein recht keckes verwegenes Aussehen hat, in nächster Nähe zu betrachten. — Merkwürdig ist, daß die Spechte, ob schon sie zur Winterzeit ihre Streifzüge oft sehr weit, ja sogar nach südlichen Ländern hin, ausdehnen, stets allein reisen. So traf ich einmal um Weihnachten eine Gesellschaft von 8 Stück Grünspechten auf einer Wiese an und zwar in einem Revier, das mit alten Maulwurfshügeln, in denen Ameisen hausen, wie übersät erschien. Hier hüpfsten sie in großen Sprüngen umher, stoben aber, sobald ich näher kam, nicht, wie es Wandervögel zu tun pflegen, in geschlossenen Reihen, sondern einzeln nach allen Richtungen hin auseinander.

Im Winter, wo der Grünspecht, durch die Ungunst der Jahreszeit gleich vielen andern hier überwinternden Waldvögeln gezwungen ist, sich schlecht und recht durchzuschlagen, erscheint er häufig an den ländlichen Wohnungen, zerhackt Strohdächer und richtet mit der Gewalt seines Schnabels oft ganze Lehmwände zu Grunde. Obgleich nun § 5 des deutschen Strafgesetzbuches die teilweise Zerstörung eines Gebäudes nur mit Gefängnis bestraft, so haben unsere Wäldler hierauf die Todesstrafe gesetzt, und jeder Grünspecht wird unbarmherzig herabgedonnert. Als ich meinem Nachbar, der es als eine Ehrensache ansah, möglichst viele Grünspechte abzuschießen, einmal streng ins Gewissen redete, gelobte er Besserung, kam aber schon nach einigen Tagen höchst aufgereggt zu mir und schleuderte mir eine neue Anklage des Grünspechts entgegen. Und was war das Kapitalverbrechen? Der Grünspecht hatte ihm in die Kuppeln zweier Bienenkörbe ein etwa handgroßes Loch gehaft und sich eine Portion Bienen zu Gemüte geführt. Zugleich lief von einem Nachbardorfe die Klage ein, daß sich auch dort ein Grünspecht dieser Uebergriffe schuldig gemacht habe und, da man den Schaden nicht zeitig bemerkte, auf diese

Weiße ein Bienenstand total ruiniert sei. Um ihn von diesen Verwüstungswerken abzuhalten, würde es sich empfehlen, die Bienenkörbe im Winter durch einfache Strohvorhänge zu schützen oder die Bienenhütten vollständig zu schließen und nur das Flugloch zu öffnen, welche Einrichtung ich schon vor Jahren in der sächsischen Schweiz gefunden habe.

Die Beobachtung Snells, daß der Grünspecht auch den Vogelbeeren nachgeht, kann ich nur bestätigen, denn ich erhielt von einem befreundeten Förster schon mehrere Exemplare, die sich im Dohnenstiege gefangen hatten, die man aber doch nicht für würdig erachtet, unter dem Allgemeinnamen *Krammetsvögel* die Wanderung auf die Tafeln derjenigen Leute anzu treten, die sich für die Vogelwelt nur in gastronomischer Hinsicht interessieren.

Etwas kleiner als der Grünspecht ist der Grauspecht (*Picus canus*). Bei fast gleicher Färbung ist das Rot des Männchens auf dem Kopf viel schmäler und kürzer, und dem Weibchen fehlt dasselbe gänzlich. In der Lebensweise stimmen beide Arten auffallend überein. Was die Beerenkost anbetrifft, die vom Grauspechte im Spätsommer eifrig aufgesucht wird, so dehnt er diese noch über verschiedene Sorten aus und friszt Vogel-, Holunder- und auch Heidelbeeren.

Sobald die Brutzeit beendet ist, besucht der Grauspecht die Häuser und Obstgärten der Walddörfer. An den Lehmwänden richtet er eben solche Verwüstungen an wie der Grünspecht, ja er verliert sich bei seinen Streifereien oftmals in's Innere der Häuser, in Stuben und Kammern und wird dann gefangen.

Nicht weit von meinem Hause liegt am Wasser eine Mühle, die längere Zeit unbewohnt blieb. Neben derselben stehen einige starke Pappeln, auf welchen sich täglich einige Spechte einfinden. Als ich eines Tages neben der Mühle vorbeiging, vernahm ich ein starkes Pochen gegen das Fenster. Natürlich blieb ich stehen, um den Urheber des Klopfens zu erspähen. Anfangs bemerkte ich nichts, bald aber flatterte es an den Scheiben und ich sah nun, daß es ein Specht war, der sich hier gefangen hatte. Der arme Schelm war durch eine zerbrochene Scheibe in die Stube gestiegen, von hier durch die etwas geöffnete Thür in die Kammer gelangt und konnte den

Rückweg nicht wieder finden. Ich befreite ihn aus dieser fatalen Lage, behielt ihn einige Stunden im Käfige, setzte ihn aber dann, da er sich sehr ungeberdig und wild zeigte, wieder in Freiheit.

Am Waldessaume, wo sich zur Winterzeit auf einem feuchten Anger fast täglich ein Grauspecht einstellte, fand ich durch ihn Hunderte von 3—4 cm tiefen Löchern in den Erdhoden gehackt, als wären sie mit einem Bohrer gearbeitet. Ich untersuchte dieselben genauer, indem ich mit dem Messer Stückchen Erde aushob, und fand darin überwinternde Ameisen, die er richtig aufgespürt hatte und sich hier täglich gut schmecken ließ.

Von den Buntspechten stellen wir billiger Weise den großen Buntspecht (*Picus major*) obenan. Dieser prachtvolle Vogel von der Größe einer Drossel bewohnt sowohl die finsternen Nadelholzbestände als auch die lichten freundlichen Laubwaldungen. Wenn der Lenz die langentbehrten Waldsänger wieder glücklich an den Ort ihrer Wiege zurückgeführt, wenn lust'ger Finkenschlag und lauter Drosselruf die Luft durchzittert, vernimmt das aufmerksame Ohr des Naturfreundes dazwischen oft ein sonderbares Schnurren, ein monotones mehrere Secunden andauerndes Törrrr! Das ist des Buntspechts wunderliche Trommelmusik. Um dieselbe zu erzeugen, hängt sich der Vogel an einen dünnen Ast und bearbeitet denselben mit seinem harten Schnabel so rasch, daß er in vibrierende Bewegung gerät und so der merkwürdige, weithin vernehmbare Laut entsteht. Einst sah ich sogar, daß der Instrumentalkünstler keinen Ast, sondern ein trocknes, aufrecht stehendes Stück eines gespaltenen Buchenstamms verwandte.

Zur Herbstzeit nährt sich unser Specht von Kiefernsamen, den er sehr geschickt aus den Zapfen zu klauben versteht. Auch Haselnüsse werden um diese Zeit von ihm aufgesucht. Einmal traf ich ihn im Walde beim Leeren eines Nussstrauches an. Alle 5 bis 10 Minuten erschien er, pflückte sich eine hartschalige Frucht und flog damit einem nahen Fichtengehölze zu. Ja ich traf ihn schon auf einer Waldblöße zwischen Heidelbeersträuchern, wo Amseln, Drosseln, Grasmücken und Ringeltauben ihrer saftigen Kost zusprachen, kann aber nicht behaupten, daß er auch dort Heidelbeeren gesucht, möchte es aber glauben.

Vor einigen Jahren hielt ich unter meinen Stubenvögeln auch 3 Buntspechte, die ich mir selbst aufgezogen hatte und zwar mit Weißbrot und Ameisenpuppen. Sie arbeiteten lustig in ihrem Gesellschaftskäfig umher, hämmerten mit ihrem harten Schnabel an den eingesetzten Bäumästen, waren überhaupt in fortwährender Tätigkeit. Da sie aber sonst nicht viel empfehlenswerthe Eigenschaften hatten, immer scheu und wild blieben, brachte ich sie eines Tages wieder in den Wald zurück. —

An einem heitern Tage des Spätherbstes, als schon, wie Geibel singt, „das rote Laub zu meinen Füßen rauschte,“ durchwanderte ich einen alten ehrwürdigen Eichwald, in dem alle Arten unserer Spechte genügend vertreten waren. Bald gewahrte ich einen großen Buntspecht, der sich hoch im Wipfel eines von mir etwa 50 Schritte entfernten Baumes niederließ. Hier saß er wenigstens eine Viertelstunde regungslos, bis er, als die niedersinkende Sonne gerade den Horizont erreicht hatte, rückwärts herabrutschte und etwa einen Fuß über einer dort befindlichen Höhle Halt machte. Nach einigen Augenblicken bewegte er sich in derselben Weise abwärts, rastete hier noch eine Weile, und als eben der letzte Strahl des scheidenden Tagesgestirnes hinter den Wellenlinien des fernen Hügelkranzes erlosch, da bezog er eilend sein Schlafgemach.

In vielen ornithologischen Schriften findet sich die Angabe, daß der Specht seine Bruthöle nur einmal benutze und dieselbe dann andern Höhlenbrütern zur Disposition stelle. Nach meinen Beobachtungen ist dies ein Irrtum. Ich kenne Bruthöhlen, die schon seit langen Jahren von Spechten bewohnt werden und sind sogar einige darunter, aus denen verschiedentlich Junge genommen wurden. Die Bruthöhle wird alljährlich renoviert und fand ich einst eine solche in einer Birke, die an zwei Seiten nur eben noch mit der Rinde umkleidet war.

Seltener als der große Buntspecht ist der Mittelspecht (*Picus medius*).

Wenn die Stürme des Herbstes das Land unwirtlicher und nahrungsärmer machen, schlagen sich viele der bei uns überwinternden Kärtierjäger in kleineren Flügen zusammen und

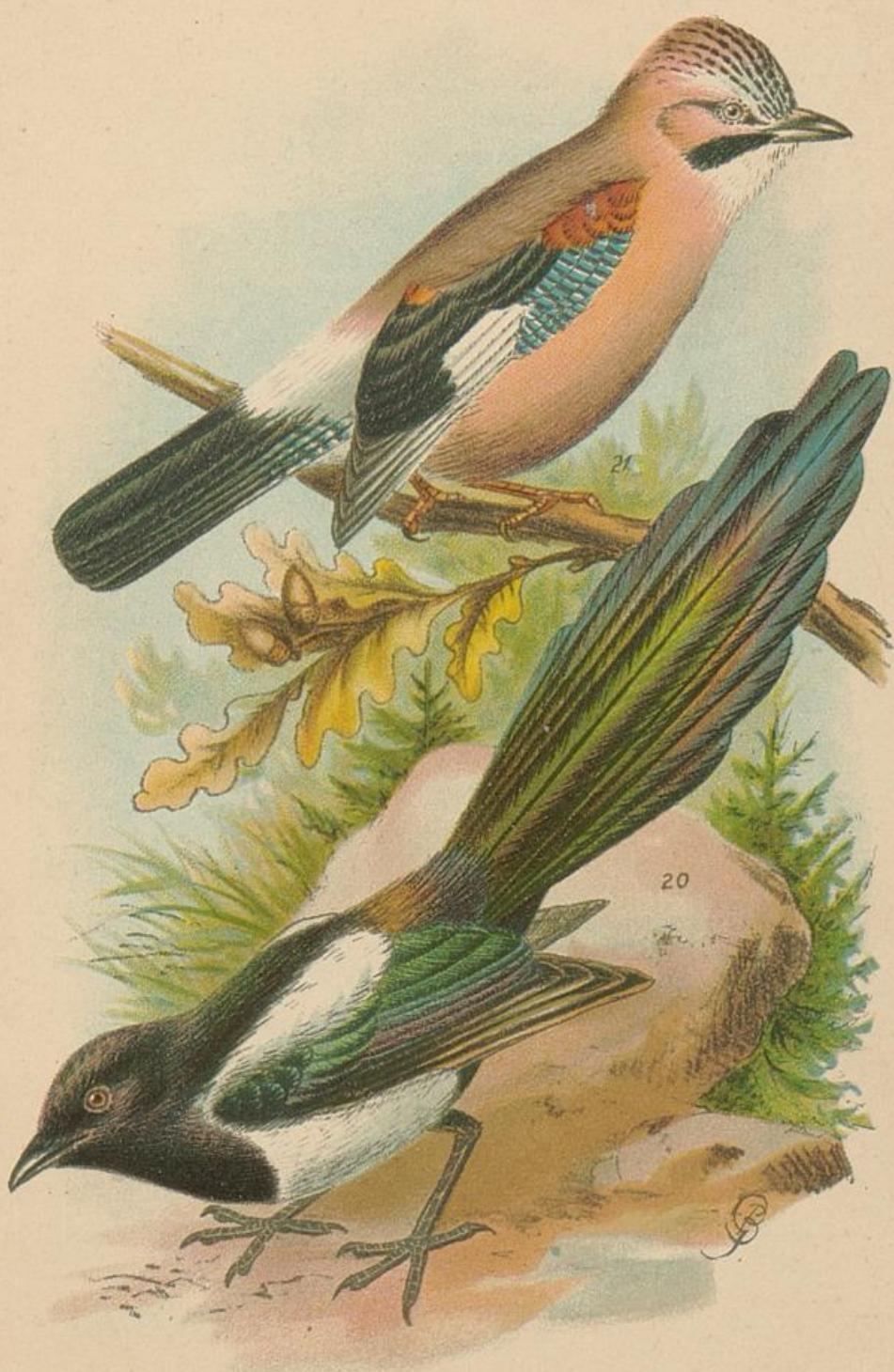
durchstreifen täglich die weiten Räume des Waldes. Hauptfächlich sind es die verschiedenen Meisenarten, Goldhähnchen und Baumläufer, deren Gesellschaften jetzt so ungemein zur Belebung der stillen Waldeinsamkeit beitragen. Sehr häufig stehen dieselben unter der Führerschaft eines Spechtes, oft eines Mittelspechtes, welcher voraneilend die Richtung anzeigt, in welcher sich die kleine Schaar weiter bewegt. Eine solche reisende Familie zu beobachten, ist für den Naturfreund ein Hochgenuss. An der Spitze der Specht im Harnikostüm, wie er unter Hämtern und Pochen die Stämme umklettert und von Zeit zu Zeit sein lautes Klik, klik, klik! gellend erschallen lässt; hinter und neben ihm die bunte bewegliche Schaar: die fecken Kohlmeisen, die reizenden Blaumeisen, die niedlichen Sumpfmeisen und die zierlichen Goldhähnchen, wie sie raschlos die Spalten und Fugen der Bäume untersuchen, hier picken, dort klopfen und fortwährend bemüht sind, die schädlichen Forstkerfe zu Hunderten zu vertilgen. Ja diese Flüge dehnen ihre Streifzüge oft bis in die Baumhöfe und Gärten der Waldörfer aus. So beobachtete ich mehrere Wochen hindurch alle Morgen zur bestimmten Stunde einen Mittelspecht in meinem Baumhöfe. Um diese Zeit stellte sich einmal ein Raubwürger (*Lanius excubitor*) in der Nähe meines Hauses ein, um an einer Singdrossel sein Mütchen zu fühlen. Durch meine Dazwischenkunft in seinem Raubgewerbe gestört, zog er ab und postierte sich auf den Gipfel eines Pfauenbaumes, der in der äußersten Ecke des Gartens stand. Hier verharrte er einige Zeit in gedrückter demütiger Stellung, wie man sie an einem tüpfeligen Bösewichte oftmals beobachten kann. In diesem Augenblicke kam der Mittelspecht herbei und ließ sich gerade am Stamme des Baumes nieder, auf welchem oben der Würger thronte. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte ich alle Bewegungen des Spechtes, der gemütlich pochend und hämmern immer weiter am Baume emporstieg und allem Anschein nach bald mit dem unliebsamen Gesellen ein unerwartetes Zusammentreffen haben musste. Noch einige erwartungsvolle Augenblicke und beide Vögel saßen dicht voreinander. Der Würger, der die vorteilhaftere Stellung inne hatte, machte sofort alle Anstalten zum Angriff, breitete Schwarz und Flügel aus, streckte den Kopf voraus, wurde aber, ehe er sich's versah, durch einen beherzten Offensivstoß des Spechtes aus

jeiner Position geschleudert und suchte dann auf einem andern nicht weit davon stehenden Zweige Posto zu fassen. Der Specht nahm siegesfreudig seine Stelle ein. Nachdem ihm der Würger noch einige hämische Blicke zugesendet hatte, trennten sich Beide — vielleicht auf Nimmerwiedersehen.

Den mit dem Mittelspechte innig verwandten weißrückigen Specht (*Picus leuconotus*) habe ich nur im Herbst, also zur Strichzeit, im Walde beobachtet, kann ihn deshalb als ständigen Bewohner des Reviers noch nicht anerkennen.

Dagegen ist der Kleinspecht (*Picus minor*) der Liliput der unserer Spechte, ein ständiger Bewohner unsers Waldes. Dieses niedliche und nette Tierchen vermeidet den dunklen Nadelwald und liebt dagegen lichte Eichen- und Buchenwaldungen, kommt sogar in die Baumhöfe der Dörfer und legt hier in morschen Ästen sein Nest an. Da er sich mehr in den Kronen der Bäume, an den Ästen und Zweigen herumtreibt, bekommt man ihn selten zu Gesicht, und nur das feine Klif, klit, kli! macht seine Anwesenheit bemerkbar. In der Neuzeit ist dieser reizende Klettervogel äußerst selten geworden und als Brutvogel in einigen Gebieten gänzlich verschwunden, so daß man sich freut, wenn er einmal im Herbst auf der Streife vor unsren Augen auftaucht.

Als Uebergang von den Spechten zu den Meisen ist die allbekannte Spechtmeise oder der Kleiber (*Sitta europaea*) anzusehen, denn sie vereint mit der Gestalt der ersten die Beweglichkeit und Regsamkeit der letzten, übertrifft aber beide in den Steig- und Kletterkünsten. Wenn der Specht beim Absuchen eines Baumes gewöhnlich am Fuße desselben anfangend bis in die Krone hinaufsteigt, so macht die Spechtmeise oft auf halbem Wege kehrt, dreht sich im Halbkreise herum und steigt nun, den Kopf nach unten gewandt, ebenso



20. Elster. 21. Häher.

jeiner Position geschleudert und suchte dann auf einem andern nicht weit davon stehenden Zweige Posto zu fassen. Der Specht nahm siegesfreudig seine Stelle ein. Nachdem ihm der Würger noch einige hämische Blicke zugesendet hatte, trennten sich Beide — vielleicht auf Nimmerwiedersehen.

Den mit dem Mittelspechte innig verwandten weißrückigen Specht (*Picus leuconotus*) habe ich nur im Herbst, also zur Strichzeit, im Walde beobachtet, kann ihn deshalb als ständigen Bewohner des Reviers noch nicht anerkennen.

Dagegen ist der Kleinspecht (*Picus minor*) der Liliput der unserer Spechte, ein ständiger Bewohner unsers Waldes. Dieses niedliche und nette Tierchen vermeidet den dunklen Nadelwald und liebt dagegen lichte Eichen- und Buchenwaldungen, kommt sogar in die Baumhöfe der Dörfer und legt hier in morschen Ästen sein Nest an. Da er sich mehr in den Kronen der Bäume, an den Ästen und Zweigen herumtreibt, bekommt man ihn selten zu Gesicht, und nur das feine Klif, klit, kli! macht seine Anwesenheit bemerkbar. In der Neuzeit ist dieser reizende Klettervogel äußerst selten geworden und als Brutvogel in einigen Gebieten gänzlich verschwunden, so daß man sich freut, wenn er einmal im Herbst auf der Streife vor unsren Augen auftaucht.

Als Uebergang von den Spechten zu den Meisen ist die allbekannte Spechtmeise oder der Kleiber (*Sitta europaea*) anzusehen, denn sie vereint mit der Gestalt der ersten die Beweglichkeit und Regsamkeit der letzten, übertrifft aber beide in den Steig- und Kletterkünsten. Wenn der Specht beim Absuchen eines Baumes gewöhnlich am Fuße desselben anfangend bis in die Krone hinaufsteigt, so macht die Spechtmeise oft auf halbem Wege kehrt, dreht sich im Halbkreise herum und steigt nun, den Kopf nach unten gewandt, ebenso

geschickt wieder herab. Glaubt sie sich gefährdet oder beobachtet, so huscht sie flüchtig auf die andere Seite des Baumes, steigt empor und bald kommt hoch oben der Kopf des kecken Tierchens zum Vorschein, um eben soll schnell wieder zu verschwinden.

Bei Anlage ihres Nestes verklebt sie den etwa übergroßen Eingang zu einer Baumhöhle so geschickt und fest mit Lehm und feuchter Erde, daß es mehr als der Kraft der bloßen Hand bedarf, diese Wandung zu zertrümmern. Der Vogel fühlt sich in der befestigten Behausung so sicher, daß er auch dann nicht das Haus verläßt, wenn man an seiner Haustür zu brechen beginnt. Meist siedelt er sich in hochliegenden Baumhöhlen an, doch fand ich auch schon ein Nest, welches nur drei Fuß vom Erdboden stand. Ein anderes Nest fand ich in dem Gemäuer einer alten Scheune. Auch hier hatte der Vogel dem Eingange durch Lehmverkleisterung die passende Weite verschafft. — In meiner Nähe fand ich das Nest der Spechtmeise in einem alten hohlen Apfelbaume. Da der Baum aber dreihandgroße Löcher hatte, so wurden zwei der selben mit Lehm vollständig vermauert, das dritte aber nur soweit, um als Eingang zu dienen.

Sobald das Brutgeschäft zu Ende ist, begibt sich die Spechtmeise auf die Wanderung, erscheint in den Gärten und Baumhöfen der Dörfer und Städte, klettert an den Bretterwänden und Giebeln der Häuser umher und fliegt selbst auf die Böden, um sich an den süßen Hafer- und Weizenkörnern gütlich zu tun. Ja ich sah sie im Winter schon auf den Kehrichthaufen vor den Türen zwischen Almern und Späzen, mit welchen sie sonst keine Gemeinschaft hält, da sie sich lieber den streichenden Weisen und Baumläufern zugesellt. Selbst auf Landstraßen sah ich sie schon in Gemeinschaft der Haubenlerchen den Pferdemist durchstöbern.

Wenn einmal die Buchnüsse, die ihr eine sehr angenehme Zukost zu sein scheinen und mit denen sie im Winter oft ihr Leben fristet, gut geraten sind, so herrscht in den von Spechtmeisen besuchten Waldungen das regste Leben. Unaufhörlich klettern die geschäftigen Vögel an den Stämmen auf und ab, steigen in die Wipfel oder suchen fliegend die dreikantigen Früchte zu erhaschen, klammern sie in einen Spalt der Rinde oder zwischen den Quirl der Zweige und hämmern nun tap-

fer darauf los. Mit dem Verzehren der Buchnüsse werden sie leicht fertig, dagegen erfordert eine Haselnuß die Aufbietung aller Kräfte. So fand ich einst hoch im Wipfel einer gefällten Buche eine Haselnuß, so fest zwischen ein paar Zweige geklemmt, daß dieselbe durch den Sturz des Baumes nicht herausgeflogen war. Aller Wahrscheinlichkeit nach war sie von einer Spechtmeise dorthin getragen, da sie den Schnabelhieben eines Spechtes gewiß nicht widerstanden hätte.

Vor einigen Jahren fand eine Spechtmeise den ganzen Winter hindurch freies Nachtlogis in einem meiner Brückästen. Da der Eingang sehr enge und nur für Meisen berechnet war, so hatte der stämmige Bursche stets seine liebe Not beim Ein- und Aussteigen. Trotzdem gab er sein Quartier nicht auf, schien er sich doch recht behaglich und sicher darin zu fühlen.

Zu den spechtartigen Vögeln gehört ferner der Baumläufer (*Certhia familiaris*), ein einfach gefärbtes Vögelchen mit sanft gebogenem nadelspitzem Schnabel, der noch mehr als der Schnabel der Meisen und Spechte dazu angelegt erscheint, die unscheinbaren Kerfe und deren Eier aus den Moosen und Flechten der Bäume hervorzuziehen. Man sollte es für eine Unmöglichkeit halten, daß ein solch zartes Vögelchen im Stande sei, den Unbilden unsers Winters zu trotzen, denn wenn oft der Erdboden tage- und wochenlang mit tiefem Schnee bedeckt ist und Stämme und Zweige der Bäume vom Rauhreif dicht bedeckt silberfarben erglänzen, da taucht mitten in der eisigen Wildnis vor uns die Gestalt des Baumläufers auf, neben einigen winzigen Goldhähnchen das einzige lebende Wesen; da sehen wir ihn noch ebenso tätig und wohlgemut umherklettern, wie vordem in guten Tagen. Nur bei Glatteis ist es ihm unmöglich zu seiner Nahrung zu gelangen, und fand ich ihn um diese Zeit schon tot auf dem Schnee liegen.

Gegen Raubvögel schützt er sich auf folgende Weise. Sobald nämlich ein Räuber in Sicht ist oder von den benachbarten Vögeln signalisiert wird, drückt er sich dicht an den Stamm eines Baumes und bleibt so lange regungslos sitzen, bis die Luft wieder rein ist.

Beim Auflösen eines geeigneten Brutplatzes locken sich Männchen und Weibchen mit einem Ti, ti, ti! Oft vernimmt man schon an schönen Märztagen den eigenartigen Gesang des Männchens, der sich durch die rasch ausgesprochenen Silben: Tidel-lididel-lidi! einigermaßen übersezzen lässt.

Nach der Behauptung einiger Vogelfundigen soll er nur in Baumhöhlen nisten. In meiner Nachbarschaft befindet sich schon seit Jahren ein Nest, welches nur zwei Fuß vom Stufenfenster entfernt hinter einer Steinplatte steht. Allemal, wenn die Vögel ihr Nest besuchen, lassen sie sich erst ungefähr einen halben Fuß unterhalb des Einganges nieder und schlüpfen dann ruckweise hinein. Recht anziehend und unterhaltend ist ihr Treiben, wenn es erst gilt, ein halbes Dutzend hungrige Kinder zu ernähren. Alle drei, höchstens fünf Minuten erscheint eins der Eltern, den schwachen Schnabel mit einem Ballen Räupchen, Larven oder auch einer Motte beladen, von den Jungen mit leise wispernden Tönen begrüßt. Zwei Jahre blieb dies Nest unbewohnt, erst im dritten fand sich wieder ein Pärchen, vielleicht dasselbe, dabei ein, legte 5 Eier, bebrütete sie einige Tage und verließ dieselben, als der Mai mehrere Tage hindurch Schneegestöber über das Land trieb.

Wenn in der letzten Hälfte des Monats April der Birkenwald sich in sein duftendes Grün gefleidet, da erscheint in unseren Bergen jener mysteriöse Vogel, den so viele hören, so wenige sehen und noch viel weniger kennen, der Kuckuck (Cuculus canorus).

Glücklich wieder aus dem Herzen Afrikas in sein Heimatland zurückgekehrt, macht er mit weithin schallendem Kuck seine Ankunft bekannt. Der erste Kuckuckruf! Wie viele Hoffnungen knüpfen nicht unsere Waldbewohner an diese volltönenden Laute? Hier die poetische, die Wiederkunft des Lenzes; dort die materielle, die Reife des Schinkens. Die große Frage: „Hast du schon den Kuckuck gehört?“ lebt um diese Zeit in Aller Munde.

Die gewöhnliche Zeit seines Eintreffens in unserem Walde ist der 18. und 19. April. Nur im Jahre 1875 machte ein Kuckuck eine seltene Ausnahme und stellte sich schon am 5. ein,

obgleich die Witterung durchaus nicht einladend war und der Wald noch zeitweilig ein Schneegewand trug. Wenn dann der warme Sonnenschein einmal das düstere Gewölk durchbrach, da ließ er sein Kuckuck! erschallen, aber meist nur einmal, ein Zeichen, daß es ihm doch nicht ganz wohl ums Herz war.

Der Kuckuck ruft zu jeder Tageszeit, am anhaltendsten in den frühen Morgenstunden, doch vernahm ich seinen Ruf schon in den stillen Stunden der Mitternacht, wo ich mich zur Beobachtung des Tierlebens auf der höchsten Kuppe unseres Waldes befand und die wohlklingenden Laute ununterbrochen aus dem mondbeglänzten Tale herausdrangen. Oftmals vernimmt man auch einen dreisilbigen Ruf wie Kuckuck! Einzelne rufen auch mit heissem Zwischenlaute: Kuicuck. Dem Weibchen fehlt der Ruf, dagegen ward ihm die Gabe des Kicherns verliehen und vernimmt man ein rasches Kwikkwik, kwikkwik! in der Liebeszeit sehr häufig. Gewöhnlich ruft das Männchen im Sitzen mit bescheidenem Neigen des Kopfes; einzelne Rufe stößt es auch im Fliegen aus. So sah ich einst einen Kuckuck hoch in der Luft über unser Tal hinweg ziehen, der einigemal seinen Frühlingsgruß herunterschickte.

Die wunderliche Mär von der Verwandlung des Kuckucks in einen Sperber spukt auch bei uns noch in einigen Köpfen. So hörte ich einen Landwirt allen Ernstes versichern, er habe gesehen, wie ein Kuckuck in seiner Nähe einen Vogel gefangen, damit zu Holze geflogen und dann Kuckuck gerufen. Einen Kuckuck für einen Sperber zu halten, wenn er in gewohnter Hast die Bäume durchheilt, kann man einem Ungeweihten nicht übel nehmen, scheint er doch zwar die kleinen Waldvögel zu täuschen, da sie bei seinem Erscheinen allemal laute Angstrufe ausstoßen und im Blätterdunkel Schutz suchen; aber zu glauben, daß die schwachen Füße und der schwache Schnabel eines Kuckucks sich nach ein oder zwei Jahren zu scharfbekrallten Raubvogelfängen und schneidigem Sperberschnabel ausbilden könnten und nicht nur die innere und äußere Organisation, sondern auch Nahrung und Lebensweise sich vollständig veränderten, hieße doch den Darwinismus durch den Darwinismus zu Grunde richten.

Da der Kuckuck ein eifersüchtiger Liebhaber ist und durchaus keinen anderen seines Geschlechts in seinem Revier duldet, läßt er sich, wenn man seinen Ruf nachmacht, mit Leichtigkeit

herbeilocken. Ich habe ihn schon, wenn ich versteckt im Dickicht stand, auf die nächsten Bäume gelockt, sah ihn aber spornstreichs wieder abziehen, sobald er den geringsten Verdacht schöpfe. Dank seiner großen Vorsicht gelangt er nicht leicht in die Gewalt der Menschen, traut er doch selbst dem harmlosen Hirten nicht, der täglich in seinem Reviere das Vieh hütet.

Sobald die Paarungszeit heranrückt, stattet Frau Kuckuck den zukünftigen Pflegeeltern ihres zu erwartenden Kindes zeitweilige Besuche ab, die aber diesen nicht angenehm sind, da sie mit ängstlichen Tönen die fremde Niesendame umflattern. Hauptfächlich sind es bei uns die Stelzen, Pieper, Rotföhrlchen, Grasmücken, Laubländer und Zaunkönige, denen das keineswegs beneidenswerte Los zufällt, die Eier des brüten Kuckucksweibchens zu zeitigen und dann den untergeschobenen Wechselbalg heranzufüttern.

Im Sommer 1872 fand ich einen jungen Kuckuck im Neste eines Baumpiepers, dicht neben einem Fuhrwege. Ich schenkte demselben besondere Aufmerksamkeit, um hauptsächlich die Entwicklung des Pfleglings, der mit weitgeöffnetem Schnabel und stachelförmigem Federkleide ein sonderbares Aussehen hatte, zu beobachten. So wie ich ihn berührte, hockte er fauchend um sich. Tags darauf, als ich wieder nachsah, war er verschwunden und an seiner statt lagen ein paar junge Singdrosseln im Neste. Ein Hirtenbursche hatte ihn in einem nahen Busche untergebracht und die Singdrosseln in das Neste gelegt. Ich nahm die Drosseln fort und setzte den Kuckuck wieder an seinen Ort. Nach zwei Tagen war er wieder fort. Genaue Nachforschungen ergaben, daß ihn ein Arbeitsmann ausgeführt hatte. Ich fand ihn im Käfige sitzen, große Stückchen Brot daneben. Wieder trug ich den armen Schelm, der des elenden Hungertodes gestorben wäre, dem grünen Walde zu, wo seine Pflegeeltern ihr flagendes Srib, srib! von den Bäumen erschallen ließen. Am folgenden Tage saß er schon auf den unteren Zweigen einer Buche und ließ sich füttern, stieg aber, als ich näher kam, immer höher und höher. Am nächsten Tage traf ich ihn schon weiter im Walde, wenigstens 300 Schritt vom Neste entfernt. Er war jetzt völlig flugbar und flog mit Leichtigkeit von Baum zu Baum. Nach meinem Da-fürhalten war er höchstens 14 Tage alt.

Einst vernahm ich auf meinem Abendspaziergange den fläglichen Angstruf eines *Baumpeperpärchens*. Zugleich bemerkte ich einen großen grauen Vogel, der auf einem niedern Busche *Posto* gefaszt hatte. Ich hielt denselben für einen Sperber, der vielleicht ein Attentat auf die Brut der Pieper versuchen wolle oder bereits versucht hätte. Bald aber gewahrte ich, wie einer der Alten sich neben dem „großen Unbekannten“ niederließ und diesen zu füttern begann. Jetzt war mir die Sache klar. Der vermeintliche Sperber war ein schon völlig erwachsener Kuckuck. Aufrichtig gestanden, konnte ich mich eines empörenden Gefühls nicht erwehren, wenn ich sah, mit welch aufopfernder Liebe die beiden Pflegeeltern bemüht waren, den längst majorennenen Schlingel noch mit dem täglichen Brote zu versehen. Als ich ihn auffscheuchte, strich er fort, weit über den Wald hin und die beiden Alten hinterdrein.

In einigen naturgeschichtlichen Werken findet sich noch immer die Angabe, daß der Kuckuck, sobald er ausgeflogen sei und nun ein größeres Quantum von Nahrung bedürfe, nicht nur von den Pflegeeltern, sondern auch von anderen kleinen Sängern gefüttert würde. Da heißt es: der eine bringt ihm eine Fliege, der andere ein Räupchen, der dritte einen Schmetterling u. s. m. Das klingt allerdings sehr anmutig, ist aber leider nicht wahr. Es kann wohl vorkommen, daß ein in der Nähe wohnendes Vogelpaar, dem gerade seine Jungen geraubt sind, die elterliche Liebe auf einen jungen schreienden Kuckuck überträgt, wie es sie auf andere junge Vögel ebenfalls übertragen würde, aber das ist auch alles. Ich habe schon manchen jungen Kuckuck im Freien beobachtet, dem gewöhnlich eine ganze Schar kleiner Singvögel folgte, weil sie ihn für einen Raubvogel ansahen, aber ich habe noch nie gesehen, daß ihn, außer den Pflegeeltern, ein einziger fütterte. Ja mir ist im Gegen teil der Fall vorgekommen, daß nur ein *Baumpeper* den jungen Kuckuck großzog, da der andere zufällig verunglückt war.

Nach den Beobachtungen kompetenter Forscher bringt der Kuckuck sein Ei vermittels des Schnabels in die Nester anderer Vögel. Bei einigen Nestern würde es auch gar nicht anders möglich sein. So fand ich schon ein Kuckucksei im Neste der Klappergrasmücke (*Syl. curruca*), welches so leicht gebaut im Gezweige hing, daß es dem alten Kuckuck durchaus nicht möglich war, sich darauf niederzulassen. Später brach auch unter

der Last des jungen Ruckucks das Nest ein, und fand ich denselben unter dem Busche im Heidekraute versteckt. — Einst erhielt ich sogar ein lebendes Ruckucksweibchen, welches an der Dachfirst eines Hauses stecken blieb, als es sein Ei einem Bachstelzenneste anvertrauen wollte.

Da die Farbe des Ruckuckeies oft mit der Farbe der Nestier übereinstimmt, hat man die Behauptung aufgestellt, der Ruckuck müsse solche Eier legen, um die Pflegeeltern seines zu erwartenden Kindes zu täuschen. Nun ist aber eine Täuschung den brütlustigen Vögeln gegenüber durchaus nicht nötig, denn sie brüten ohne Umstände auch solche Eier aus, die von der normalen Farbe bedeutend abweichen. Hausrotschwänze, die rein weiße Eier legen, brüten ohne Zögern ein hinzugeschobenes blaugrünes Braunellenei, und ein Star zeitigte in meinem Brütfästchen das Ei einer Singdrossel und fütterte das Junge ebenso fleißig, als wäre es sein eigenes Kind. — Um das Leben des Ruckucks noch rätselhafter zu gestalten, ist von einigen Vogelkundigen die Behauptung aufgestellt, der Ruckuck lege seine Eier immer nur instinktiv in die Nester derjenigen Vögel, die ihn aufgezogen hätten. Danach müsse also der obener wähnte Ruckuck, den ich im Neste einer Klappergrasmücke fand — vorausgesetzt es sei ein weiblicher Vogel gewesen — immer nur seine Eier im Neste der Grasmücke unterbringen, damit auch die Jungen durchbrächen und zu Boden stürzen. Der Ruckuck bringt sein Ei immer in dasjenige Nest, welches er ausgespürt hat und fragt nicht viel danach, ob es ein Stelzen-, Pieper- oder Grasmückennest ist. Hierdurch hat er der Sorge für Erhaltung der Art vollständig Genüge geleistet und kann ruhig seines Weges ziehen.

Für die Gefangenschaft ist der ungestüme Vogel durchaus ungeeignet. So lange er noch jung ist, sitzt er den ganzen lieben Tag auf einer Stange und ruft nach Futter. Er wird sehr spät selbstständig und scheint ein Behagen daran zu finden, sich das Futter in den nimmersatten Rachen führen zu lassen. Außerdem zeigt er wenig Intelligenz, zerstört sich das Gefieder, bekommt ein rüppiges Aussehen und vergisst ganz und gar seines freudlichen Pflegers. Von allen meinen Ruckucken, und ich habe ihrer ein halbes Dutzend aufgezogen, wurde nur einer leidlich zahm und hielt sich auch gut im Gefieder. Sein Hauptfutter bestand aus Weißbrot und Ameisenpuppen mit

Milch angefeuchtet, dazu täglich Mehlwürmer, die er schockweise verspeiste. Auf die Dauer vermochte er mich aber nicht zu fesseln und fand ich es für geraten, den langweiligen Tölpel einem Freunde abzutreten.

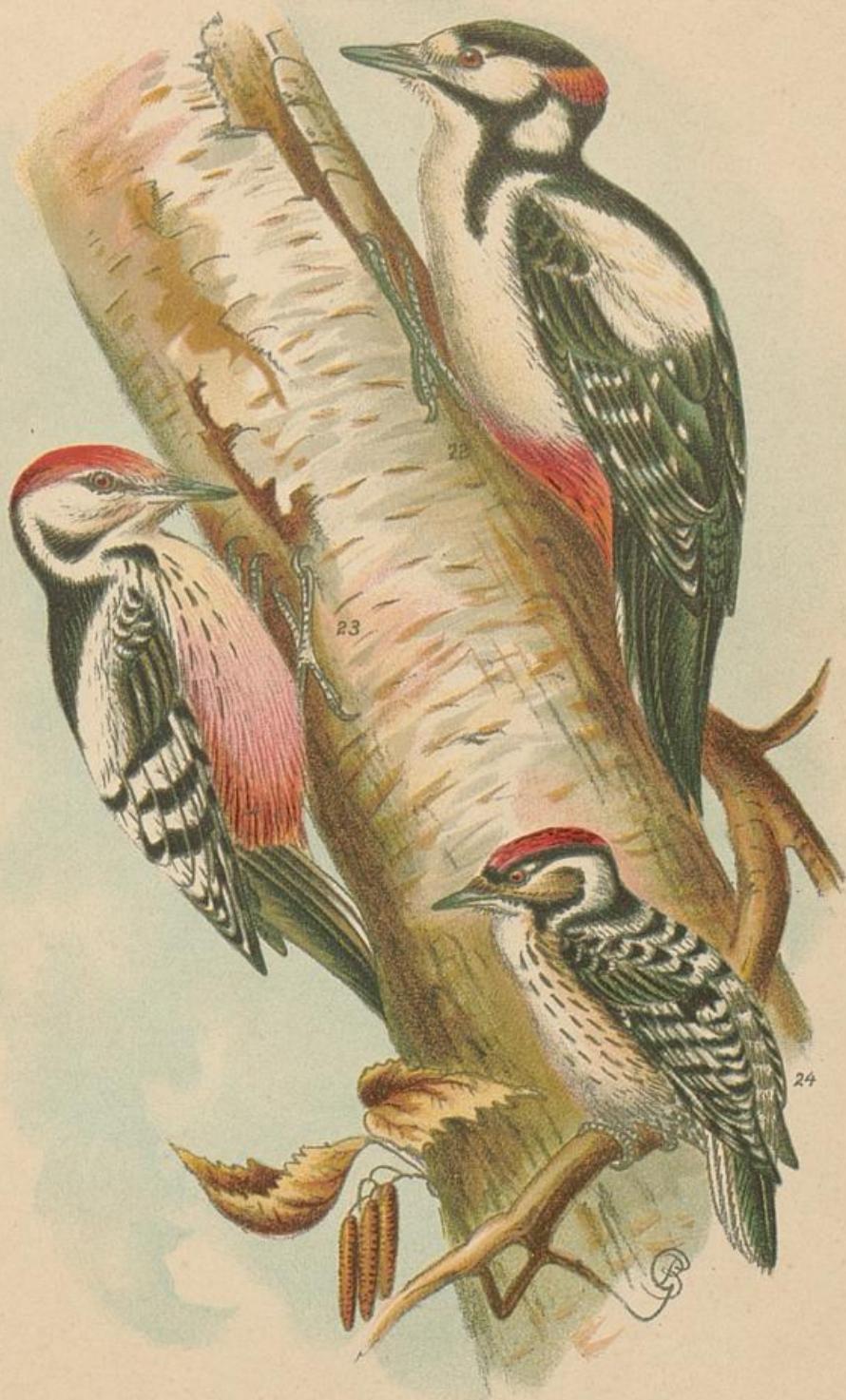
Einige Tage vor Ankunft des Kuckucks erscheint bei uns dessen ehrsamster Küster, der *Wiedehopf* (*Upupa epops*), ein eben nicht häufiger aber eigentümlicher Vogel, der sich im Volksmunde keines guten Ruhmes erfreut, sondern im wahren Sinne des Wortes „im üblichen Geruche“ steht.

Wo auf waldbesäumten Wiesen und Triften, auf Brüchen und Weiden „der Kinder breitgestirnte glatte Scharen“ gehen, wählt er seinen Sommeraufenthalt. Hier ruft hauptsächlich in den frühen Morgenstunden das Männchen sein lautes *Hup, hup, hup, hup!* ein Ruf, der mit dem Kuckucksrufe in dem großen Konzerte der Frühlingsänger gar angenehm ertönt.

Der *Wiedehopf* ist ein drolliger Vogel. Fortwährend ist er in Bewegung, beständig auf seiner Hut. Jetzt breitet er seine Federhaube radförmig aus und verneigt sich auf das zierlichste, jetzt trippelt er geschäftig umher, bleibt plötzlich stehen, viriert mit seitwärts gebeugtem Kopfe einen vorüberfliegenden Vogel, wirft sich, sobald er in diesem einen Raubvogel gewahrt, platt an den Boden, breitet Schwanz und Flügel aus, streckt den Schnabel empor und verharrt in dieser absonderlichen Stellung so lange, bis der Räuber außer Sicht ist.

Als ich eines Morgens am Fenster stand, präsentierte sich plötzlich dicht vor mir auf einem Geländer eine Familie von fünf Stück *Wiedehopfen*, die mit weit gelüftetem Federschopfe eine Zeitlang dort verweilten, so daß ich Muße genug fand, mir die seltsame Schar genau zu betrachten. Allem Anschein nach waren dieselben (es war im Juli) schon auf der Wanderung, da der *Wiedehopf* sehr früh wieder sein Heimatland verläßt. Ich sah auch die kleine Schar in südlicher Richtung von dannen eilen.

Nach den Berichten vieler Forscher soll er nur in Baumhöhlen sein Nest anlegen, nach den Berichten *Brehms* in



22. Grosser Buntspecht. 23. Mittelspecht. 24. Kleinspecht.

Kunstdruck F. Eugen Kohler, Düsseldorf.

Milch angefeuchtet, dazu täglich Mehlwürmer, die er schockweise verspeiste. Auf die Dauer vermochte er mich aber nicht zu fesseln und fand ich es für geraten, den langweiligen Tölpel einem Freunde abzutreten.

Einige Tage vor Ankunft des Kuckucks erscheint bei uns dessen ehrsamster Küster, der *Wiedehopf* (*Upupa epops*), ein eben nicht häufiger aber eigentümlicher Vogel, der sich im Volksmunde keines guten Ruhmes erfreut, sondern im wahren Sinne des Wortes „im üblichen Geruche“ steht.

Wo auf waldbesäumten Wiesen und Triften, auf Brüchen und Weiden „der Kinder breitgestirnte glatte Scharen“ gehen, wählt er seinen Sommeraufenthalt. Hier ruft hauptsächlich in den frühen Morgenstunden das Männchen sein lautes *Hup, hup, hup, hup!* ein Ruf, der mit dem Kuckucksrufe in dem großen Konzerte der Frühlingsänger gar angenehm ertönt.

Der *Wiedehopf* ist ein drolliger Vogel. Fortwährend ist er in Bewegung, beständig auf seiner Hut. Jetzt breitet er seine Federhaube radförmig aus und verneigt sich auf das zierlichste, jetzt trippelt er geschäftig umher, bleibt plötzlich stehen, viriert mit seitwärts gebeugtem Kopfe einen vorüberfliegenden Vogel, wirft sich, sobald er in diesem einen Raubvogel gewahrt, platt an den Boden, breitet Schwanz und Flügel aus, streckt den Schnabel empor und verharrt in dieser absonderlichen Stellung so lange, bis der Räuber außer Sicht ist.

Als ich eines Morgens am Fenster stand, präsentierte sich plötzlich dicht vor mir auf einem Geländer eine Familie von fünf Stück *Wiedehopfen*, die mit weit gelüftetem Federschopfe eine Zeitlang dort verweilten, so daß ich Muße genug fand, mir die seltsame Schar genau zu betrachten. Allem Anschein nach waren dieselben (es war im Juli) schon auf der Wanderung, da der *Wiedehopf* sehr früh wieder sein Heimatland verläßt. Ich sah auch die kleine Schar in südlicher Richtung von dannen eilen.

Nach den Berichten vieler Forscher soll er nur in Baumhöhlen sein Nest anlegen, nach den Berichten *Brehms* in

Egypten regelmäßig in den Häusern der Städte und Dörfer. Bei uns nistet er sowohl in Baumhöhlen als auch in Erdlöchern und Steinhaufen, auch in das Innere der Häuser, wie ich mehrfach beobachtet habe. So fand ich einst auf dem Boden eines am Waldrande liegenden Hauses ein Nest, welches sechs Junge enthielt. Diese lagen in dort aufgeschüttetem trockenem Laube. Während meiner Anwesenheit erschien auch die Wiedehopffrau, um zu füttern. Nicht weit vom Neste lag im Laube mit zwinkenden Augen der Hauskater, der sich um die bunten Eindringlinge durchaus nicht bekümmerte. Der Grund dieses auffallend zurückhaltenden Wesens seitens einer Katze einem Vogel gegenüber liegt in dem widerlichen Geruche, der nicht nur einem Wiedehopfneste, sondern selbst Jungen und Alten anflebt. Ja ich glaube, daß sogar Raubvögel, wie Habicht und Sperber, den Wiedehopf wohl fangen und töten, aber nicht verzehren, denn ich habe noch nie die Federn eines solchen gefunden. Dagegen sind mir schon oft, sowohl junge als alte Vögel überbracht worden, die draußen an Hecken oder auf Wiesen tot aufgefunden wurden, die ich aber leider ohne weitere Untersuchung bei Seite gelegt habe.

Einst überbrachte mir ein Knabe einen schon vollständig ausgewachsenen Wiedehopf, den er in einer Baumhöhle erhascht hatte. Es war ein prächtiges Tier, welches, da ich es frei im Zimmer umherfliegen ließ, sich äußerst schön im Gefieder hielt und mir durch seine Beweglichkeit, sein ängstliches Wesen, seine sonderbaren Grimassen manchen Genuss verschaffte. Zur Nahrung warf ich ihm Maikäfer vor, die er mit seinem langen krummen Schnabel ergriff, in die Höhe schleuderte, geschickt wiederfing und hinabwürgte. Ich ließ einige Meisen Maikäfer für ihn sammeln und aufzrocknen, wobei er sich recht wohl befand. Als aber der Vorrat erschöpft war und mir das Herbeischaffen passender Nahrungsmittel, wie Mehlwürmer, Mistkäfer u. s. w., sehr lästig wurde, hatte er es für angezeigt gefunden, um dem Futtermangel zu entgehen, sich aus dem Staube zu machen. Meine Glückwünsche folgten ihm nach.

In der Neuzeit hat dieser prächtige Sommergäst in wahrhaft erschreckender Weise abgenommen.

Der Wiedehopf ähnelt im Betragen, hauptsächlich im Grismassenschneiden, ein Vogel, der sich an den schönen Frühlingstagen durch ein weithin schallendes Weib, weib, weib, weib! welches beide Geschlechter hören lassen, bemerklich macht, im übrigen aber ein eingezogenes stilles Dasein führt, der Wendehals (Yunx torquilla).

Mir steht noch immer jener Augenblick aus meinen Kna-
benjahren vor der Seele, in dem mir der Zufall den ersten
Wendehals in die Hände führte. Der Vogel geberdete sich, als
sei er von einem bösen Geist besessen, er sträubte die Kopffedern,
reckte und dehnte und drehte den Hals, daß ihm buchstäblich
„das Angesicht im Nacken stand“, und als er dann gar noch
zu schreien anfing, da hielt ich es für geraten, mich des unan-
genehmen und geheimnisvollen Gastes zu entledigen.

Die Hauptnahrung des Wendehalses bleiben immer Amei-
jen und deren Larven. Erstere ließ er vermittels seiner
spechtartigen Zunge sowohl vom Boden als von den Bäumen
auf, und letztere zieht er mit eigener Geschicklichkeit aus den
Haufen hervor.

Von vielen Seiten wird der Wendehals als ein arger
Nestzerstörer in die Acht erklärt. Auch in meinem Baum-
hofe hat er sich schon als solcher erwiesen. Es war näm-
lich im Frühlinge des Jahres 1873, als eines heitern Mor-
gens ihrer drei einen auf einem Kirschbaum hängenden Staren-
fästen umhüpften, ihr originelles Weib, weib! lustig erschallen
ließen und die beiden eifersüchtigen Liebhaber sich gehörig das
Gefieder zerzausten. Da der Starenfästen gerade meinem
Fenster gegenüber hing, konnte ich die Vögel sehr gut beob-
achten und freute mich,lein Pärchen seltener Brutvögel mehr
in den Umgebungen meiner ländlichen Wohnung zu besitzen.
Nun befanden sich in ungefährer Entfernung von 5—8 Schritten
noch zwei andere kleinere Brutfästen, von denen der eine durch
einen Gartenrotschwanz (S. phoenicurus) eben häuslich einge-
richtet war, der andere aber bereits einer Tannenmeise (P. ater)
zur Brutstätte diente, die gerade das 10. Ei gelegt hatte. Eben
dieses Meisenpärchen war es, dem ich eine ganz besondere
Teilnahme zuwandte, denn zum ersten Mal in meinem Leben
hatte ich das Vergnügen, das Leben und Treiben dieses Wald-
vogels von meinem Schreibtische aus beobachten zu können.
Jedoch die Freude war von kurzer Dauer. Die Herren und

Dame Wendehals machten sich bald vor diesem, bald vor jenem Brutkästen zu schaffen, störten bald dieses, bald jenes Vogelpärchen. Zuerst vertrieben sie den Gartenrotschwanz aus seinem Daheim, sodaß dieser sich einige hundert Schritt weiter in einen hohlen Apfelbaum zurückzog. Am andern Morgen wirtschafteten die unruhigen Gäste an dem Meisenkästen herum. Ich trieb sie fort, warf einen flüchtigen Blick in das Innere des Kästens und sah mit Schrecken, daß nur ein Ei mehr im Neste lag, die andern aber herausbefördert worden waren. Nach diesen Heldenataten hielten es nun die Wendehälse für geraten, meine Brutansiedelung zu verlassen. Hätten sie sich nun noch in einem der leeren Brutkästen angesiedelt, so wäre ich entshädigt worden, aber aus reinem Frevelmute meine Lieblinge auszusezzen und sich dann schweigend zu empfehlen, das war doch zu arg. — Im Frühlinge des nächsten Jahres kehrte ein Paar zurück und, nachdem es wieder einige Brutkästen besichtigt, wählte es einen am äußersten Baume des Baumhofes hängenden Kästen aus, den ich früher zur Zucht von Wellensittichen benutzt hatte. Dieser schien ihm sehr zu behagen, so daß es alle anderen Kästen unbehelligt ließ und darin auch zur Brut schritt. Von den acht weißen Eiern, die frei auf dem Boden des Kästens lagen, kamen sieben Stück aus. Die nackten Jungen sind sehr häßlich und gewähren mit ihren langgereckten Hälzen einen sonderbaren Anblick. Bei der Fütterung lassen sie ein eigenständliches heiseres Stimmengewirr hören. Sowie die Brutzeit vorbei ist, vernimmt man die Stimmen der Alten nicht mehr; lautlos und verstohlen fliegen sie ab und zu. Die Jungen bleiben so lange im Neste, bis sie vollständig ausgewachsen sind und werden von den Eltern sofort aus dem Brutreviere hinweggeführt.

Dem Beispiele des Vaters Bechstein folgend will ich unter die spechtartigen Vögel noch einen Vogel aufnehmen, der sich besonders im Herbst und Winter an den rauschenden Gebirgsbächen bemerklich macht, im Frühlinge jedoch, d. h. zur Brutzeit, nur an einigen unserer Gewässer zu finden ist, der Eisvogel (*Alcedo ispida*.)

In dem düstern Tale der Silbermühle lebt er als Brutvogel jahrein, jahraus, und es ist ein herrlicher Anblick, wenn vor dem einsamen Wanderer plötzlich der farbenprächtige Vogel auftaucht und meist dem Laufe des Baches folgend durch das Zwielicht des Waldesdunkels pfeilschnell dahinschießt. Hier finden wir auch seine Lieblingsplätze, hervorragende Baumstücke oder Pfähle, auf welchen er sich nach Beute umschaut, und zwar immer nur dort, wo der Bach einen ruhigen Wasser- spiegel hat, in welchen er zeitweilig hinabtaucht, um einen faltblütigen Wasserbewohner, eine schmucke Ellrike oder eine rotpunktirte Forelle oder auch nur ein Wasserinsekt herauszuholen und auf seiner Warte zu verzehren.

Er ist in seinem Gewerbe mit der Geduld und Ausdauer eines Anglers ausgerüstet, der „ühl bis ans Herz hinan“ am Ufer seines Fanges wartet. Auf großen, stillruhenden Gewässern, wie auf Teichen, sieht man ihn auch einmal nach Falkenart rütteln, um Beute zu erspähen und zu erhaschen. Im Winter jedoch, wenn die steigende Kälte die Gewässer mit eisigen Banden umfangen hat, da sucht der arme Fischaer die offenen Wehre der Flüsse, die Mönche der Teiche auf, um dort notdürftig sein Leben zu fristen. Hier sitzt er dann im Glanze der Wintersonne prächtig schimmernd und lauert stundenlang vergeblich auf seine Beute.

Wie viele Fischaer, ist der Eisvogel ein neidischer und abgünstiger Gesell, der es durchaus nicht leiden kann, wenn noch ein Zweiter in seinem Reviere jagt. Nur zur Frühlingszeit, wo die allmächtige Liebe sein Herz edleren Gefühlen zugänglich macht, gestattet er auch seiner besseren Hälfte den Mitgenuß.

Wie die meisten spechtartigen Vögel, ist auch der Eisvogel ein Höhlenbrüter, der sich seine Brutstätte selber einrichtet. Freilich zimmert er diese nicht in die Stämme der Waldbäume, sondern in die Lehmwände steiler Ufer, oft zwei Fuß tief in den Erdboden. Der Regel nach nistet er über das Wasser, doch fand ich den Vogel schon in einer mehrere hundert Schritt vom Wasser entfernt liegenden Lehmgrube brüten, ein gewiß selten beobachteter Fall. Natürlich war er hier vor den Wasserratten, die sonst seiner Brut begierig nachstellen, hinlänglich gesichert. — Der Gang, der zu dem erweiterten Brutraume führt, steigt immer etwas sanft empor, was zur Trockenheit desselben wesentlich beiträgt. Die Brutkammer selbst ist mit

Gräten ausgelegt, und, wenn erst Junge darin sind, von den ausgeworfenen Schuppen und sonstigen Abfällen der Mahlzeiten ebenso unangenehm durchduftet, wie die Bruthöhle des Wiedehopfes.

Was nun die Stellung der spechtartigen Vögel in dem großen Haushalte der Natur anbetrifft, so gehören dieselben zu den nützlichsten Vögeln. Hauptfächlich sind es die eigentlichen Spechte, die den Wald von den Herren des verderblichen Ungeziefers säubern, und deshalb sollten sie in unsern Augen unverzichtlich sein.

Es ist ein sehr erfreuliches Zeichen und verdient gewiß öffentlich gelobt zu werden, daß unsere Forstverwaltungen auch auf den Schutz der Spechte bedacht sind und hin und wieder einzelne oder auch ganze Bestände hohler, morscher, abständiger Bäume schonen, damit es den Spechten insbesondere und deren Verwandten überhaupt, nicht an passenden Brutstätten fehle, mag auch mancher Philister darüber die Nase rümpfen und im Stile Ischarioths sprechen: Könnten diese Bäume nicht gefällt und das Holz den Armen gegeben werden ? !

V. Fliegenfängerartige Vögel (Muscipiadae).

In den ersten Tagen des Wonnemonats finden sich in unserem Walde jene unruhigen Kerbtierjäger ein, welche zu der eigenartigen Gruppe der Fliegenfänger oder Fliegenfängerschäpper gehören. Die bei uns lebenden Arten haben in ihrem Federkleide nicht viel Bestechendes, da graue, weiße und schwarze Farben vorherrschend sind. Was ihre musikalische Begabung anbetrifft, so dürfen wir unsere Anforderungen nicht zu hoch stellen. Ursprünglich echte Waldvögel, ziehen sie sich doch zeitweilig in die Nähe menschlicher Wohnungen, oft um dort zu brüten, oft nur, um bei schlechter Witterung ihre Kerbtierjagden mit größerem Erfolg betreiben zu können.

Als Brutvögel unsers Waldgebirges betrachten wir zuerst den *gfleckten Fliegenfänger* und dann den *Trauerfliegenfänger*. Eine dritte Art, den *Halsbandfliegenfänger*, habe ich hier nur zur Zugzeit im Frühlinge, oft unter meinem Fenster, gesehen, kann ihm daher das Heimatrecht noch nicht einräumen.

Am Rande der Nadel- und Laubhölzer, in Baumhöfen und Gärten, oft dicht an den Wohnungen der Menschen, bemerken wir zur Sommerszeit häufig einen sperlingsgroßen und sperlingsgrauen Vogel, der, auf einem erhöhten Gegenstand füssend, oftmals sein trauriges *Tschri, tschri!* erschallen lässt, das ist der *grau e Fliegenfänger* oder *Fliegenischäpper* (*Muscicapa grisola*), wegen beständiger Lüftung der Flügel von dem Volke *Schlappfittig* benannt.

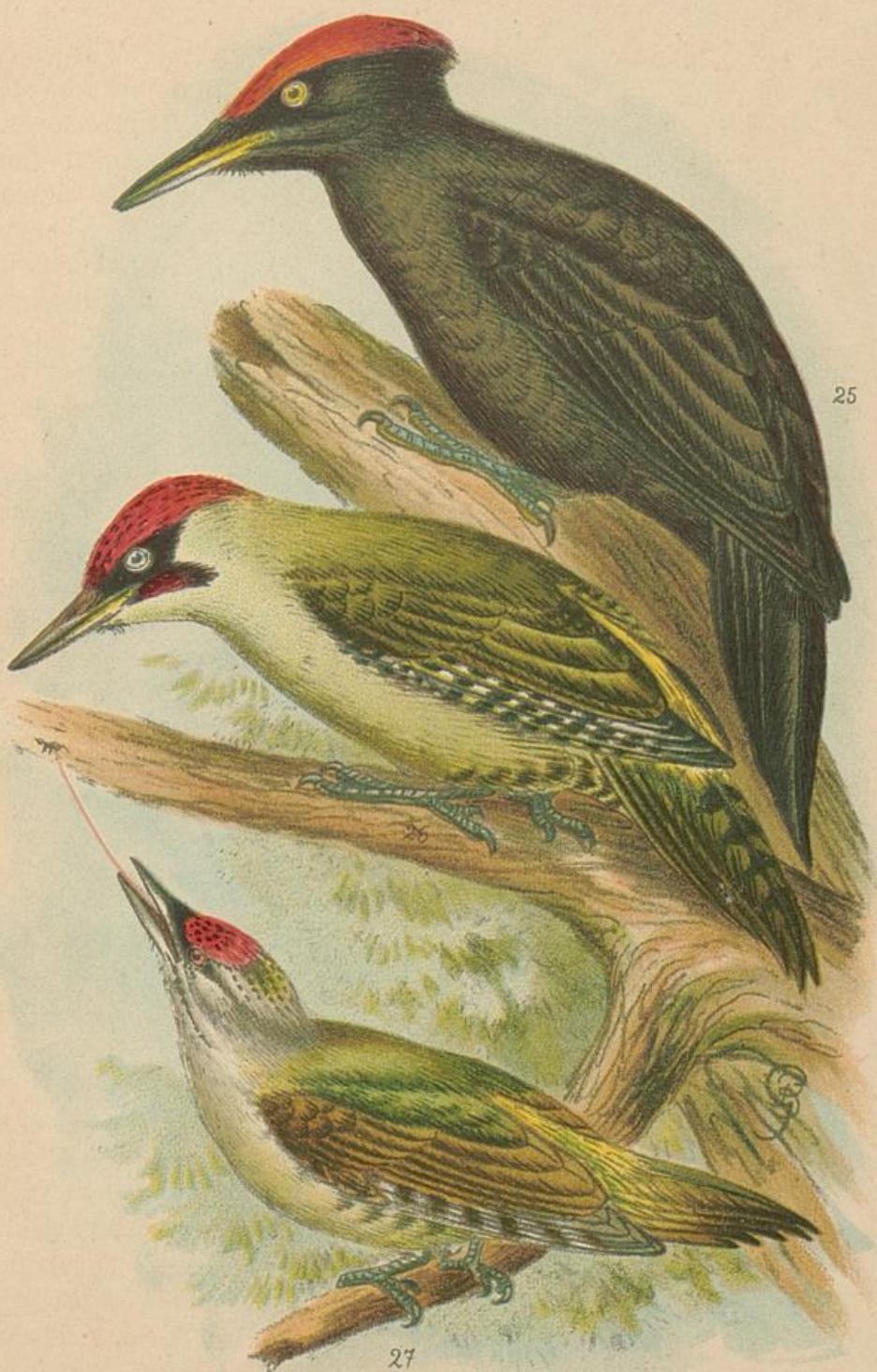
Wo er keinen Nachstellungen ausgesetzt ist, wird er ungemein zahm und zutraulich und stellt dicht vor den Augen der Menschen seine Jagden an, indem er ein vorbeiflegendes Insekt gewandten Fluges, unter hörbarem Schnabelklappen erhascht. Allenthalben hat er seine Lieblingswarthen und wer nur in der Nähe der Missstätte, wo er sich gerne aufhält, eine etwa mannshohe Stange aufstellt, wird bald das Vergnügen haben, sie von dem kleinen Hausfreunde besetzt zu sehen. Fliegende Kerfe erwischte er im Fluge, über sitzenden rüttelt er eine Weile mit den Flügeln, ergreift sie und trägt sie seiner Warte zu. Die Bienenwäter sind nicht gut auf ihn zu sprechen, da er von Zeit zu Zeit sich ein Honig schleppendes Tierchen zu Gemüte führen soll, was aber durchaus nicht auf Wahrheit beruht, da er nur die stachellosen Drohnen fängt, und ich weiß sogar, daß ein solcher erzürnter Dzirzonsjünger einen armen Fliegenfänger, der dicht vor der Bienenhütte sein Heim auf dem Zweige eines Apfelbaums gegründet, mit dem wuchtigen Schläge eines mächtigen Knittels samt seinem Neste zu Boden schlug. So vergilt der „vernunftbegabte“ Mensch den kleinsten Eingriff in sein Eigentum seitens eines „unvernünftigen“ Tieres.

In der Wahl des Standortes für sein Nest geht er mit Überlegung zu Werke und nicht jeder scheinbar passende Platz ist ihm wirklich passend. So hatte ich an meinem Hause zwei Stück gleich große Brutkästen ausgehängt, den einen nach der Süd- und den andern nach der Nordseite, letzteren in der Nähe

der Miststätte. Anfangs fiel die Wahl meines Fliegenfänger-pärchens auf den ersten Kästen und die Instandsetzung begann sofort; nach einigen Tagen wurde dieser Bau verlassen und nunmehr der letzte Kästen bezogen. Häufig richtet sich der Vogel, wie ein alter Praktikus, nach der Lebensweisheit des Satzes: Ragt ein Balken in dein Haus, mach dir einen Tisch daraus! So fand ich schon sein Nest in einem Apfelflucker, der am Hause hing, auf einer Weinrebe im Innern eines Schulzimmers, auf einer unter dem Dache hängenden Harfe, in Gerüst und Mauerlöchern, in einem Buchenbusche, ja einmal gerade meiner Haustür gegenüber in einem Wachholderstrauche.

Das Brutgeschäft besorgen beide Alten abwechselnd. Die Eier haben eine lichtgrüne Farbe und sind mit rostfarbenen Flecken verziert. Die Jungen wachsen rasch heran, verlassen in 12—14 Tagen das Nest, werden aber noch einen Monat lang von den Alten gefüttert, ehe sie es erlernen, ihre Jagden selbstständig zu betreiben. Einst beobachtete ich, daß ein alter Fliegenfänger seinem vollständig erwachsenen Jungen eine grüne Spinnerraupe brachte. Dieser ergriff die Käuse an einem Ende, war aber nicht im Stande sie in den Schlund zu bringen und legte sie daher auf dem Aste nieder. Als der alte Vogel diese Ungeschicklichkeit seines Sprößlings bemerkte, faßte er die Käuse aufs neue in der Mitte und steckte sie dann dem sperrenden Burschen tief in den Schnabel.

Sehen wir im grauen Fliegenfänger einen unscheinbar gefärbten, nicht gesangsfähigen und phlegmatischen Vogel, so tritt uns im Trauerfliegenfänger (*Muscicapa luctuosa*) das gerade Gegenteil entgegen. Seine Färbung ist bedeutend lebhafter; das alte Männchen mit weißer Stirn, schwarzbrauner Oberseite und weißen Flügelfedern ein hübscher Vogel; sein Gesang ein zwar kurzes aber heiteres Lied, welches schon beim ersten Dämmerlichte den Wald durchklingt, sein Betragen ungemein rührig und munter. Der Vogel sitzt keinen Augenblick still. Jetzt singt er, jetzt lüftet er die Flügel, jetzt jagt er ein



25. Schwarzspecht. 26. Grünspecht. 27. Grauspecht.

Kerbtier, jetzt neckt er andere Vögel, jetzt verfolgt er sein Weibchen, jetzt schlüpft er in seine Bruthöhle, bald singt er hier, bald dort. Bei trüber, regnerischer Witterung, wo Mangel an schwebenden Insekten eintritt, sucht er seine Nahrung vom Boden auf und hält sich nach Art und Weise der R o t s c h w ä n z e an Hecken und auf den unteren Zweigen der Bäume auf. Ich habe ihn dann schon im Schlaggärnchen, mit einem Mehlwurm beködert, eingefangen, aber immer wieder in Freiheit gesetzt, da ich ihm dies „himmlische Gut“ zur schönen Zeit der Liebe nicht verkümmern möchte.

Es ist mir seit Jahren gelungen, den Trauerfliegenfänger in meinem Baumhofe einzubürgern, und zwar durch einen ausgehängten Brutfästchen. Wenn ich nun auch einen fleißigen Sänger und ausgezeichneten Kerbtierjäger mehr in nächster Nähe beobachten kann, so ist meine Erwerbung doch keine glänzende zu nennen, denn der Vogel ist für alle unwohnenden Höhlenbrüter ein schlimmer Nachbar. Da er erst im Mai oder in den letzten Tagen des Aprils ankommt, findet er die Brutfästchen schon durch Meisen, Sperlinge, Rotschwänze u. s. w. besetzt und nun hat er nichts eiligeres zu tun, als gegen alle die Fehde zu eröffnen. Mag sich Freund Spaß auch noch so gemütlich eingerichtet haben und mit der verwegensten Miene von der Welt in der Haustür sitzen, der Trauerfliegenfänger macht ihm kurzen Prozeß, stürmt fühl auf ihn ein, schlägt ihn in die Flucht und sucht ihm selbst im Fluge noch Eins zu versetzen. Nicht viel besser ergeht es den armen Meisen, die er, selbst wenn sie schon brüten, noch aus dem Hause jagt. Und wenn er nun noch an einem Pärchen sein Mütchen zu fühlen suchte; aber nein, er dringt bald in diesen, bald in jenen Kästen, und wenn er sich dann schließlich in einem häuslich niederläßt, haben die Nachbarn, „des langen Haders müde“, bereits ihre Behausungen aufgegeben.

Recht unterhaltend sieht es aus, wenn er sein Weibchen in den Brutfästchen lockt. Sobald dieses nämlich in die Nähe desselben kommt, schlüpft das Männchen, hurtig wie immer, hinein und lockt nun mit zärtlichem, unbeschreiblichem Liebesgeflüster das Weibchen auch hinein. Raum aber ist dies hingeflogen, da schwingt sich das Männchen mit Sang und Klang schon wieder hinaus, das Weibchen ihm nach, und das Spiel beginnt anfs neue.

Zu Anfang der Brutzeit führen die Männchen um ihre Liebste oft erbitterte Kämpfe auf, so daß sie dabei ihre eigene Sicherheit vergessen. Am Himmelfahrtstage des Jahres 1875 war ich schon um zwei Uhr früh aufgebrochen, um auf einem Waldgange das Leben der Vogelwelt zu belauschen. Als Ziel meiner Wanderung hatte ich mir das am Waldesraume liegende Haus eines Freundes ausersehen, wo ich auch noch lange vor Sonnenaufgang anlangte. Im Hause lag noch Alles im tiefsten Schlummer, aber im Baumhöfe herrschte schon das heiterste Leben unter den dort brütenden Vögeln. Hauptfächlich waren es zwei Trauerfliegenfänger, welche, in eifriger Fehde um ein Weibchen entbrannt, meine Aufmerksamkeit zu fesseln wußten. Unaufhörlich jagten sich die wütenden Vögel durch die blütenreichen Zweige eines Apfelbaumes, daß Federn und Blumenblätter herabschwebten. Oft kamen sie mir so nahe zu Füßen, daß ich sie hätte erschlagen können. Später, als ich im Zimmer meinen Morgenkaffee trank, verlegten die beiden Eifersüchtigen ihren Kampfplatz dicht unter das Fenster. Jetzt lagen sie fest zusammengeballt im Graje, jetzt flogen sie dicht voreinander einige Fuß empor, häkelten sich mit den Füßen, bissen sich und stürzten dann wieder zu Boden, wo sie oft minutenlang unbeweglich lagen. Bald stieg einer auf den unteren Zweig eines Baumes, um sich etwas zu erholen, aber sofort stieß ihn der andere herab, ergriff ihn aufs neue und beide stürzten förmlich zu Boden. Wenigstens eine Viertelstunde dauerte der Kampf, der von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt wurde. Auf einmal änderte sich die Szene. In einer Entfernung von 80 Schritten erschien der geschworene Feind von allen, was freucht und fleucht, des Nachbars Hauskäze, vom nächtlichen Streifzuge heimkehrend. Ihr scharfes Auge bemerkte sofort die Streitenden, als sie gerade emporstiegen und herabfielen. Spornstreichs lief sie eine kleine Strecke vorwärts, die Vögel, die am Boden lagen, scharf fixierend, blieb beobachtend stehen, und als die Vögel sich noch einmal erhoben und herabfielen, da rannte sie im schnellsten Laufe gerade auf die Streitenden zu. Gern hätte ich ihrem verderbenbringenden Sprunge weiter zugesehen, aber es tat mir leid um das muntere Vogelpaar. Es wäre unrettbar verloren gewesen, wenn ich nicht, als die Käze den letzten Satz machen wollte, durch einen wuchtigen Schlag gegen das Fen-

sterkreuz, die Feindin zurückgeschreckt hätte, so daß die Vögel Zeit gewannen, sich zu erheben. Freilich versuchte sie noch mit einem Riesenprung die Fliehenden zu erreichen, aber vergeblich. Dagegen wurde der Kampfplatz von Seiten der Katze genau abgesucht, die nach Verlauf einer Viertelstunde nochmals zurückkehrte, um auf die Streiter zu fahnden.

VI. Ammerartige Vögel (Emberiziidae).

Die Artenzahl derjenigen Vögel, welche zur Winterzeit, wenn tiefer Schnee die Fluren einhüllt und die ohnehin färgliche Nahrung noch färglicher macht, das Leben in der Heimat dem Leben in der Fremde vorziehn, ist sehr gering. Wir bezeichnen sie mit dem gemeinschaftlichen Namen *Standvögel* und finden darunter in erster Linie unsere *Ammer*, mittelgroße Vögel, die in ihrer Körpertracht mit den Lerchen und Finken die größte Ähnlichkeit haben, sich aber durch den zum Spelzen der Körner eigentümlich gebildeten Oberschnabel hinlänglich unterscheiden. Einige Arten bewohnen Waldungen und Gebüsche, andere — Felder und Wiesen, wenn nur wenig Buschwerk und einige Bäume in der Nähe stehen. Unser Wald beherbergt aus der reichen Familie nur 3 Arten, von denen die beiden ersten als *Goldammer* und *Grauammer* den Standvögeln, die dritte, der *Fettammer* oder *Ortolan*, den Zugvögeln beigeordnet werden müssen.

Der *Goldammer* (*Emberiza citrinella*), von unsren Wäldern *Gelbgänschen* benannt, ist zu jeder Jahreszeit eine so bekannte Erscheinung, daß eine weitere Beschreibung überflüssig sein dürfte. Das alte Männchen mit dem zitronengelben Kopfe kann im Hochzeitskleide mit allen deutschen Prachtvögeln rivalisieren, dagegen ist das Weibchen viel einfacher und bescheidener gezeichnet. Unter einer Schar, die zur Winter-

zeit meinen Futterplatz besuchte, sah ich auch einmal ein einfarbiges blaßgelbes Exemplar.

Zum Sommeraufenthalte wählt sich der Vogel Hecken und niederes Buschwerk an Feldern und Waldrändern, bevorzugt bei uns aber die jungen Fichtenbestände, wenn nur wenig Kulturland in der Nähe liegt. Hier führt er ein idyllisches Leben. Bald sieht man ihn auf der Spitze eines Baumes sitzen, bald hüpfst er am Rande der Felder umher, bald verliert er sich im Getreide. Wo man ihn in Ehren hält, wird er ungemein zahm und zutraulich und lässt den Menschen nahe herbeikommen. Besonders beim Singen ist der Vogel oft so in sein Liedchen vertieft, daß ihn das Treiben der um ihn verkehrenden Menschen gar nicht zu kümmern scheint, und ihn nicht einmal ein vorüberraschender Wagen auffschreckt. Ja ich war einmal Zeuge, daß ein Hirtenknabe einen auf einem Bäumchen sitzenden, singenden Goldammer mit einem Stocke herunterschlug. Wenn er auch meist beim Singen auf einem Baume oder Busche sitzt, so hörte ich ihn doch schon von der Dachfirst hernieder sein Liedchen anstimmen.

Der Gesang ist eine sehr einfache, nur zwei oder drei Töne umfassende Strophe. Der letzte Ton steigt oder fällt um eine Secunde oder Terz. In unserm Walde fällt der letzte Ton. Der Gesang ist je nach der Örtlichkeit verschieden. So hörte ich einmal einen Vogel der 13 mal tiet, tiet sang und mit einem Tone tät schloß. Ein anderer ließ eine trillernde Strophe hören und schloß mit einem tiefen tiet. Der Volksmund hat der Strophe verschiedene Worte unterlegt, ein Zeichen, daß der Gesang sich allgemeiner Beliebtheit zu erfreuen hat. So heißt es z. B.: 'Sis, is, is, is, is, is früh! Wenn ich ein' Sichel hätt', wollt ich mit schnid! Immer nur sing' ich ein Lied! Nach Julius Mosen: Wie, wie hab' ich dich lieb! Im Plattdeutschen dagegen recht drastisch: Lif, lif, lif mi int Stüt! — Oft schon im Februar erschallt diese einfache gemütliche Weise an den schneefreien Berggeländen, und noch spät im August, wenn alle andern Vögel bereits verstummt sind, da mischt sich im Felde noch der Goldammergesang zwischen den Sensenklang der Schnitter. Gerade deswegen zähle ich den Vogel mit zu meinen Lieblingsvögeln.

Im Nadelgebüsch des Waldes, im wildverwachsenen Dorngehäge des Feldes oder da, wo Erdweiden, Farnkräuter und

wilde Rosen üppig an Abhängen und Gräben durcheinanderwuchern, steht der fest geflochtene Bau des Goldammernestes. Oft steht es dicht am Boden, oft aber auch in Manneshöhe. Das Neuzere ist rauh und sparrig, die Mulde dagegen glatt und schön gebildet und mit Wurzelsfasern und Tierhaaren ausgelegt. Näheren wir uns dem Neste, so bleibt das brütende Weibchen ruhig sitzen, wendet das Köpfchen seitwärts und schaut uns mit den schönen klugen Augen so freundlich an, daß wir wie gebannt stehen, um in diesem reinen Naturgenusse zu schwelgen. Auch wenn Junge im Neste liegen, sind die Alten nicht scheu und setzen sich auf Schrittweite vor uns nieder, ein grünes Räupchen, ein Käfer oder eine Grille im Schnabel tragend.

Im Sommer ist der Tisch für den Goldammer immer reichlich gedeckt, da Fliegen, Käfer, Puppen, Raupen und Larven seine Hauptmahlzeit ausmachen. Zur Saatzeit gehört er mit zu den Vögeln, die gerne Körner auffischen, „die auf den Weg gesät sind.“ Während der Mauser, die bei uns im September fällt, führt der Goldammer im Gebüsch verborgen ein stilles Dasein. Da ihm das Fliegen jetzt äußerst beschwerlich fällt, läßt er sich nur mit Mühe heraustreiben. Später vereinigt er sich mit Seinesgleichen zu größeren Scharen, die nun von Feld zu Feld streichen und zwischen den Stoppeln so lange ihre Nahrung suchen, bis der hereinbrechende Winter sie zwingt, die Gastfreundschaft der Dorf und Stadtbewohner in Anspruch zu nehmen. Schon der erste Schnee führt sie in das Gehöft des Landmanns, wo sie bald so dreist werden, daß sie in Gesellschaft der Spatzen frei auf den Kornboden fliegen, die Scheunen besuchen, ja selbst auf den Hausfluren die Körner aufsäßen. Der freundliche Landmann, „dessen Speicher jetzt von Segen gebogen“ sind, vergißt auch nun seiner harmlosen Freunde nicht und streut mit mitleidiger Hand den hungernen Bettlern ihr Futter aus. In meiner Erinnerung lebt noch immer ein würdiger Landmann von echtem Schrot und Korn, der bei diesem Schneefalle seinem Knechte den gemessenen Befehl erteilte: *Wirf auch für die Vögel ein B und H a f e r a b, sie wollen auch leben!*

Von besonderer Wichtigkeit für alle unsere lieben Wintergäste ist die Einrichtung von Futterplätzen zu der Zeit, wo die Erde weithin in Schnee vergraben liegt. Man reinigt zu diesem Zwecke eine geschützte Stelle in der Nähe des Hauses,

wo möglich neben einer Hecke oder doch einem Reisighaufen, und bestreut dieselbe mit Sämereien, am besten mit Hafer, Hanf und Rübsen, was für alle Besucher, Amselfeln ausgenommen, vollständig genügt. Für letztere kann man Fleischreste, Vogelbeeren oder auch faule Apfeln auslegen. Unter meinem Fenster richte ich jeden Winter einen solchen Futterplatz für unsere befiederten Gäste ein, der auch vom frühen Morgen bis zum späten Abend von den verschiedensten Vogelarten förmlich belagert wird. Hauptfächlich sind es Goldammer, Sperlinge, Finken und Meisen, die sich die süßen Haferkerne gut schmecken lassen, aber auch Bergfinken, Spechtmeisen, Grünlinge, Hänslinge und Lerchen erscheinen dasselbst, um ihren Hunger zu stillen. Es gibt für den einsam auf dem Lande wohnenden Menschen keinen größeren Genuss, als das Leben und Treiben dieser freundlich geladenen Gäste zu beobachten. Die trüben Wintertage erhalten durch diese stillen Naturfreuden einen unbeschreiblichen Reiz und gleich dadurch unser Leben im Winter, um mit Jean Paul zu sprechen, einem Mondscheinregenbogen über schlafenden Dörfern.

Die zweite Ammerart, welche den Gebirgswald zwar vermeidet, dagegen auf den vom Waldrande begrenzten Weidekämpen Wiesen und Getreidebreiten, die etwas feuchten Boden haben, ihr Standquartier auffschlägt, ist der Grauammer (Emb. miliaria).

Er treibt sich mehr auf dem Erdboden als auf Bäumen umher und taucht oft in Gegenden auf, die in weitem Umkreise weder Busch noch Baum haben. Hier sieht man dann den Vogel oft auf einer dominierenden Pflanze inmitten der Grasflächen sitzen, wo er sein kurzes einförmiges Lied, ein Strumpfwirkerstückchen, fleißig herableiert.

Der Grauammer ist der größte aller hierländischen Ammern und trägt ein lerchenfarbenes Kleid. Sein Flug ist schwerfällig. Langsam über die Felder streichend, streckt er die Füße weit aus und ist dadurch leicht von andern Ammern zu unterscheiden.

Seine Nahrung, die im Sommer nur aus Kerzen, im Herbst und Winter dagegen aus den verschiedensten mehlhaltigen Sämereien besteht, sucht er stets am Erdboden, wo er sich, einer Lerche ähnlich, fortbewegt. Sehr gern besucht er Rüben- und Rapsfelder, wo er den Raupen und Larven des schädlichen Rübenweizlings, den Grillen und selbst den Maulwurfsgrillen nachstellt. Da er ein starker Kostgänger ist, der sich später in den Weizen- und Haferfeldern förmlich mästet, wird er so feist, daß sein zartes Fleisch ganz in Fett gehüllt erscheint. Die Herren Feinschmecker machen nicht wenig Rühmens von ihm, soll er doch dem Ortolan an Qualität nichts nachgeben, an Quantität aber beinahe ums Doppelte übertreffen.

Das Nest des Grauammers fand ich stets am Rande der Wiesen und Weidekämpe unter dichten Pflanzenbüscheln und niederen Büschen. Es ist ein sehr sparriger Bau mit tiefer Nestmulde, höchst einfach gebildet. Die Vögel sitzen noch fester auf dem Neste als der Goldammer und werden von den umherstreifenden Raubtieren, wie Wiesel und Katzen, manchmal auf dem Neste erwischt.

In den bösen Tagen des Winters wird auch er zum Bettler vor unseren Türen, findet sich sogar im Gebirge ein und zeichnet sich durch größere Dreistigkeit vor den übrigen Gästen aus. Auf meinem Futterplatz ist er in jedem Winter ein regelmäßiger Besucher. Im schneereichen Winter 1875—76 waren es sogar 6 Stück, die den ganzen Tag den Platz besetzt hielten, aber mit den andern Vögeln in Frieden und Eintracht verkehrten. Man fängt sie sehr leicht unter einer einfachen Vogelfalle, die aus einem aufgestellten Siebe mit einer Zugschnur besteht.

Für die Gefangenschaft kann ich den wildeingefangenen Grauammer nicht empfehlen. Er geht freilich ohne Umstände ans Futter, bleibt jedoch immer ungestüm und störrisch. Alle meine Zähmungsversuche, die ich mit Wildlingen machte und fast noch in jedem Winter anstelle, sind resultatlos geblieben. In einem großen Gesellschaftskäfige füllt er seinen Platz gut aus und ist auch ein fleißiger, wenn auch nur leidlicher Sänger.

An der Südseite unseres Waldes finden wir zur Sommerszeit jenen hochberühmten Vogel der Römer, der seines köstlichen Fleisches wegen zu Tausenden eingefangen und in immer hellen Räumen förmlich gemästet wurde, um bei den luxuriösen Gastmählern von reichen Schwelgern und Schlemmern verspeist zu werden. Wenn die Angabe des im Jahre 1790 erschienenen Donop'schen Werkes (Beschreibung des Lipp. Landes) auf Wahrheit beruht, nach welcher bei dem im Walde gelegenen Jagdschlosse Lopshorn ein Ortolanenfang existiert habe, der etwa 150 Stück jährlich aufgebracht, so muß der Vogel hier früher sehr stark vertreten gewesen sein, wodurch allerdings die Angabe unsers Altmeisters Naumann bestätigt würde, nach welcher der Ortolan im vorvorigen Jahrhundert so häufig gewesen sei, daß man den Gourmands zu Gefalle eigne Ortolanherde errichtet habe. Heutzutage ist der Vogel aber nirgends mehr so häufig, daß die Anlage eines Herdes lohnend wäre, sollen doch nach Vater Brehm auf dem Ortolanherde bei Dresden vor 50 Jahren nie mehr als 30 Stück gefangen sein, auf anderen noch viel weniger. Daß man in unserm Walde früher Ortolane gefangen hat, mag seine Richtigkeit haben, nur glaube ich, daß man unter der Signatur *Ortolane* auch die anderen feinschmeckenden Ammern, wie Gold- und Grauammer, mit auf die Tafeln trug, wie man unter „Krammetsvögeln“ nicht nur eine Drosselart, sondern alle begreift, die in der künstlichen Schlinge ihr Leben aushauchen, wie unter den hochgepriesenen „Leipziger Verchen“ ebenfalls Ammern und Pieper vertilgt werden.

Der *Ortolan* oder *Gartnammer*, wissenschaftlich *Emberiza hortulana* genannt, hat fast die Größe eines Goldammers, sieht demselben überhaupt sehr ähnlich, nur ist das tiefe Gelb beim *Ortolan* heller, beinahe strohfarben. Wie alle Ammern führt auch der *Ortolan* ein ruhiges, beschauliches Leben. Das Männchen läßt von der Spitze eines Baumes oder Feldbusches seine einfache schwermütige Strophe, die nur aus fünf Tönen besteht, sehr fleißig erschallen. Schon der Lockton, der zwit, zwit oder zwet, zwet lautet, macht ihn dem Kenner bald bemerkbar.

Er meidet das Gebirgsland und bewohnt bei uns die an den Wald grenzenden warmen sandigen Felder, zwischen wel-

chen sich eine lange mit alten Bäumen bepflanzte Fahrstraße hinzieht. Im August sah ich hier auf einem Feldbusche eine Familie von 4 Stück sitzen, die mich sehr nahe herankommen ließen. Nördlich vom Walde habe ich ihn nur einmal auf dem Zuge im September beobachtet.

Sein Nest habe ich noch niemals gefunden. Er setzt es meistenteils mitten in die Getreidefelder, die natürlich zur Sommerzeit nicht zugänglich sind, wenn man den Forchereifer nicht mit einer Tracht Prügel bezahlen will.

Weitere Mitteilungen kann ich über diesen seltsamen Sommergäst nicht machen.

VII. Pieperartige Vögel (Anthi).

Die Gruppe der pieperartigen Vögel umfasst eine Reihe merkwürdiger Sommervögel, die in ihrer Färbung den Lerchen und in ihrer Haltung den Stelzen gleichen, von beiden aber durch Körperbau und Lebensweise hinlänglich unterschieden sind. In unserem Walde leben zwei Arten derselben als Brutvögel, der bekannte *Baum pieper* und der *Wiesen pieper*.

Wenn wir an den heitern Tagen des Vorfrühlings, ehe die Knospen der Bäume sich geöffnet haben, unsere Schritte zum Walde lenken, so ertönt an den sonnigen Berggeländen, an Lichtungen und abgeholtzen Plätzen ein schmetternder, eigenartiger Gesang, der mit dem Schlag eines ungeschulten Kanarienvogels die größte Ähnlichkeit hat und in welchem das polizeiwidrige *Zia, zia, zia, zia!* mit einem Eifer vorgetragen wird, der etwas Bessern würdig wäre. Der wunderliche Sänger ist der *Baum pieper* (*Anthus arboreus*), auch wohl fälschlich *Baum lerche* genannt. — Er hat den kalten Winter in fremder Welt verlebt und freut sich nun, der mildwarmen Lenzesluft im lieben Heimatlande.



28. Spechtmeise. 29. Baumläufer. 30. Kuckuck.

chen sich eine lange mit alten Bäumen bepflanzte Fahrstraße hinzieht. Im August sah ich hier auf einem Feldbusche eine Familie von 4 Stück sitzen, die mich sehr nahe herankommen ließen. Nördlich vom Walde habe ich ihn nur einmal auf dem Zuge im September beobachtet.

Sein Nest habe ich noch niemals gefunden. Er setzt es meistenteils mitten in die Getreidefelder, die natürlich zur Sommerzeit nicht zugänglich sind, wenn man den Forchereifer nicht mit einer Tracht Prügel bezahlen will.

Weitere Mitteilungen kann ich über diesen seltsamen Sommergäst nicht machen.

VII. Pieperartige Vögel (Anthi).

Die Gruppe der pieperartigen Vögel umfasst eine Reihe merkwürdiger Sommervögel, die in ihrer Färbung den Lerchen und in ihrer Haltung den Stelzen gleichen, von beiden aber durch Körperbau und Lebensweise hinlänglich unterschieden sind. In unserem Walde leben zwei Arten derselben als Brutvögel, der bekannte *Baum pieper* und der *Wiesen pieper*.

Wenn wir an den heitern Tagen des Vorfrühlings, ehe die Knospen der Bäume sich geöffnet haben, unsere Schritte zum Walde lenken, so ertönt an den sonnigen Berggeländen, an Lichtungen und abgeholtzen Plätzen ein schmetternder, eigenartiger Gesang, der mit dem Schlag eines ungeschulten Kanarienvogels die größte Ähnlichkeit hat und in welchem das polizeiwidrige *Zia, zia, zia, zia!* mit einem Eifer vorgetragen wird, der etwas Bessern würdig wäre. Der wunderliche Sänger ist der *Baum pieper* (*Anthus arboreus*), auch wohl fälschlich *Baum lerche* genannt. — Er hat den kalten Winter in fremder Welt verlebt und freut sich nun, der mildwarmen Lenzesluft im lieben Heimatlande.

Da der Vogel eben nicht scheu ist, so lässt er den Menschen dicht herankommen und kann man sich das gelbgrüne, schwarzgestrichelte Gewand oft in nächster Nähe betrachten. Er wippt im Sitzen und Gehen fortwährend mit dem Schwanz, steigt aber beim Singen von seinem Sitz in schräger Richtung in die Luft, oft hoch über die Wipfel der Bäume und lässt sich nun unter allmähligem Diminuendo des charakteristischen Zia, zia, zia! langsam wieder herab, meist auf den Platz, von dem er aufgestiegen. Aber nicht immer singt er in steigender und fallender Bewegung; ich sah ihn schon in weiten Kreisen die Luft durchziehen, wobei er abwechselnd sein vollständiges Frühlingslied erklingen ließ. Recht unterhaltend und erheiternd klingen die Wettgesänge, welche die liebeseligen Baumpieperhähne zur Brutzeit auf den freien Schlägen des Waldes anstellen. Das trillert, wirbelt, klingt und singt bald hier, bald dort. Es ist, als ob eine unsichtbare Hand die kleinen Sänger emporschleudere, bald diesen, bald jenen.

Auf dem Erdboden bewegt sich der Baumpieper sehr geschickt. Mit hastig trippelnden Schritten durchschlüpft er das Gras, Heidekraut und Heidelbeersträucher, um seiner Nahrung nachzugehen. Sehr gern begibt er sich auch in die an den Wald stoßenden Kartoffeläcker und Getreidefelder. Ja in den letzteren legt er auch ausnahmsweise sein Nest an, eine aus zarten Halmen und Haaren bestehende Mulde, in welcher 4—5 dunkelbraun marmorierte Eier liegen. Meist aber fand ich dasselbe unter Grasbüscheln und Heidekraut, an den Böschungen der Wegen und Gräben, zwischen Baumwurzeln und Steinen.

Betreten wir das Brutrevier, so vernehmen wir sofort die flagenden Angsttöne der Alten, ein betrübtes Srib, sib, sib! welches sie von den Wipfeln der Bäume unaufhörlich erschallen lassen. Selbst wenn ihnen der Kuckuck ein Ei in die Wirtschaft gelegt hat und es später gilt, dem jungen Wechselbalge den unentbehrlichen Schutz angedeihen zu lassen, klagten sie in denselben Tönen und halten die Insektenportionen oft so lange im Schnabel, bis unser Fuß den geweihten Ort verlassen hat.

Zm August und September, wo sich der Baumpieper allgemein zur Wanderung anschickt, besucht er auch die Gärten und Weiden der Walddörfer und lässt sich sogar, ganz gegen

seine Gewohnheit, auf den Dächern der Häuser nieder. Da sitzt er denn im Schein der Morgensonne oft lange im süßen Nichtstun und schaut herab auf die Welt und ihr Treiben. Wenn dann auch neben ihm die Staare lärmten, die Rotschwänze girlen, die Spatzen schippen, er bleibt still und stumm.

In der Gefangenschaft ist unser Baumpieper ein liebes freundliches Tierchen, das sich immer sauber und nett hält, mit zierlichen Schritten unter beständigem Wippen des Schwanzes im Käfige umherspaziert und erst unruhig und aufgeregzt wird, sobald man ihm einen Mehlwurm präsentiert. Da zwängt er den Kopf lüstern bald hier, bald dort durch's Gitter, nimmt ohne Scheu den leckern Bissen aus der Hand und trägt ihn mit emporgerichtetem Haupte erst einige Zeit umher, ehe er sich anschickt, denselben zu verzehren. Bei Ameisenpuppen und eingeweichtem Weißbrot als Hauptfutter und einigen Mehlwürmern täglich zum Dessert hält er sich gut. Wildeingesangen habe ich ihn mit lebenden Mehlwürmern und Ameisenpuppen immer leicht eingewöhnt. Er fängt sich sehr oft durch Zufall auf dem Tränkerde und auf dem Lockbusche; auf ersterem, weil er an den heißen Augusttagen gern einen frischen Trunk nimmt, auf letzterem, weil er sich gern auf hervorragende Gegenstände setzt.

Es gibt in unserem Teutoburger Walde nur wenige Strecken, die noch nicht von der Kultur belebt sind und als reines Wildland daliegen. Natürlich sind es Plätze, die den sterilsten Boden haben, auf welchen nur wenig Gras, Moos, Haide- und Farenkraut wächst, die überhaupt eine höchst dürftige Vegetation aufzeigen. Ein solches Terrain bietet uns z. B. die West- und Südseite unsers höchsten Berggrückens, die Belmarstot dar. Zwischen den hier lagernden Sandsteingeröll und Sandsteinblöcken hat der Forstpflug seine Furchen niemals gezogen, und wenn nicht die benachbarten streubedürftigen Dörfler von Zeit zu Zeit das Wachstum der Heide durch Abmähen unterbrechen würden, dürfte dieselbe bald als dichtes

Gestrüpp den Boden weit und breit überwuchern. Wie nun aber jede Zone, jeder Erdteil, jedes Stück Land seine eigene Tierwelt besitzt, Tiere, die man bezeichnend Charaktertiere genannt hat, so hat auch dieses Fleckchen unseres Waldes seine Charaktervögel, unter welchen der Wiesenpieper (*Anthus pratensis*) die erste Stelle einnimmt.

In früheren Jahren glaubte ich diesen Vogel als Brachypieper (*A. campestris*) ansprechen zu müssen; nachdem ich mir aber mit Hilfe eines befreundeten Försters ein Belegexemplar verschafft, erkannte ich an dem geraden Nagel der Hinterzehe, daß ich mich im Irrtume befunden hatte.

Schon früh im Jahre, wenn die warme Märzsonne den Schnee an den öden Berggälden weggeleckt hat, wenn unten im Tal zwischen dem Rauschen der Fichten die Amsel flötet und die Drossel ruft, da erklingt auch in diesem öden Reviere wieder lauter Vogelhang, der aber so eigentümlich lautet, daß wir vor Erstaunen innehalten, um den Sänger zu erspähen. Aus einiger Entfernung gewahren wir bald, daß vom fernen Felsblocke sich ein finkengroßer Vogel schwingt, nach Lerchenart in schräger Richtung in die Luft steigt, sich bald hebt, bald senkt und auf diese Weise einen Bogen beschreibend unter fortwährendem Witge, witge, witge, zif, zif, zif, jücf, jücf, jücf rufen wieder seinem alten Sitz zueilt. Es liegt freilich sehr wenig Melodie in diesem Singsang, in diesem einförmigen Geleier, aber es will uns dünken, als harmoniere es recht gut mit der tristen Umgebung und dem dürftigen Aufenthaltsorte des Vogels.

Was nun das Leben des Wiesenpiepers anbetrifft, so läßt sich nicht viel davon berichten, da er sehr scheu und vorsichtig ist und sich schwer beobachten läßt. Wenn er im hohen Heidefraute verborgen seiner Nahrung nachgeht, kann man sich ihm oft auf Schrittweite nähern, sieht ihn aber nur, wenn er fortfliegt. Auf seinen Lieblingsplätzen, den grauen Felsblöcken oder Erdhügeln, kann man ihn nur aus der Ferne beobachten. Er hält seine Nachtruhe zwischen dem Heidefraute, geht aber sehr spät zur Ruhe, denn ich sah ihn an den Sommerabenden oft bei tiefster Dämmerung (nach 10 Uhr) auf den Steinen stehen, natürlich gegen den Horizont gesehen.

Von allen unsren Singvögeln nistet der Wiesenpieper am frühesten im Jahre, denn ich fand schon Ende März sein Nest

wohlversteckt und geborgen unter einem Sandsteinfelsen, während die ganze Umgebung im Schnee vergraben lag. Die Eier kamen auch alle glücklich aus, aber unter der aus fünf Köpfen bestehenden Kinderschar befand sich ein Unglückskind, dem beide Flügel verkümmert waren und das also von vornherein dem sichern Tode geweiht war.

Zur Zugzeit im Frühlinge sieht man oft auf den berieselten Wiesenflächen ganze Flüge unsers Vogels im Wasser umhertrippeln. Er reist sowohl bei Tage als auch bei Nacht. An einem dunklen regnerischen Abende flatterte einmal ein Wiesenpieper, durch den Schein der Lampe angezogen, vor mein Stubenfenster. Ich fing den zierlichen schlanken Vogel ein, gab ihm aber am anderen Morgen wieder die Freiheit, damit er seine Reise fortführen konnte.

Im Herbst findet man den Wiesenpieper häufig in Kartoffel- und Gemüsefeldern. Wenn man sich ihm nähert, so steigt er mit einem schrillen *Hiß, hiß!* schräg in die Lüfte.

Weil er in Gemüsefeldern oft den revierenden Hühnerhund täuscht und zum Stehen bringt, so hat er schon manchem biedern Nimrode ein grollendes Donnerwetter entlockt. Es ist auch gar zu verdrießlich, wenn statt des erwarteten Feldhuhns oder der Wachtel nur eine jämmerliche Vogelgestalt aufsteigt und mit einem höhnenden *Hiß, hiß!* von dannen zieht.

VIII. Lerchenartige Vögel (Alaudidae).

Ueberall in unserm Vaterlande, sowohl auf den üppigen gesegneten Fluren des Tieflandes, als auf den weniger fruchtbaren Feldern des Hochlandes, auf den dünnen Heidesteppen der Mittelgebirge und in den Sümpfen und Brüchen der Ebene lebt die hochbegabte Familie der Lerchen. Ihre Artenzahl ist zwar klein, dagegen ihre Individuenmenge größer als bei

irgend einem andern deutschen Vogel, selbst den Sperling ein gerechnet. Unser Waldgebirge beherbergt zwei Arten der Lerchen als Brutvögel und zwar die *Feldlerche* und die *Hiedelerche*; die dritte Art, die *Haubenlerche*, besucht nur zur Zugzeit die den Wald durchschneidenden Landstraßen, ist daher schon als Brutvogel dicht am Fuße des Waldes anzutreffen, weshalb deren Erwähnung nicht unterbleiben darf.

Wir beginnen mit der *Feldlerche* (*Alauda arvensis*), als der häufigsten und bekanntesten. Wer liebte sie nicht, diese holde Botin des Frühlings, die schon im Februar über den Feldern und Fluren der Heimat hoch in den Wolkenringen schwebt und von dort ihre Auferstehungslieder durch die Lüfte schmettert:

Wacht auf ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlaf säumt,
In dumpfen Lüsten, düstern Schmerzen
Gebannt ein welkes Dasein träumt;
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande
Wie Jugendhauch, o laßt sie ein!
Zereist, wie Simson, eure Bande
Und wie die Adler sollt ihr sein!

So singt es nicht nur die Geibelsche Lerche am Östermorgen, nein, so klingt es um diese Zeit aus unzähligen Lerchenfehlern. Hier lauscht diesen ermunternden und erfrischenden Weisen der sinnige Landmann, der dem „dunklen Schoß der heiligen Erde die Saat anvertraut“; dort der dem Trubel der Städte entflohene Altenmensch, „der die Welt sonst kaum einen Feiertag sieht“; hier der sich im wohlstunden Schein der Frühlingsonne ergehende Kranke; dort selbst der mutwillige Hirtenbube, der am Feldraine lungernd unverwandten Auges den luftigen Bahnen der Sängerin folgt.

Wer aber die überwältigende Wirkung des Lerchengeangs an seinem Herzen spüren will, der muß auf den Genuss eines Morgenschlafs verzichten und noch beim Glanz der Sterne hinauswandern ins freie Feld. Schon haben allenthalben die Sängerinnen ihre Feierlieder begonnen und bald umflutet uns ein Meer von entzückenden Tönen. Das wirbelt, trillert, flötet,

schwirrt und schmettert in einem fort, neben uns aus jungem Saatengrün, über uns aus heiterer Himmelsluft.

Wohltuender und erquickender ist für mich der Lerchen- gesang aber niemals gewesen, als wenn ich ihn vernahm in einer Gewitternacht. Eben noch war die ganze Natur in wildester Aufregung, eben noch wüteten die empörenden Elemente, wie die Schrecken der Hölle um unsere Behausungen, und horch! schon erklingen durch die ersterbenden Töne des Donners die Grüße des Friedens und der Liebe aus der Rehle unmündiger Vöglein.

Ja ein kostlicher Sänger ist die Lerche, dem unsere Zuneigung im vollsten Maße angehört. Sie ist freilich ein Sommergast, doch sind es auch einzelne, die in unseren Bergen überwintern, bei tiefem Schnee aber oftmals gezwungen sind, mit Ammern und Spatzen im Gehöfte des Landmanns um Brot zu betteln. Einst fiel zur Winterzeit eine Schar von 5 Stück in meinen Garten ein und zehrte begierig von den Blättern des eben noch aus dem Schnee hervorstehenden Braunkohls. Bei ihrer Ankunft, die oft schon um Lichtmeß stattfindet, halten sie sich in ungeheuren Flügen vereint, die nun gemeinschaftlich von Feld zu Feld ziehen und die verschiedensten Körner und Sämereien aufzufressen, aber auch von den zarten Spitzen des grünen Getreides leben. Leider sind diese Scharen, sobald sich ein schlimmer Nachwinter einstellt, oft dem bittersten Mangel preisgegeben, wenn sie es nicht vorziehen, nochmals das Wanderbündel zu schnüren und milderen Himmelsstrichen zuzueilen, was allerdings auch vorkommen mag.

Als im März des Jahres 1869 eines Morgens der Winter wieder mit erneuter Heftigkeit auftrat, zogen im Laufe des Vormittags ungeheure Lerchenflüge niedrig über meinen Garten hin. Eine große Schar ließ sich auf einer durch einen Waldbach berieselten Wiese nieder, war aber um Mittag verschwunden. Als ich spät nach Sonnenuntergang wieder die Wiese betrat, fand ich noch 4 Stück vor, die, allem Anscheine nach, dort übernachten wollten. Am andern Morgen, als das fürchterlichste Schneegestöber in unserem Gebirgstale wütete, war ich schon früh am Platze, um mich nach dem Schicksal meiner Lerchen zu erkundigen. Aber o weh! die ganze Wiesenfläche war fußtief mit Schnee bedeckt und nur ein kleines 2—3 Geviertfuß enthaltendes Fleckchen, welches mit Wasser

überrieselt war, frei von Schnee und darin standen mit herabhängenden Flügeln und beeistem Gefieder, die lieben Frühlingsgäste. Jetzt stellte ich über den Platz ein Schlaggärnchen mit Mohn und Hafer befüllt und nach kurzer Zeit war die kleine Familie in meinen Händen, aber in welchem Zustande? Die armen Tierchen zitterten vor Frost und Erschöpfung und fielen auch sofort, als ich sie in einem geräumigen Käfig in die Stube brachte, heißhungrig über die servierten Ameisenpuppen, Mohn- und Haferkörner her. Als ich ihnen dann dicht vor das Gitter des Käfigs einen zappelnden Mehlwurm legte, da rannten sie alle begierig auf und ab, eine schob die andere bei Seite, und jede wollte den leckeren Bissen zuerst erhaschen. Schon in der ersten Viertelstunde ihres Gefangenlebens waren sie so gezämt, daß sie mir den Mehlwurm aus den Fingern nahmen. Das war eine Lust, als sie sich gesättigt hatten und nun die behagliche Wärme des Ofens spürten. Wie putzten sie sorgsam das durchnässte Gefieder, jede Feder wurde einer sorgfältigen Reinigung unterzogen. Als dann um Mittag die Sonne das düstre Schneegewölk durchbrach und ihre milden Strahlen den Käfig freundlich erhellten, da nahmen schon alle ein frisches Sandbad, reckten und dehnten sich, lüfteten die Schwingen und vergnügten sich auf jede Weise. Mehrere Wochen lang erfreute ich mich an ihrem Tun und Treiben. Als aber der Frühling mit Sang und Klang seinen Einzug hielt und mit der erwachenden Liebe auch die Eifersucht unter meinen Gefangenen zum Ausbruch kam, da trug ich den Käfig in den Garten und erlaubte meinem Töchterchen die Türe zu öffnen. Nur wenige Augenblicke, und mit heiteren Abschiedsgrüßen schwang sich die kleine Schar über unser Gebirgsdorfchen hinweg den neubegrünten Fluren zu.

Wenden wir dem freien Leben der Lerche unsere Aufmerksamkeit zu, so finden wir, daß eine besondere Unruhe und Erregtheit dem kleinen Tierchen innenwohnt. Nicht nur zur Brutzeit, nein auch an den freundlichen Tagen des Herbstes necken und jagen sich die Vögel beständig in der Luft umher.

Daß sie sich gern auf einen erhöhten Gegenstand setzen, wie auf einen Erdhügel, Grenzstein, Wachholderstrauch, Pfahl u. s. w., um von dort aus ihr Revier zu überschauen, können wir häufig beobachten. Einige auf meinem Felde aufgestellte starke Baumpfähle zu Raubvogelwarten sind im Sommer über

fast immer von Lerchen besetzt, die sich um die erhabenen Plätzchen häufig genug streiten. Nähert man sich einer auf dem Felde sitzenden Lerche, so duckt sie sich nieder oder sie richtet sich hoch auf, sträubt die Kopffedern zu einer Haube, rennt eine kleine Strecke vorwärts, bleibt wieder stehen und fliegt dann mit schrillem Liri! einem fernern Orte zu. Während sie im Frühlinge bekanntlich singend zu Himmel steigt und oft fünf aber auch zehn Minuten in den Lüften verweilt und sich dann auch wieder singend niederläßt, sah ich schon im Juli, daß sie, als sie den höchsten Punkt erklettert, plötzlich im Gesange innehielt und nun lautlos und pfeilschnell wieder herabstürzte.

Als Käfigvogel ist die Lerche in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Bremen, sehr beliebt, da sie bei dem einfachsten Futter wie Hirse, Mohn, Hafer, frische und trockene Ameisenpuppen, einige Mehlwürmer u. s. w. lange ausdauert. Der Boden des Käfigs muß aber zollhoch mit Sand bestreut sein, auch darf ein Stück grünen Rasens darin zeitweilig nicht fehlen. Jung aufgezogen ergötzt sie durch ihre ungewöhnliche Zutraulichkeit und Zahntheit. Eine früher von mir aufgezogene Lerche bekam nach dem ersten Mauser ein ganz schwarzes Gefieder. Uebrigens muß ich offen gestehen, daß mir der Gesang einer gefangenen Lerche bei aller Frische und Abwechslung doch nicht recht gefällt, da er immer etwas Gedrücktes und Beengendes an sich hat. Und wenn die Lerche auch draußen oftmals ihr Lied im Sitzen ertönen läßt, so klingt es mir doch tausendmal schöner und frischer aus dem blauen freien Ätherraume, wohin der „Rauch der Grüfte“ nicht zu dringen vermag.

An die Feldlerche reihen wir eine andere liebliche Sängerin, die Heideleiche (*Alauda arborea*).

Nicht die üppigen Gründe unseres Waldgebirges, nicht die saftigen Täler mit den kühlen Bächen und sprudelnden Quellen sind der Aufenthaltsort dieses unscheinbar gefärbten Vogels; nein, die einsamen Gebirgsheiden mit den Fußduf-



31. Wiedehopf. 32. Wendehals. 33. Eisvogel.

Kunstdruck Fr. Eugen Küller, Gimml. H. Goss-Götterhauer

fast immer von Lerchen besetzt, die sich um die erhabenen Plätzchen häufig genug streiten. Nähert man sich einer auf dem Felde sitzenden Lerche, so duckt sie sich nieder oder sie richtet sich hoch auf, sträubt die Kopffedern zu einer Haube, rennt eine kleine Strecke vorwärts, bleibt wieder stehen und fliegt dann mit schrillem Liri! einem fernern Orte zu. Während sie im Frühlinge bekanntlich singend zu Himmel steigt und oft fünf aber auch zehn Minuten in den Lüften verweilt und sich dann auch wieder singend niederläßt, sah ich schon im Juli, daß sie, als sie den höchsten Punkt erklettert, plötzlich im Gesange innehielt und nun lautlos und pfeilschnell wieder herabstürzte.

Als Käfigvogel ist die Lerche in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Bremen, sehr beliebt, da sie bei dem einfachsten Futter wie Hirse, Mohn, Hafer, frische und trockene Ameisenpuppen, einige Mehlwürmer u. s. w. lange ausdauert. Der Boden des Käfigs muß aber zollhoch mit Sand bestreut sein, auch darf ein Stück grünen Rasens darin zeitweilig nicht fehlen. Jung aufgezogen ergötzt sie durch ihre ungewöhnliche Zutraulichkeit und Zahntheit. Eine früher von mir aufgezogene Lerche bekam nach dem ersten Mauser ein ganz schwarzes Gefieder. Uebrigens muß ich offen gestehen, daß mir der Gesang einer gefangenen Lerche bei aller Frische und Abwechslung doch nicht recht gefällt, da er immer etwas Gedrücktes und Beengendes an sich hat. Und wenn die Lerche auch draußen oftmals ihr Lied im Sitzen ertönen läßt, so klingt es mir doch tausendmal schöner und frischer aus dem blauen freien Ätherraume, wohin der „Rauch der Grüfte“ nicht zu dringen vermag.

An die Feldlerche reihen wir eine andere liebliche Sängerin, die Heideleiche (*Alauda arborea*).

Nicht die üppigen Gründe unseres Waldgebirges, nicht die saftigen Täler mit den kühlen Bächen und sprudelnden Quellen sind der Aufenthaltsort dieses unscheinbar gefärbten Vogels; nein, die einsamen Gebirgsheiden mit den Fußduf-

tenden Flächen der Erika, umrauscht von den dunkelgrünen Lohden der Fichtenwälder, gewähren ihr eine traute Wohnstätte. Hier, fernab vom Geräusch der großen Welt, von Straßen und Wege, verfließt ihr des Jahres schönste Zeit.

Wenn über die schweigende Welt die duftige Frühlingsnacht den Sternenmantel ausgebreitet hat, wenn alles tierische Leben im Arme des Schlafes zu ruhen scheint, nur hier und dort noch ein Käuzchen klagt, ein Ziegenmälker spinnt, ein Wachtelkönig schnarrt; da erhebt sich plötzlich auf öder Gebirgsheide das liebliche Kind der Einsamkeit, die Heidelerche, und ihre süßen, Entzückung atmenden Weisen klingen wie Himmelsstimmen durch die Nachtluft. Staunen ergreift die Seele des Wanderers, dessen Fuß bei nächtlicher Weile diese Einsamkeit betritt, wenn ihm plötzlich süßer Sphärenklang entgegen schallt. Er hält inne auf seiner Wanderung, hebt seine Augen zum Firmamente empor, um den unermüdlichen Sänger zu er spähen, der sich wohl stundenlang auf seinen lustigen Schwingen jubelnd zwischen Erde und Himmel wiegt. O wie viel kostliche Stunden habe ich diesem Himmelsboten zu verdanken, Stunden des Glücks, Stunden des Trostes, Stunden der Ermunterung. Wie oft habe ich, bis Mitternacht am Fenster sitzend oder im Garten wandelnd, ihrem Liede gelauscht und mich mit ihr im Geiste emporgeschwungen über die Mühseligkeiten und Erbärmlichkeiten des Erdenlebens.

Das Lied der Heidelerche hat einen ungemein sanften Charakter. Es besteht nur aus reinen vollen Flötentönen, die in reizender Abwechslung mit einander verschmelzen. Es gleicht einer Schnur aneinander gereihter prächtiger Perlen. Selten stört eine herbe Note den lieblichen Einklang, jeder Ton ist edel und schön.

Schon früh im Jahre, wenn eben erst der frostige Winter gewichen ist, erflingt der Heidelerchen-Gesang an den schneefreien Bergheiden und dauert den ganzen Sommer hindurch, die Mauerzeit ausgenommen. Aber selbst noch die heiteren Herbsttage erwecken in der Brust unserer Sängerin selige Frühlingsahnungen und sie erhebt sich wieder in den blauen Aetherraum und singt über den herbstlichen Wäldern des Sommers Abschiedslieder. Als ich einst zur Herbstzeit in meinem Garten trat, schlügen plötzlich die wundervollsten Heidelerchentöne an mein Ohr und siehe, dicht vor mir saß die bescheidene Sän-

gerin auf einer Erdscholle und erfreute mich lange Zeit mit dem süßen Zauber ihres Liedes. Es waren Scheidegrüße, die von schöneren Zeiten und von seligeren Tagen sprachen.

An einem trüben Morgen im März, als ein dichter Nebelschleier auf unserm Walde lagerte, vernahm ich nahe unter meinem Fenster ein Heidelerchenkonzert, wie ich es schöner nie gehört habe und nicht wieder hören werde. Es hatte sich nämlich auf einem an meinen Garten grenzenden Brachacker ein Heidelerchenflug niedergelassen, welcher, des Nebels wegen, die Weiterreise sich nicht zu unternehmen getraute. Hier nun eröffneten die lieben Frühlingskinder, ein, wohl eine Stunde lang andauerndes, Monstrekonzert von wahrhaft zauberischer Wirkung. Die ganze Kapelle bestand mindestens aus 50 Meistersängern, deren lullende, trillernde und flötende Töne auf das weichste ineinanderflossen und auf das lieblichste mit einander abwechselten. Wirklich ein herzerfreuender und herzstärkender Genuss, der nicht jedem Sterblichen zu teil wird und dessen sich höchstens einmal der rühmen kann,

„Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur.“

Die Heidelerche unterscheidet sich von ihrer Schwester, der Feldlerche, durch geringere Größe und durch ihre gedrungene Gestalt. Während die Feldlerche beim Aufliegen liri, liri ruft, vernehmen wir von der Heidelerche ein sanftes Dadidel, didl, didl! Während des Singens schwiebt und schwankt sie in flachen Bogenlinien durch die Luft. Sehr gern sitzt sie auf dem Wipfel einer Kiefer, Fichte, eines Busches oder auf einem dünnen Ast.

Das Nest der Heidelerche steht immer wohlverborgen unter einem Wachholderstrauche, einem Rasenbusche, unter Heidekraut oder jungen Fichten in einer flachen Vertiefung und enthält 4—5 rotbraun und grau marmorierte Eier, die leicht mit den Eiern des Baumpiepers verwechselt werden. Die Jungen verlassen, wie alle Lerchenarten, sehr früh das Nest und verbergen sich in dem Heidekraute. Sobald sie erwachsen sind, scharen sie sich wieder zusammen und bleiben nun solange in dem Brutreviere, bis auch die zweite Brut herangewachsen ist.

Alle Familiemitglieder schließen sich nun aneinander, locken sich aufs eifrigste, fliegen mit einander zur Tränke und halten auch Nachtruhe dicht neben einander. Anfangs Oktobers ziehen gewöhnlich die ersten Heidelerchenflüge von Norden kommend über unsern Wald hin. Die unserigen verlassen ihre Gebirgsheiden erst in der letzten Hälfte des Oktobers. Noch im Dezember sah ich einzelne über unsere im Schnee begrabenen Berge lockend nach Süden ziehen. Schon im Februar beginnt die Heimkehr. Leider müssen die Frühreisenden oft noch mit dem bittersten Mangel kämpfen, denn der Märzenschnee tut nicht allein den Saaten, sondern auch den Vögeln weh. Ich fand um diese Zeit schon große Heidelerchenflüge auf den öden, schneedeckten Feldern unsers Waldgebirges verlassen umherstreichen, die aber nie lange dort verweilten und bald den nördlich oder südlich gelegenen wärmeren Ebenen zuflogen.

Leider fallen auch heute noch zur Herbstzeit in unserem Deutschland ganze Flüge der Heidelerchen in Gemeinschaft der Feldlerchen und Pieper unter die Verderben bringenden Neße und Garne der Vogelsteller, die auf den Ebenen von Halle und Leipzig, ihrem Säckel zu Nutze und den Herren Leckermäulern zu Liebe, ihr Mordhandwerk betreiben und Tausenden der sangeslustigen Lerchenkehlen in einer Stunde auf immer den Garaus machen. Nicht der Liebhaber, der mit Schlaggärnchen oder Leimrute bewaffnet auf die Felder und Heiden zieht, um sich eine Lerche für den Käfig zu erbeuten, ist es, welcher die Fluren entvölkert, sondern der Lerchenfänger, der mit dem sogenannten Taggarn arbeitet und an einem Abende wohl 1000 Stück fängt, also mehr, als alle Liebhaber im ganzen deutschen Reiche jährlich zu erbeuten vermögen.

Wir kommen zu dem dritten Mitgliede unserer Gruppe, zu der Haubenlerche (*Alauda cristata*).

Wenn wir uns einerseits der Wahrheit nicht verschließen können, daß einige Vögel von Jahr zu Jahr seltener werden

und ganz auszusterben drohen, so müssen wir anderseits mit freudiger Genugtuung konstatieren, daß andere sich in eben dem Maße weiterausbreiten und heute schon in Gegenden nisten, in welchem sie früher nie oder doch nur als Wintergäste anzutreffen waren. Unter diesen bemerken wir in erster Linie die Haubenlerche. Vor etwa 55 Jahren fand ich dieselbe als Brutvogel nur im nordwestlichen Teile von Lippe; seit 45 Jahren brütet dieselbe in der Nähe der Städte Lage, Lemgo und Detmold, also dicht an den Vorbergen des Teutoburger Waldes, ist aber auch in den südlich und nördlich den Wald begrenzenden sandigen Ebenen als Brutvogel anzutreffen. Der Vogel folgt immer der Ausbreitung der Landstraßen, auf welchen er aus den Pferdecremementen seine Hauptnahrung, die halbverdauten Haferkörner, liest. Im Sommer mag er daselbst auch noch allerlei Eier und Larven verschiedener Käfer vorfinden. Im Walde selbst habe ich ihn nur zur Zugzeit im Oktober angetroffen, aber stets auf Straßen und Wegen, nie auf andern Plätzen. Die vom Vater Brehm angeführte Waldhaubenlerche (*Alauda nemorosa*), die in Deutschland auf den Schlägen der Nadelwälder leben soll, habe ich in unserm Walde noch nicht gefunden.

Die Haubenlerche ist allen Stadt- und Landbewohnern wohl bekannt. Zur Winterzeit sieht man sie auf den Straßen ihr kärgliches Futter suchen, wobei man ihre große Zutraulichkeit bewundern kann. Wenn Spazier- und Ammern dem nahenden Menschen sich längst durch die Flucht entzogen, da sitzt die Haubenlerche noch arglos da, weicht trippelnd einige Schritt weit aus und fliegt erst fort, wenn die Not sie dazu zwingt. Ist sie aber mehrmals erschreckt und aufgejagt, da wird sie viel vorsichtiger und so scheu, daß sie ihren Verfolger schon von weitem erkennt und davon fliegt.

Was das Gesangtalent der Haubenlerche anbetrifft, so hat der Vogel alle Ursache, sich über die Undankbarkeit der Menschen zu beklagen, dasselbe wird selten gebührend gewürdigt und nur echte Liebhaber und Kenner zollen ihm pflichtschuldig das wohlverdiente Lob. Mein alter Freund H., sonst ein tüchtiger Kenner des Vogelgesanges, geriet jedesmal in Wut, wenn ich mir ihm gegenüber erlaubte, die Haubenlerche als eine Gesangskünstlerin zu preisen. Der Grund hierfür lag aber in Folgendem: Mein Freund hat früher

einige Jahre in der Lüneburger Heide zugebracht und auf seinen Herbsttouren, wenn ein trüber Nebel über der öden Gegend lag und die Gegend noch trauriger machte, immer nur die Haubenlerche angetroffen, deren Liedton düdirä allerdings einen melancholischen Anstrich hat. Nun aber lag ihm dieser „Klang aus der Heide,“ noch immer im Ohr. Vielleicht hatte er den eigentlichen Gesang niemals vernommen oder das Studieren der jungen Hähne für den eigentlichen Gesang gehalten. — Der vollständige Gesang der Haubenlerche besteht aus vollen flötenden und sanften Tönen, wobei der Vogel sich hoch in die Luft erhebt und bald steigt, bald fällt, bald lange auf einem Punkte zu schweben scheint. Häufig entlehnt der Vogel auch einigen Strophen aus anderen Vogelgesängen. So vernahm ich schon von ihm den vollständigen Stieglitzgesang. Einige Liebhaber stellen den Gesang der Haubenlerche über den der Feldlerche, ob aber mit Recht, möchte ich entschieden bezweifeln. Nach meinem Dafürhalten gebührt der Feldlerche unbedingt der erste Preis. Recht angenehm und erfrischend wirkt das Lied der Haubenlerche im Winter. Freilich ist es nicht der vollständig ausgebildete Frühlingsgesang, den wir vernehmen, da ihm das Feuer der Liebe fehlt, aber er klingt doch so gemütlich und melodienreich daß man sich nicht satt daran hören kann. Dabei sitzt der Vogel gewöhnlich hoch auf schneebedeckter Dachfirst, einer Mauer, einem Steinhaufen, doch nie auf einem Baume.

Wie alle Standvögel, schreitet die Haubenlerche sehr früh im Jahre zur Fortpflanzung. Bereits im April, bei gutem Wetter im März, sieht man sie, mit Halmen beladen, einem verborgenen Winkel auf steinigen Plätzen oder wüsten Orten zueilen, wo man wohlversteckt das Nest mit 5—6 Eiern findet, die den Eiern der Feldlerche ganz genau gleichen. Von ihrer großen Zutraulichkeit und Dreistigkeit legt die schon verschiedentlich beobachtete Tatsache Zeugnis ab, daß man ihr Nest unter einer Eisenbahnschiene fand, woselbst sie, unbekümmert des Gerassels und Rollens der Wagen, ihre Brut glücklich aufzog.

In der Gefangenschaft ist die Haubenlerche ein lieber Vogel, der durch seine leichte Zähmbarkeit, seinen fleißigen Gesang, seine wunderlichen Tänze, die er anstellt, sich das Wohlgefallen des Naturfreundes erwerben muß.

Einst erhielt ich ein Pärchen junger Nestlinge, die sich aber gerade in dem Alter befanden, wo sie zum Alleinfressen zu jung und zum Sperren zu alt waren. Um sie vor dem grausigen Tode des Verhungerns zu bewahren, blieb mir weiter nichts übrig als ihnen die Nahrung in den Schnabel zu stopfen. Auf diese Weise lernten sie bald die pflegende Hand kennen und hackten tapfer auf den Finger los, der ihnen ihr Futter vorhielt. Sie gediehen vortrefflich und erfreuten mich durch ihre Anhänglichkeit und ihr zutrauliches Wesen. Hielt ich ihnen einen lebenden Mehlwurm vor, dann rannten sie mit langgestrecktem Halse vor dem Gitter auf und ab, drängten und schoben sich gegenseitig hin und her, ließen laut ihren Lockton erschallen und gaben auf jede Weise ihre Lusternheit nach dem fetten Bissen zu erkennen. Sowie eine von beiden den Wurm erhascht hatte, rannte sie damit spornstreichs in die Ecke des Käfigs um ihn hier zu verzehren. Oft geschah es auch, daß beide ein Ende der Beute ergriffen und sich damit herumzerrten, bis diese zerriß und jede ihr Teil gierig verschlang. Schon nach einigen Wochen fing die eine derselben an, durch anhaltendes Gezwitscher ihr Geschlecht zu verraten. Dies Gezwitscher nahm im Laufe der Winterzeit immer mehr an Stärke zu. Anfangs saß der Vogel dabei still im Winkel, später wurde er aufgeregter und im März, als die Sonnenstrahlen den Käfig erhelltten, da trippelte und tanzte er lustig umher, lüftete dabei Schwanz und Flügel und vergnügte sich damit stundenlang. Nach der zweiten Mauser veränderte sich das sonst graue Federkleid des Männchens sehr auffallend. Kopf, Hals und Brust wurden tiefschwarz, das übrige Gefieder dunkelbraun. Aber auch in diesem düstern Gewande behielt er seinen frohen Sinn und seine Lustigkeit zur großen Freude seines Besitzers.

IX. Finkenartige Vögel (Fringillidae).

„Wald, du bist so wunderschön, möcht gern bei dir wohnen!“ So singen wir aus voller Brust, wenn unser Fuß in den goldenen Tagen des Frühlings wieder unter dem Schatten des grünglänzenden Laubdaches wandelt! „Wald, du bist so wunderschön!“ Klingt es wieder aus Busch und Hain, von Strauch und Baum mit schmetternden, flötenden und trillernden Strophen. Überall Jubel, überall Jauchzen, überall Lust! Von all den tausend Sängern und Konzertisten aber, die hier vom frühesten Tagesgrauen bis zum spätesten Abendschein tätig sind, fällt selbst dem Laien keiner mehr auf, als der Fink, ein prächtiger Schläger und Typus einer Gruppe von Vögeln, die der Ornithologe von Fach mit dem Namen *Fringilla* bezeichnet. Alle diese Vögel charakterisiert ein starker Schnabel mit gerader scharfer Spitze. Ihre Nahrung besteht teils aus den verschiedensten ölf- und mehlhaltigen Sämereien von Unkraut und Nutzpflanzen, teils aber auch aus Kerbtieren. Unser Wald beherbergt deren acht Arten, die wir in folgender Reihe zu betrachten gedenken: Fink, Hänfling, Grünling, Stieglitz, Zeisig, Girlitz, Hausperling und Baumspierling.

Der Fink (*Fringilla coelebs*), bei uns gemeinlich Buchfink genannt, ist ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Vogel. Das alte Männchen im Hochzeitskleide, dessen lebhafte Farbentöne wie von einem zarten Duft überhaucht erscheinen, weiß sich besonders stolz und stattlich zu tragen. Wegen seiner noblen Haltung und anderer hervorragender Eigenschaften vor den Mitgliedern der Finkengruppe hat man ihm den schmückenden Namen Edelfink beigelegt, wenngleich man ihn anderseits wegen einer Häufigkeit auch wohl mit gemeiner Fink bezeichnet.

Der Fink gehört zu den Zugvögeln. Schon im August, sobald die zweite Brut herangewachsen ist, schart er sich in



34. Goldammer. 35. Grauammer. 36. Ortolan.

Kunstanstalt Fr. Eugen Köhler, G. m. b. H., Dörs - Unterhause.

kleinen Flügen zusammen, die nun gemeinschaftlich von Rübsen und Hafer zehren, sich im Oktober zu größeren Scharen vereinigen, im Walde noch einige Zeit den Bucheln nachgehen und nun allgemach nach Süden wandern, während von Norden her frische Truppen einrücken, die dann im Winter bei uns bleiben und vor unseren Türen nach Brod gehen. Auch dann, wenn der Fink als Edler den Bettelsack trägt, verleugnet er seinen Charakter nicht. Er kann es nicht leiden, wenn ein anderer seiner Art und seines Geschlechts mit ihm zu speisen sich erführt und wenn auch die Kälte noch so grimmig, der Tisch noch so spärlich gedeckt ist, er muß erst mit dem Gegner einen kleinen Strauß bestehen. Mit gesenktem Haupte, gesträubten Scheitelfedern, den Schnabel wie eine Turnierlanze vorgestreckt, stürzt er sich auf den Gegner, daß man das Klappern der harten Waffe deutlich vernimmt. Als vollendetes Edler lässt er dagegen das schwächere Geschlecht, das auch im Winter durch einzelne Weibchen vertreten ist, völlig unbehelligt. — Unter einer Schar von 12 Männchen, die täglich meinen Futterplatz besuchten, sah ich einst sogar 4 Weibchen.

Sobald im März ein weicher nächtlicher Regen die letzten Spuren des Schnees hinweggenommen hat, da hören wir wieder den langentbehrten Finkenschlag. Freilich erklingt er noch nicht so glatt und prägnant, wie in den Maitagen, denn der Vogel muß erst studieren, um die alte Weise herauszubringen. Dem einjährigen Vogel scheint es etwas beschwerlich zu fallen, wenn er auch schon im Herbst zu radebrechen anfing, und verlängert sich daher seine Übungszeit; der alte dagegen ist in 2 Tagen damit vollständig im reinen und nun geht es Schlag auf Schlag in einer Minute wohl 15—20 mal. „Das ist Wonne, das ist Leben, wenns von allen Zweigen schallt!“ — Der Finkenschlag hat schon von den frühesten Zeiten her eine gewisse Berühmtheit erlangt und auch heute noch gibt es am Harze und in Thüringen Finkenliebhaber, denen der Fink der liebste Vogel ist, den sie hegen und pflegen und über den sie stunden- und taglang mit wahrer Begeisterung sprechen, wie der Sportsmann über seine Hunde und Pferde. Im Teutoburger Walde gibt es weder Vogelliebhaber noch Finkenfreunde. Ja der Fink steht hier mit dem Sperlinge noch unter dem Niveau der Verachtung und wird im Frühlinge, wenn er auf den Samenbeeten der Gärten erscheint, unbarmherzig abge-

schossen. Von Kenntnis des Finkenschlags kann nun vollends hier keine Rede sein. Selbst Leute gebildeter Stände aus den umliegenden Städten, die zur Sommerzeit einmal durchs Gebirge schweifen, sehen uns mit großen Augen an, wenn wir diesen oder jenen Finken als einen Latscher d. i. Stümper bezeichnen, da sie bislang des Glaubens gelebt, ein Fink singe wie der andere. Merkwürdiger Weise haben aber alle Finken in jeder Gegend einen besondern Schlag. So schlagen die Finken des Harzes durchaus verschieden von den Finken Thüringens und Beide wieder verschieden von den Finken unseres Waldes. Die tiefen baßartigen, in der Sprache der Finkler die großen Stimmen des Finkenschlags, wird man bei uns vergeblich suchen. Dagegen hat der Volksmund auch unsren Schlägen verschiedene Worte unterlegt. So deutet man den Schlag z. B. mit: Wigge, wigge baule Raulsoot säggen? — Mariechen, pflanze die Bitsbohnen! — Jetzt, jetzt, jetzt kommts Frühjahr! — Zur Brutzeit hört man oft ein eigenartiges Wit wit! Man deutet dies durch weiß, weiß d. h. es wird noch schneien. Fast jeder Fink hat bei uns zwei verschiedene Schläge, die er abwechselnd hören lässt, doch gibt es auch einige, welche drei unterschiedliche Strophen zum Besten geben. Einige schließen ihre Strophe mit dem sogenannten Amen, einem kurzen spet oder pek, andere wieder nicht. Ein guter Schläger übt einen ungemein wohlthuenden Einfluss auf die anderen umwohnenden Finken aus, ein Latscher kann den Finkenschlag einer ganzen Gegend total ruinieren.

Schon früh im Jahre, gleichzeitig mit der Amsel, beginnt er den Bau des Nestes, welches sowohl auf Laub- als auf Nadelbäumen, oft dicht am Stämme, oft frei auf den Ästen steht. Einzelne Nester fand ich schon im Weißdorngebüsch, nur 3 Fuß vom Erdboden. Es gehört schon ein geübtes Auge dazu, ein Finkennest aufzufinden, denn der Vogel versteht es meisterhaft, ihm durch die äußere Flechtenbekleidung das Ansehen eines knorriegen Auswuchses zu geben. Das Finkenpärchen meines Baumhofes baute 2 Jahre nacheinander in dieselbe Astgabel. Da der Baum nur zwei Schritt vom Hause entfernt steht und das Nest gleiche Höhe mit meinem Fenster hielt, konnte ich die Vögel beim Bauen genau beobachten. Ehe der Bau in Angriff genommen wurde, saß das Weibchen wohl 5 Minuten lang in der Astgabel, drehte sich bald hier-

hin, bald dorthin, als wollte es die Weite des Platzes abschätzen oder sich mit der Örtlichkeit vertraut machen. Die ersten Baustoffe suchte es von einem unter dem Baume stehenden alten Kiefernbaum, an dessen rauher Rinde, wie ich selbst gewahrte, allerhand Gespinnste kleiner Wickler sich befanden. Die daneben befindlichen Spinngewebe ließ es gänzlich außer Acht. Mehreremale kehrte es nach derselben Stelle zurück. Die ersten Stoffe waren fest an den Stamm geklebt; ob es dieselben mit Speichel, bezüglich mit einer klebrigen Substanz angefeuchtet, kann ich nicht behaupten. Als ich nachher auch einige kleine Gespinnste abnahm und an einen Ast drückte, blieben sie fest daran kleben. Um Mittag, als die Vögel, die sonst ihre Nahrung aus einem unter meinem Fenster stehenden Käfige holten, eben nicht in der Nähe waren, stieg ich schnell auf den Baum, um den Bau zu besichtigen. Zwischen den Baustoffen befanden sich außer den Gespinnsten mehrere zusammengeballte 2—3 Zoll lange Wollfäden von äußerster Feinheit, die mit wenigen Flechten dicht verfilzt waren. Um den Ast war auch ein starker Zwirnfaden geschlungen und beide Enden in dem Nestmaterial verwebt. Am zweiten Tage trug es schon gröbere Baustoffe, wie grünes Moos herbei, das es immer nur von den Bäumen suchte. Jetzt schritt der Bau rüstig vorwärts. Das Weibchen blieb oft längere Zeit im Neste, suchte mit Brust und Füßen unter zeitweiligem Umdrehen die innere Rundung herzustellen und griff oft mit dem Schnabel über den Nestrand, um das Äußere des Nestes glatt zu bilden. Als am folgenden Tage Regenwetter eintrat, wurde das Baugeschäft gänzlich eingestellt. Erst als sich das Wetter nach einigen Tagen wieder aufgeklärt hatte, suchte das Weibchen vor der Hoftür Schweinsborsten auf, nahm jedesmal eine tüchtige Ladung und trug sie in das Neste. Am 16. Tage nach Beginn des Nestbaues, nachdem es wieder eine lange Zeit ununterbrochen kalte und feuchte Witterung gewesen war, sah ich das Weibchen mit Federn beladen herbeieilen. Am 17. Tage lag morgens das Neste im Schnee versteckt, der aber im Laufe des Tages schmolz. Abends saß das Weibchen im Neste und am andern Tage war das erste Ei gelegt. Wenn das Weibchen die Baustoffe zum Neste trug, war das Männchen sein ständiger Begleiter, ohne sich indeß im geringsten an der Arbeit zu beteiligen. —

Im nächsten Jahre baute das Pärchen wieder in dieselbe Astgabel. Im dritten Jahre, als ich einen dicht vor dem Nestbaum stehenden Apfelbaum seiner Krone beraubt und dadurch das beliebte Plätzchen etwas freier gestellt hatte, suchte das Pärchen sich an einem andern Orte anzusiedeln, der aber in unmittelbarer Nähe lag. Das fertige Nest wurde aber verlassen und nun ein zweites an der andern Seite des Gartens angelegt. Auch dieses wurde aufgegeben und nun der dritte Bau errichtet und auch bezogen. Man sieht, die Vögel sind sehr wählerisch. Welche Gründe es aber sein mögen, die sie veranlassen nicht nur einen, sondern sogar zwei fertig gestellte Bäume aufzugeben, werden wir schwerlich nachweisen können. Einige Finkenpärchen sind gegen Störungen äußerst empfindlich, andere wieder nicht. Als ich einst im Walde ein eben vollendetes Finkennest besichtigte, drangen plötzlich die beiden Alten auf mich ein und schmetterten mir ein lautes Fink, fink! entgegen. Ich zog mich sofort zurück, ohne das Nest anzurühren, aber die alten Finken verließen den Bau, um ihn nie wieder zu betreten. Eigene Leute das, dacht' ich! Da lobe ich mir doch das Finkenpärchen meines Baumhofes, vor dessen Augen ich täglich, ohne die geringste Störung befürchten zu müssen, das Nest betrachten darf. Immer wieder ziehts mich nach dem Meisterwerke hin, man kann sich nie satt daran sehen. Gibt's denn auch, möcht' ich bescheiden fragen, etwas Köstlicheres für den Naturfreund, als dies zierliche Häuschen unter dem duftenden Blättergrün und darin so weich gebettet:

„Ein nacktes Häuslein im Schlummer und Traum,
Leben so zärtlich gewoben,
Hüpender Atem, keimender Flaum,
Köpfchen bittend gehoben!“

So wild und flüchtig der Fink ist, so wird er doch außerordentlich zahm und zutraulich, wo er sich geschützt sieht. Dies zeigen uns aufs schlagendste diejenigen Finken, die in Badeorten, Gärten und Anlagen sich des Wohlwollens der Besucher erfreuen. Mit einer Dreistigkeit, die wir sonst nur am Sperlinge und Rotkehlchen bewundern, nimmt der Vogel die

hingeworfenen Krümchen auf, fliegt sogar auf den Tisch der Gäste und pickt ungeniert an dem dort stehenden Weißbrode.

Einst fing ich im Winter zwei Finkenhähnchen, die ich mehrere Wochen im Käfige hielt. Gegen Ende Februar, als eines Tages die milden Frühlingslüfte wieder das Haus umwehten, setzte ich einen der Gefangenen in Freiheit. Nach einigen Tagen kehrte indes der Winter zurück und mit ihm auch — mein Fink. Mit lustigem Flügelschlage kam er zur Tür herein, fand seinen alten Käfig wieder und ließ sich die noch vorrätigen Hanf- und Rübsenkörner gut schmecken. Er blieb den ganzen Tag im Hause und hielt selbst seine Nachtruhe auf dem Käfige. Als ich spät abends beim Lampenlichte den zutunlichen Gast betrachtete, zog er verwundert das Köpfchen unter den Flügeln hervor und blickte mich so vertraut an, wie nie zuvor. Ungefähr 4 Wochen machte er von der ihm gewährten Gastfreundschaft den ausgedehntesten Gebrauch, dann verschwand er auf Nimmerwiedersehen.

Noch vertrauter und liebenswürdiger ist ein Fink, den man von Jugend an gepflegt und selbst aufgezogen hat. Er lernt seinen Pfleger bald kennen und geht mit ihm ein inniges Freundschaftsverhältnis ein. In meiner Erinnerung lebt noch immer ein solcher Wundervogel, den ich im Jahre 1865 aufzog. Wenn ich vor seinen Käfig trat und ihm als Leckerbissen ein Hanfkorn brachte, da wußte er vor lauter Freude und Aufregung nicht, was er anfangen sollte. Er breitete den Schwanz aus, sträubte die Federn, lüftete die Flügel und nickte mit dem Kopfe, sprang von einem Sprunghölzchen zum andern und sang sein Fritz, Fritz, Fritz, willst du mit zum Weine gehn, ja? in den leisen und zärtlichsten Gutturaltönen. Dabei war er ein talentvoller Schläger, der neben dem eben angeführten Hauptschlage unsers Waldes noch zwei andere Strofen mit großer Präcision vortrug und bei dem das Amen eben so sicher war wie in der Kirche. In seinem ersten Lebensjahr stellte er bereits am 3. Januar, als eines Morgens die Sonne freundlich über unsere Berge ins Fenster lachte, seine Gesangsübungen an und erweckte dadurch in meinem Herzen die ersten süßen Frühlingsahnungen. — Am Harze und in Thüringen raubt man dem Finken das Licht der Augen, weil er dadurch zu fleißigerem Schlagen veranlaßt wird und hält den Finken für den Besten, der seinen Schlag

in einer Minute wohl 15mal wiederholt. Mein Fink schlug auch in einer Minute 15mal und wiederlegte damit glänzend die vorgebrachte Entschuldigung, mit welcher der fürchterliche Barbarismus sich weiß zu waschen sucht. Nur soviel steht fest: In einem geblendetem Finken verlodert das Feuer der Liebe nicht so rasch, als in einem sehenden, und während letzterer seinen Schlag schon im Juli einstellt, schlägt jener noch im Oktober. Trotzdem muß ich das Blenden der Finken entschieden verdammen und zwar nicht aus weichlicher Sentimentalität, nein, weil ich es eines Menschen für unwürdig erachte an seinen gefiederten Lieblingen solche Manipulationen vorzunehmen, deren sich selbst ein Schinder schämen würde.

Soll ich schließlich auch noch von dem Nutzen des Finken reden? Daß er im Frühlinge auf den Samenbeeten der Gärten die bloßliegenden Körner aufliest, später die Rübsen- und Haferräder besucht, jenun das weiß jedermann. Daß er aber zur Brutzeit fast ausschließlich von Kerbtieren lebt, die Zweige unserer Obstbäume steigend, fliegend, häkelnd von Blattläusen säubert, die schädlichsten Baumraupen absucht und dadurch zum Wohltäter der Obstgärten wird, das scheint man nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen. Erstes ist schlimm, Letzteres noch schlimmer.

Der einzige Vogel, dessen musikalisches Genie von den Bewohnern des Teutoburger Waldes gehörig gewürdigt wird, und den man deshalb hin und wieder im Räfige findet, ist der Hänfling (*Fring. cannabina*) hier meist brauner Flachsfinke oder Saatfink genannt. Das alte Männchen mit blutroter Stirn und Brust und lichtbrauner Oberseite ist von wunderbarer Schönheit. Dem Weibchen fehlt freilich das prächtige Rot, dagegen weiß es sein einfaches graubraunes Gewand recht nett und zierlich zu tragen.

Wenn wir im Frühlinge unsere Fluren und Gärten durchwandern oder die jungen Fichtengehäge durchstreifen, da begrüßt uns bald des Hänflings schmetternder Sang. Der

muntere Vogel sitzt dabei frei auf der Spitze eines Baumes oder einer Hecke, so daß man die rote Brust im Sonnenscheine glühend hervorleuchten sieht. Der Gesang beginnt mit einem eigenartigen Krähen, geht dann in reine volle Flötentöne über und erstarbt im schwächeren Triller. Oft vernimmt man diesen frischen Gesang auch hoch aus den Lüften, da der Hänsling zu denjenigen Vögeln gehört, die auch im Fluge singen. Recht angenehm und erheiternd klingt die Hänslingsweise zur Winterzeit, wenn sich ein Flug der jubelnden Sänger auf einer am Waldesrande stehenden Erle niedergelassen hat und nun das Geschmetter und Pfeifen der reinen Kehlen die ruhende Erde mit jungem Leben überflutet. O, da geht einem das Herz auf!

Schon früh im Jahre, ehe die Gebüsche sich in frisches Grün kleiden, haben sich die Pärchen separiert und beginnen wohlgemut ihr Häuschen zu bauen. Wie könnten sie auch länger warten? Es gibt ja für verliebte Pärchen immer lauschige Plätze genug in der Welt. Hin und wieder finden sie dieselben in Hainbuchen und Buchenhecken, die noch vom vorjährigen vergilbten Blätterschmucke dicht bedeckt sind und soll ihr Nest im Grünen stehen, da können die jungen Fichtenbäumchen und Wacholdersträuche redlich aushelfen. Ja einmal fand ich in den ersten Apriltagen das Nest in einem kaum fußhohen mit dürrem Grase durchwachsenen Weißdornbusche, nahe am Boden. Wie sehr der Hänsling bei Anlage seines Nestes auf ein sicheres Plätzchen bedacht nimmt und nicht jeden beliebigen Ort für gut befindet, das bewies mir vor mehreren Jahren ein Hänslingspärchen, welches neben meinem Hause auf einem Apfelbaum in einer Höhe von 15 Fuß sein Nest errichtete. Dieses Nest stand auf einem horizontal liegenden Ast, der sich vorn in 3 etwa fingerdicke Zweige teilte, wodurch eine Gabel gebildet wurde, bei welcher der mittlere Zinken eine Handbreit tiefer lag, als die Seitenzinken. In diese Gabel nun trug das Weibchen, die alleinige Baumeisterin, zuerst dürrre Queckenwurzeln, die es unten im Garten auflas und dann übereinanderschichtete. Zur weiteren Ausführung wählte es Gräser, dürrre Heiderispfen und Würzelchen. Die Grundlage wurde in einem Nachmittage fertig gestellt. Anfangs konnte ich unter dem Baume die Bewegungen des bauenden Vogels beobachten, wie er sorg-

fältig die Baustoffe mit dem Schnabel ineinanderfügte. Später konnte ich nur aus der Höhe vom Dache her, dem Bauen zusehen. Wenn das Weibchen mit Baustoffen beladen anlangte, ließ es sich mit hochgehaltenen Flügeln im Neste nieder, legte den Halm auf die Nestwand, befestigte zuerst das eine Ende, fasste dann mit dem Halse über den Nestrand gebeugt das andere Ende und befestigte es ebenfalls. Darauf drehte es sich noch einmal tief in die Mulde gedrückt im Kreise oder Halbkreise herum und flog dann nach neuen Stoffen suchend davon. Das Männchen war sein ständiger Begleiter, der mit heiterm Sang und Klang die profäische Arbeit seiner Geliebten zu würzen suchte. Das Nest stand an der Ostseite des Baumes, aber so geschützt vor Sturm und Wetter, daß es selbst beim furchterlichsten Gewittersturme, als Hunderte von Bäumen im Walde wie Strohhalme geknickt zu Boden sanken, durchaus keinen Schaden nahm.

Die alten Hänflinge lieben ihre Brut sehr und wenn einmal ein Raubtier, eine Katze oder ein Wiesel, in die Nähe des Nestes kommen, da klagen beide Eltern in den wehmütigsten Molstönen, fliegen unruhig bald hier, bald dorthin und geben sich erst zufrieden, wenn der böse Feind das Feld geräumt hat. Die große Wachsamkeit der Eltern ist für die junge Nachkommenschaft der sicherste Schutz gegen die mörderischen Überfälle alles Raubgesindels. Solange nämlich der flägliche Angstruf erschallt, sitzen die Jungen, dicht aneinander gekauert, lautlos im Neste. Den Katzen, die sich aber meist auf das Gehör verlassen müssen, wird hierdurch die Jagd sehr erschwert, ja meist vereitelt. Niemals fliegen die Alten schnurstracks in den Busch, der ihr Nest verbirgt. Immer auf Umwegen, als ob sie fürchteten belauscht zu werden, nähern sie sich der Brut. Beim Aufziehen der Jungen beteiligen sich beide Eltern gemeinschaftlich und scheint es, als wollte der glückliche Hänflingsvater das beim Nestbau Versäumte jetzt redlich nachholen, so eifrig und tätig ist er. Die Jungen, denen immer der Kropf von Samen gefüllt förmlich stroht, wachsen sehr rasch heran. In diesem Sommer gingen an einem Tage in meinem Garten junge Hänflinge aus und auf meinem Heckzimmer junge Kanarienvögel. Ich beobachtete alle Tage regelmäßig das Wachstum der Jungen in beiden Nestern, sah aber schon am dritten Tage, daß die Kanarienvögel be-



37. Grauer Fliegenfänger. 38. Trauerfliegenfänger. 39. Baum-
pieper. 40. Wiesenpieper.

deutend zurückblieben. Ja als diese eben befiedert waren, da flogen die Hänflinge schon im Garten von Baum zu Baum. Es giebt hier keinen Vogel, der noch so spät im Jahre brütet als der Hänfling. Ich fand noch Nester im September und eben ausgeslogene Jungen im Anfange des Oktobers.

Da der Hänfling als Stubenvogel sehr beliebt ist, sucht man sich desselben auf verschiedentliche Weise zu bemächtigen. Zuerst nimmt man ihn, wenn er Federn bekommt, aus dem Neste und füttert ihn mit eingeweichtem und zerdrücktem Rübsen mit wenig Weißbrod vermischt, was bei guter Wartung keine Schwierigkeit verursacht. Sodann steckt man die Jungen in einen Käfig und lässt sie von den Alten aufziehen, ein Geschäft, dessen sich die ihre Brut heischließenden Hänflinge gern unterziehen. Hierbei ist aber wohl zu beachten, nicht die letzte Brut zu wählen, weil sie diese nach meinen Beobachtungen sehr leicht im Stiche lassen. Auch reiche man den Jungen frühzeitig eingequellten Rübsamen, damit sie sich ans Futter gewöhnen. Ein jung aufgezogenes Hänflingsmännchen ist einer der liebenswürdigsten und talentvollsten Stubenvögel. Sehr leicht entlehnt er die Melodien anderer Vögel und lernt selbst Lieder nachpfeifen. Ich besaß vor Jahren einen Hänfling, welchen ein alter in meinem Orte wohnender Pantoffelfabrikant, ein Vogeltobias vom reinsten Wasser, aufgezogen und angelehrt hatte. Der Vogel war außerordentlich firre und mir so zugetan, daß er, sowie ich ihn beim Namen rief, sofort sein hell flötendes: „Kind, siehst du mich nicht? Hier bin ich!“ anstimmte und wenn es auch finstere Nacht war. — Ein anderer in meinem Besitz befindlicher Hänfling, ebenfalls ein prächtiger Sänger, trat in Gesellschaft einer Freundin im Jahre 1867 die Reise über den atlantischen Ozean an und erfreute sich nach 8 Jahren noch dafelbst des besten Wohlseins. Ein reicher Amerikaner hat einmal 25 Doll. dafür geboten — aber vergebens. So angenehm der Schlag eines gelehrteten Hänflings auch klingen mag, so ziehe ich doch den reinen Naturgesang allen erlernten Weisen vor. Einst kam ich auf eine sehr leichte Art in den Besitz eines solchen Natursängers. Als ich nämlich an einem sonnenklaren Herbstmorgen in meinen Garten trat, hörte ich aus dem Wipfel eines Pflaumenbaumes die reinen flötenartigen Töne eines Hänflings dringen. Ich trat unter den Baum und besah mir den reizenden Sänger,

den meine Gegenwart durchaus nicht störte. Ich ging nun ins Haus zurück, holte eine Leimrute, steckte sie an eine Stange und zog damit den Vogel, der gar nicht sah, was um ihn vorging, vom Baume herab. Schon am zweiten Tage seiner Gefangenschaft stimmte er seinen Gesang an und erfreute mich drei Jahre hindurch mit den süßen Zauberklängen seines reinen Wildgesangs, bis er schließlich Gelegenheit fand „seinem lieben Herr“, wie man sagt, „zu entwischen“.

Aus der Jugendzeit lebt noch immer ein Vogel in meiner Erinnerung, der von meinem Vater, von dem ich nicht allein die „Statur“, sondern auch die Liebe zur Natur geerbt, geähnelt war und frei im Zimmer umherflog. Dieser Vogel war ein Grünling (Fring. chloris) bei uns gelber Hänfling oder grüner Saatfink genannt. Auf einem kleinen an der Wand angebrachten Brettchen hatte der Vogel seinen Lieblingsplatz, woselbst auch sein Futtertröglein stand. Wenn ihn mein Vater beim Namen rief, Kaspar war er getauft, so flog ihm der zutrauliche Vogel sofort auf den Kopf, die Schulter, ließ sich streicheln, auf den Finger setzen und im Zimmer umhertragen. Wir Kinder aber jahen immer nur aus respektvoller Entfernung zu dem Vogel hinauf, denn er war so bissig, daß er, sowie wir nur den Finger zu ihm emporstreckten, schon in Kampfesposition stand, den Schnabel weit öffnete, den Kopf niedergebeugt vorstreckte, die Flügel ausgebreitet zitternd bewegte und, wenn man ihm zu nahe kam, so gewaltig zu kneißen verstand, daß die Stelle gleich mit Blut unterlief.

In späteren Jahren habe ich auch verschiedentliche Zähmungsversuche mit jungaufgezogenen Vögeln dieser Art ange stellt, fand aber, daß die unangenehmen Eigenarten, ihre Bissigkeit und Unverträglichkeit, die ihnen auch in der Freiheit anhaften, gerade im gezähmten Zustande zu größerer Entwicklung gelangen und uns den sonst schmucken Vogel gänzlich verleiden können. Im ersten halben Jahre da geht es noch, aber je älter er wird, desto empfindlicher und boshafter wird er. Mit andern Vögeln verträgt er sich ebenfalls schlecht, was

man am besten am Frühgeschirr wahrnehmen kann, wenn man einmal einige Hanfkörner als Leckerbissen in den Gesellschaftsfäfig wirft.

Der Grünling, ein Vogel von Sperlingsgröße, bildet den Übergang von den Finken zu den Kernbeißern, wird auch von einigen Vogelkundigen den Letzteren zugezählt und trägt ein zeifiggrünes Gewand. Bei recht alten Männchen ist die hellgelbe Farbe an verschiedenen Teilen des Körpers vorherrschend und erscheinen diese daher als recht hübsche Vögel.

An dem einmal erwählten Brutplatz hängt der Grünling mit großer Liebe und kehrt immer wieder zu dem Baume zurück, auf welchem er im Jahre zuvor seinen Hausstand gegründet. Schon im Februar erscheint das Männchen auf seinem alten Sitz und lässt seinen Lenzgesang unermüdlich erschallen. In seinem Liede vernehmen wir einige sehr angenehm klingende und trillernde Laute, zwischen welchen er nur leider zu häufig ein widerliches langgezogenes Zwätzsch! bis zum Überdrüß ertönen lässt.

Das Nest des Grünlings ist ein ziemlich großes Bauwerk. Wenn man sieht, wie zärtlich der Grünlingsmann um seine Gattin wirbt, wie er sich treu an ihrer Seite hält, nimmer von ihr weicht, da sollte man glauben, er würde auch beim Nestbau fleißig Hand anlegen, Materialien heranschleppen, ordnen und der Gattin zu Hilfe kommen; aber da irrt man sehr, um solche niederen Dienste mag er sich nicht kümmern. Im Unterhalten, Schwäzen, Süßholzraspeln aber sucht er seinen Meister. Auch um das Brutgeschäft macht er sich keine Sorge, und wenn die Gattin im Neste liegt, da sitzt er doch oben auf den Wipfeln und singt stundenlang die wunderlichsten Weisen. Ruft aber nach einiger Zeit ein halbes Dutzend hungriger Hälschen bittend nach Brot, da wird aus dem bequemen Galan der sorgsamste Vater, den man sich denken kann. Unermüdlich schafft er Nahrung herbei und ist, da er immer in Gemeinschaft der Gattin ausfliegt, regelmäßig der Erste, der die Schwelle des Hauses betritt und vor den Kleinen die gefüllten Taschen leert. Das Nest steht oft niedrig im Fichten- und Wacholdergebüsch, auf geköpften Hainbuchen, Eschen, Weiden und Linden, doch findet man auch Nester in 20—30 Fuß Höhe, ja vor mehreren Sommern fand ich eins 45 Fuß hoch im dichtesten

Nadelgrün verborgen. Zur inneren Auskleidung verwendet der Vogel gern Wollklümpchen, woran das Nest leicht kenntlich ist.

Vor mehreren Jahren erhielt ich einmal durch einen Hirtenknaben im Spätsommer (28. Aug.) ein junges, eben dem Neste entflohenes Grünlingsmännchen, welches auf einer Hecke sitzend, leicht aufgegriffen ward und dem — beide Augen fehlten. Da der Vogel keine Nahrung zu sich nahm, begab ich mich an den Ort wo seine Wiege stand, fing seine Mutter und steckte beide in einen geräumigen Käfig. Die Alte begann auch sofort ihr Fütterungsgeschäft, hatte aber am andern Morgen ihr leibliches Kind übel zugerichtet und ihm all Federn vom Kopf und Hals gerupft. Jetzt ließ ich Beide frei im Zimmer fliegen. Die Mutter verging sich nicht mehr an dem Unglücklichen, fütterte ihn noch 12 Tage und überließ ihn dann seinem Schicksale. Da er aber durchaus kein Futter anrührte, machte ein baldiger Tod seinem Leben ein Ende. Bei der Sektion fanden sich tief im Innern der durch eine Haut dichtverschlossenen Augenhöhlen die Augen als Rudimente.

Brehm meint in seinem Tierleben, daß der Grünling im Winter nicht in dem Gehöfte des Landmannes einkehre, um Nahrung zu suchen. Diese Angabe stimmt mit meinen Beobachtungen nicht überein. Wenn Alles draußen im Schnee vergraben liegt, da fällt auch der Grünling aus der Rolle und wird zum Bettler. Auf meinem Futterplatze ist er ständiger Gast, der sogar in jede Art Falle geht, selbst in aufgestellte Käfige, wenn er nur Futter findet. Ja er setzt dann sogar seine Sicherheit so aufs Spiel, daß ich schon ein Weibchen mehr wie zehnmal unter einem Netz fing, aber dennoch kehrte es hartnäckig wieder.

Alles, was ich vorgedeutet,
Hat mein Gärtner nachgetan,
Alles Unkraut ausgeräutet
In dem neuen Gartenplan.
Nur ein einzig Distelflöckchen
Ließ er stehn auf meinem Winf,
Dass sich mit dem bunten Röckchen
Seze drauf ein Distelfink.

Dieser Worte unsers Rückert gedenke ich allemal, wenn ich den reizenden harlekinfarbenen Sänger, diesen ewig beweglichen Bewohner unserer Gärten, Anlagen und Vorhölzer an der Stachelsapsel einer Distel schwanken seh. Wie da der spitze elsenbeinere Schnabel in die Kapsel fährt, daß die Pflanzenwolle weithin die Luft durchstäubt! Wie oft er da die gelbgestreiften Schwingen lüftet und sich wendet und dreht wie ein Falter, der mit ausgebreiteten Flügeln auf einer Blume paradiert. Ja unser Distelfink (*Fring. carduelis*) hier meist Stieglitz geheißen, ist ein herrlicher Vogel, von jedermann geliebt, von jedermann bewundert!

Wenn die warme Februarsonne auf Wald und Garten lacht, da erscheint das buntröckige Männchen schon auf der Spitze des Baumes, an dessen Zweigen noch die Rudera des vorjährigen Nestes, „von Sturm und Regengüssen zerzaust und losgerissen“ im Winde flattern, und lockt und singt so freudig in die Welt hinein, als ob die Macht des bösen Winters längst gebrochen sei. Allein mit dem Nestbau hat's um diese Zeit noch gute Wege. Erst später, wenn der gastliche „Wirt wundermild“ den rot und weißen Blütenenschmuck ausgehängt hat, da sieht man, daß der Bau rüstig in Angriff genommen wird. Einmal, es war im April 1860, als ein unter meinem Fenster geschützt stehender, baumartig gezogener Johannisbeerstrauch frühzeitig im frischen Grün prangte, fand sich eines heitern Morgens ein heiratslustiges Stieglitzpärchen ein, um sich in demselben zu domicilieren. Besichtigung, Besitzerbegreifung der Baustelle, Herbeischaffen von Materialien war das Werk eines Augenblicks. Um den zutraulichen Tierchen die Arbeit etwas zu erleichtern, entnahm ich meiner Nestersammlung ein altes,

defekitives Stieglitznest und streute die Stoffe unter dem Strauche aus. Nach einer Stunde war die Basis des Nestes vollendet, die Bögel flogen lockend davon, kehrten aber zu meinem Erstaunen niemals wieder.

Das Nest des Distelfinken steht meist hoch auf den äußersten Zweigen alter Obstbäume, Linden, Pappeln, Kastanien und Eschen. Auf Fichten und Buchen habe ich es in unserm Walde noch nie gefunden, wohl aber schon auf den Köpfen der Hainbuchen, die an den Fahrstraßen angepflanzt sind. Das Nest ist ein wahrer Kunstbau und aus feinen Würzelchen, Fasern, zarten Halmen und Flechten so dicht gefilzt und mit den Zweigen durch Wollfäden und Gespinnste verbunden, daß es sehr selten vom Sturme herabgeschleudert wird. Dagegen werden die Jungen, wenn sie nicht mehr von der Mutter erwärmt werden, häufig aus dem Neste geworfen und liegen dann meist tot am Boden.

Der Lockton des Distelfinken ist das bekannte Stieglit, stieglit! welches er, wenn er einzeln in sanften Bogen die Luft durchheilt, fortwährend erschallen läßt. Auch die Pärchen halten sich durch diesen Lockton immer zusammen. Der Charakter des Gesanges steht mit dem Farbenkleide und dem Naturell des Vogels in schönster Übereinstimmung, denn aus dem jubelnden Allegro spricht Lebenslust und Lebenswonne. Wie könnte es auch anders sein? Sollte ein solch froher, beweglicher, ewig heiterer Gesell vielleicht Trauermelodien singen? Für ihn gibt es nur die eine alte Burschenweise: Ich hab meine Sach auf Nichts gestellt! Zuchhe! — Die Stärke des Tones richtet sich nach der jedesmaligen Größe des Vogels. Die kräftigen Gartenstieglitz, wie man sie zu nennen beliebt, singen weit volltonender und schöner als die kleinen Waldstieglitz. Letztere singen nicht viel besser als ein Zeisig. Ob diese Vögel verschiedene Arten sind, ist bis heute noch nicht festgestellt. Einige Forscher, der alte Bechstein an der Spize, schreiben die Größe der Distelfinken nur örtlichen Einflüssen, besserer Nahrung, Alter u. s. w. zu. Merkwürdig ist nur, daß die kleinere Stieglitzart immer im Walde brütet, die größere dagegen in den Gärten, Baumhäusern, Anlagen u. s. w.

Der Distelfink gehört mit zu den Strichvögeln. Sobald die zweite Brut in der letzten Hälfte des Augusts glücklich

dem Neste entflohen ist, finden sich erst Familien von 8—12 Stück zusammen, die nun gemeinschaftlich die Gärten und Fluren durchstreifen und von Distel — Schwarzwurz — Salat — Mohn — Miere — Kreuzkraut und anderen Sämereien leben, bis sie sich im Oktober zu großen Flügen vereinigen, welche wohl 100 Stück zählen und nun auf den dürren weiten Ebenen, wo die stengellose Distel wächst, solange umherstreifen, bis der Schnee ihre Nahrung verhüllt und sie gezwungen sind, die Erlen- und Birkengehölze aufzusuchen. Um diese Zeit sieht man auch, daß sich kleinere Flüge wieder abzweigen, die nun in den Dörfern, oft dicht unter den Fenstern, den Kletten samen ausklauben. Ja ich habe schon gesehen, daß sie bei Schneegestöber mit den Baumspierlingen vereinigt die in den Gärten ausgestreuten Flachsnoten aufnahmen.

Als Stubenvogel ist der Stieglitz sehr zu empfehlen, denn er entspricht allen Anforderungen. Sein buntes Gefieder, sein heiteres Wesen, seine Zutraulichkeit, sein schmetternder Sang machen ihn uns lieb und wert. Selbst alt eingefangen gewöhnt er sich so an den Käfig, daß er denselben nur ungern verläßt und selbst in Freiheit gesetzt wieder zurückkehrt. So hatte ich einst einen Wildling, der, nachdem er zwei Jahre bei mir gelebt, eines Tages Gelegenheit fand, sich aus dem Staube zu machen. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, um seiner wieder habhaft zu werden, allein vergebens. Als es Abend wurde, flog er in den benachbarten Fichtenwald zur Ruhe. Am andern Morgen, früh vor Sonnenaufgang, saß er auf einer beim Hause stehenden Esche und sang sein Morgenlied aus voller Brust. Dann strich er fort, weit über das Dorf hin. Gegen Mittag aber, als sich der Hunger bei ihm eingestellt, obgleich es draußen Nahrung im Überflusse gab, saß er mit herabhängenden Flügeln auf einem Apfelbaum im Hofe. Jetzt stellte ich seinen Käfig, den er sofort erkannte, auf die unteren Zweige und nach wenigen Augenblicken kehrte er freiwillig in seinen Kerker zurück.

Das beste Futter für den gefangenen Stieglitz ist im Käfige Mohr mit etwas Kanariensamen vermischt. Leinsamen darf im nur im größeren Raume gereicht werden. Zur Zeit der Mauser muß der Käfig fortwährend am Fenster stehen, damit das Federkleid das lebhafte Kolorit wieder erhält.

Seit einigen Jahren hat sich in unserm Waldgebirge ein Vogel angesiedelt, der von alters her ein Liebling der Bergbewohner gewesen ist und der noch heute in einigen Gegenen Deutschlands, wie z. B. am schönen Harz, als Stubenvogel sich allgemeiner Beliebtheit erfreut. Dieser Vogel ist kein anderer als der *Zeisig* (*Fring-spinus*), der kleinste unserer Finken. Aber was ist denn, fragen wir, was diesen kleinen Gast besonderer Auszeichnung und Liebe wert macht? Ist es vielleicht sein farbenprächtiges Gefieder? O nein, ein solches hat ihm nur der Dichter in der Fabel zugesprochen, als Damons kleiner Sohn ihm die Siegespalme reichen wollte. Uebertrifft er vielleicht seine Leibesverwandten, den kräftig schlagenden Edelfinken, den flötenden Hänfling, den schmetternden Stieglitz an Wohllaut der Stimme? Durchaus nicht, er ist nur ein Stümper gegen diese. Um aber weitere Fragen überflüssig zu machen, will ich es gleich verraten. Es ist seine niedliche äußere Erscheinung, sein ewig bewegliches, überaus munteres Wesen, seine anßerordentliche Zutraulichkeit und sein Talent, die übrigen Stubenvögel durch das gute Beispiel seiner Gesangeslust zum Singen zu reizen.

Unter allen Finken hat der *Zeisig* in seinem Betragen mit dem *Stieglize* die größte Ähnlichkeit. „Ungeheure Heiterkeit“ scheint auch bei ihm Lebensregel zu sein. Stillzitzen ist seine Passion nicht. Betrachten wir einmal zur Herbst- oder Winterzeit eine auf einer Erle oder Birke beschäftigte *Zeisig*-schar! Munter und gewandt durchschlüpfen die gelbgrünen Vögel das Gezweig, hängen sich nach Meisenart an die äußersten Zweige und bearbeiten mit dem nadelspitzigen Schnabel die Samenkapseln oder schaukeln sich an dem herabhängenden Geäst. Dabei hört man sie fortwährend locken: Tetterettät, tretät, dideläh, didelih! Vor den Menschen haben die lustigen Scharen durchaus keine Scheu. Wie oft kann ich mich ihnen, wenn sie im Herbst die Kohlstücke meines Gartens besuchen, auf Schrittweite nähern und ihr Treiben beobachten. Selbst im Walde, wo sie oft von den Erlenbäumen zum Boden herabfliegen, um den unten liegenden Samen aufzulesen, kann man ihnen aus nächster Nähe zuschauen. Recht unterhaltend aber sieht es aus, wenn sie zur Tränke fliegen. Jetzt sieht die ganze Schar noch munter zwitschernd im Wipfel. Plötzlich vernimmt einer das leise Geräusch des unten murmelnden



41. Feldlerche. 42. Haidelerche. 43. Haubenlerche.

Kunstdruckt Fr. Eugen Kohler, G. m. b. H., Gera-Uhlenhaut.

Baches. Er fliegt schnell herab, lockt leise sein Tetteretät, dio, didl, die! schon folgen ihm einige nach, ebenfalls lockend; die andern vernehmen es, und bald fliegt die ganze Schar nacheinander hernieder. Indes sind die Erstern schon am Wasser angelangt, schlürfen von einem Steine oder trockenem Aste in langen Zügen den köstlichen Gebirgstrank, fliegen, den übrigen Platz machend, wieder empor, locken, singen, drehen und wenden sich, warten aber so lange, bis alle ihren Durst gelöscht haben und dann gehts mit wogendem, lustigem Fluge wieder über den Wald hinweg.

Wenn einmal der Same der Waldbäume schlecht geraten ist, da sind die Zeisigflüge gezwungen, ihre Nahrung am Erdboden aufzulesen, und sah ich sie dann oft wochenlang täglich auf den mageren Bergweiden erscheinen, wo sie den Samen des Habichtskrauts eifrig aufsuchten. — Zur Sommerzeit nähren sie sich auch von Kerzen, indem sie die Blattläuse nach Art unserer Laubvögel von den Bäumen lesen. Selbst die eben ausgeslogenen Jungen verstehen sich meisterhaft auf dies Geschäft, wie ich in meinem Baumhöfe verschiedentlich beobachten konnte. Als vor einigen Jahren in einem Eichenbestande unsers Waldes der Eichenwickler in unzählbarer Menge auftrat und die Bäume fast vollständig entblätterte, da stellten sich daselbst große Zeisigflüge ein, die der Vermehrung dieses schädlichen Forstkerfs durch massenhafte Vertilgung vorzubeugen suchten.

Wer Vergnügen daran findet, einen Vogel zum Ein- und Ausfliegen zu gewöhnen, dem ist der Zeisig ein geselliger Bursch, dem es am wohlsten ist in „lustiger Kompagnie“. Daher lässt ein Einzelter im Käfig beständig seinen Lockruf ertönen, daher geberdet er sich wie unsinnig, wenn er gewahrt, wie ein Schwarm freier Genossen die Lüfte durchheilt. — Hat man ein Pärchen Zeisige erst einige Wochen in Gefangenschaft vereint gehalten, so kann man dreist einen derselben ins Freie lassen, er wird sich nicht entfernen, vorausgesetzt, daß er nicht seinesgleichen draußen findet. Ich besaß vor einigen Jahren ein allerliebstes Pärchen, beschäftigte mich viel damit und hatte beide in wenigen Tagen so gezähmt, daß sie die Hanfkörner aus einem vorgehaltenen Kästchen nahmen. Jetzt erlaubte ich dem Männchen, ins Freie zu fliegen, stellte aber das Weibchen im Käfige auf die Fensterbank. Als treuer Gatte flog das Männchen keine hundert Schritte fort, hielt sich immer in un-

mittelbarer Nähe meiner Wohnung auf, indem es bald einer Baumkrone zustrich, bald in den Garten zur Erde herabflog, bald auf den schwankenden Reben des Weinstocks sein Liedchen sang, bald wieder zur Begrüßung der Gattin auf den Käfig eilte. Später behielt ich das Weibchen im Zimmer und öffnete nur das Fenster. Unter lustigem Gezwitscher flog der Zeisigmann hinaus und hinein, sodaß meine Freunde sehr erstaunten, wenn, wie ein Deus ex machina, der kleine Sänger am Fenster erschien. Später setzte ich das Weibchen in Freiheit und behielt das Männchen zurück. Das war aber ein schlimmes Ding. Raum war nämlich die Gattin seinen Augen entchwunden, als der Verlassene, vom Abschied gewaltig ergriffen, unaufhörlich im Käfig umhertobte, sich durchs Gitter zwängte und hinauseilte. Leider vergaßen beide in ihrer Herzensfreude — das Wiederkommen.

Ein andermal hatte ich ein Pärchen Zeisige im Fenster stehen, als ein Sturmwind den Käfig hinabschleuderte, die Tür sich öffnete und die beiden Insassen augenblicklich davoneilten. Das Männchen war aber vom Falle etwas betäubt und konnte im nächsten Gebüsch leicht aufgegriffen werden. Am andern Morgen erschien zu meiner Verwunderung das Weibchen wieder am Fenster. Ich öffnete dieses und hineingings mit frohem Licken, gerad auf den Verlassenen zu, der noch immer in Folge des Falles recht traurig dreinsah, jetzt aber wieder eine heitere Miene machte, ob der treuen Ehehälften.

Ein noch schlagenderes Beispiel von der leichten Zähmbarkeit des Zeisigs möge folgende Beobachtung dartun: Es war am 29. Oktober 1867, als vor meinem Fenster bei einem dortstehenden Zeisige ein Wildling erschien und auf der Fensterbank die Mohnkörner aufspikte, die zufällig aus dem Bauer gefallen waren. Während der Vogel auf der Fensterbank saß, gelang es mir, behutsam einen kleinen mit Mohn beforderten Käfig herauszuschieben, welchen der Zeisig sofort einnahm. Jetzt trug ich den Käfig ins Zimmer und behielt den Vogel bis zum folgenden Morgen. Dann stellte ich den Käfig nach draußen, öffnete die Tür, so daß der kleine Guest frei ein- und ausfliegen konnte. Mehrerenmal flog er in den Garten, kehrte aber bald zurück. Um Mittag strich er fort, weit über den Wald hin. Es war vier Uhr nachmittags, als

er zurückkehrte und mit ihm eine Schar von acht Stück. Schon war ich besorgt, diese ungeladenen Gäste würden mir das zutrauliche Tierchen entführen; aber nein, alle flohen ab, mein Zeisig blieb. Gegen Abend nahm ich ihn mit dem Käfige ins Zimmer, ließ ihn aber am folgenden Morgen wieder nach draußen. Um Mittag hatte sich zu ihm ein Freund gesellt, der sich erst mit in den Käfig begab, seinen Hunger stillte und dann abzog. Nun ließ ich ihn täglich nach Gefallen frei ein- und ausfliegen, bis endlich tiefer Schnee den Wald einhüllte. Jetzt fing ich ihn ein, um in besserer Zeit weitere Versuche mit ihm anstellen zu können. Im März hing ich ihn zum erstenmal wieder vor das Fenster. Nach einer Stunde lag der Käfig zehn Schritt vom Hause entfernt. Ein Sperber hatte ihn herabgerissen; ob er sich des Vogels bemächtigt, kann ich nicht sagen, aber er war und blieb spurlos verschwunden.

So wie sich der Zeisig leicht zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen lässt, so bequemt er sich auch leicht zur Fortpflanzung, entweder in größeren Hecken oder auch im Einzelfäfige. Einst hatte ich ein Pärchen beisammen, von denen leider das Weibchen die Untugend an sich hatte, das Ei, sowie es gelegt war, zu verzehren. Ich mußte deshalb genau acht geben, wenn das Weibchen das Nest verließ, nahm das Ei fort und legte es den Kanarienvögeln unter, welche die Jungen leicht aufzogen.

Der jüngste im Gebiete unsers Waldes eingewanderte und ansässig gewordene Vogel aus dem Finkengeschlechte ist der Gïrlitz (Serinus hortulanus). Er ist etwas größer und stärker als der Zeisig und sieht einem gelbgrünen Kanarienvogel ähnlich, hat aber keinen spitzen, sondern einen rundlichen Schnabel, worin er dem Gimpel gleicht.

Um die Ornis des Gebietes mit diesem lebhaften und fleißigen Sänger zu bereichern, bezog der Tierschutzverein in Detmold auf meine Befürwortung anfangs der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zweimal ein Dutzend Gïrlitzpärchen aus Schlesien, wo der Vogel schon im Jahre 1864 als Brutvogel heimisch war. Gegen Ende Mai wurden

die Vögel in Freiheit gesetzt und bereits nach einem Jahre teilte mir ein Freund mit, daß er in der Nähe von Bielefeld zwei Nester des Girlizes gefunden habe. Ob von den hier ausgesetzten Pärchen sich einige nach dort verloren hatten, ließ sich natürlich nicht feststellen. In der Umgegend von Detmold hörte man lange Jahre nichts von dem Verbleib der Girlize, bis im März des Jahres 1906 ein Weibchen am Futterplatze erschien und als unbekannter und seltener Vogel eingefangen wurde. Aber bereits im Mai desselben Jahres wurden drei Nester des Vogels aufgefunden und somit seine Einbürgerung festgestellt.

Der Gesang, welchen das Männchen von der Spitze eines Baumes oder sogar vom Telegraphendrahte unter beständigem Drehen und Wenden des Körpers, hören läßt, besteht aus wohlklangenden Tönen zwischen denen langgezogene Schwirrlaute eingewebt sind. Wer den Gesang einmal gehört hat, vergißt ihn nie wieder. Als ich einst auf meiner Vogelstube zwölf zum Aussetzen bestimmte Paare einige Tage versorgte, sangen gleich am ersten Morgen die Männchen im Chore so anhaltend und laut, daß es den Eindruck machte, als schnurten Spinnräder durcheinander.

Die Nester, welche man hier bislang von dem Vogel gefunden, standen auf Linden, Hainbuchen und Lebensbäumen.

In der Gefangenschaft ist der Girliz ein lieber Vogel, der mit andern Genossen in Friede und Eintracht lebt, fleißig singt und leicht zur Fortpflanzung schreitet. Mit allerhand kleinem Gesäume wie Mohn, Rübsen, Hanf und Glanz ist er leicht zu ernähren und dauert dabei jahrelang aus.

Zu den Fringilliden rechnen wir auch die allbekannten, vielgenannten und vielverkannten Sperlinge, von denen unser Waldgebirge zwei Arten aufzuweisen hat, nämlich den *Hausperling* und *Feldsperling*. Die dritte deutsche Art, den *Steinsperling* (*Fring. petronia*), habe ich hier noch nicht beobachtet.

Der *Hausperling* (*Fring. domestica*) ist als Kulturfreund von jeher des Menschen treuer und ständiger

Begleiter gewesen. Ihm behagt es nur da, wo „näher gerückt ist der Mensch an den Menschen“, oder wo „die beglückende Mutter der Welt“, die holde Ceres, im Kranze der goldenen Uhren einziehet. Im Innern des Waldes, in hoch im Gebirge gelegenen Ortschaften, wo kein Getreide mehr gebaut wird, ist er vergeblich zu suchen. In den gesegneten Fluren der Ebene, wo die reichen Getreidebauern, die Männer der Gegenwart, wie sie Riehl nennt, wohnen, tritt er oft so massenhaft auf, daß er fast zur Landplage wird.

Durch den beständigen Verkehr mit dem Menschen hat er sich einen gewissen Grad von Intelligenz erworben, so daß ihm das Prädikat klug nicht mit Unrecht zugeteilt wird. Der Sperling der Stadt ist gewöhnlich viel schlauer und durchtriebener als der Sperling des Dorfes. Ersterer hat mit viel mehr Sorgen, Verfolgungen, Gefahren, Unbildern und Lebensmühlen zu kämpfen, um sich schlecht und recht durch die Welt zu schlagen, letzterer durchaus nicht. Vermöge seiner durch Erfahrung erlangten Klugheit vertraut er nie blindlings dem Menschen. Er nimmt stets das Gewisse fürs Ungewisse, prüft und überlegt mit Bedacht. Er lernt seinen Feind bald kennen, prägt das Bild der ihm verdächtigen Gestalt genau seinem Gedächtnisse ein, daß er sich bei ihrem Erscheinen gleich drücken kann. Glaubt er sich verfolgt zu sehen, so nimmt er, wenn er eben Deckung hat, nicht sofort das Reißaus. Aus einem sicheren Versteck beobachtet er die Bewegungen des Feindes. Oft reteriert er auf das Dach und streckt nur eben den Kopf über den Rand der First oder des Bordes, um mit seinen schlauen Augen genau zu erforschen, ob ein weiterer Rückzug strategisch geboten erscheine. Aber nicht allein für seine Person ist er beständig auf der Hut; mit durchdringendem Terr, ter, ter! warnt er sofort die andern seines Gelichters, wenn er Verdacht schöpft. Bei den Sperlingscharen, die im Sommer unsere Kirschbäume plündern, unsere Getreidefelder zehnten, befindet sich immer ein alter Spatzenpatriarch, der vielleicht, wie der unberühmte König von Yvetot Vater seiner Untertanen war, mit Recht Vater der ganzen Bande ist und als solcher auch das Schutzamt ausübt. Dieser alte Schlauberger steht immer auf der Wacht und stößt alle Augenblick in die Lärmtrumpe, wenn er nur eben Verdächtiges ahnt oder merkt. Überhaupt befundet der Sperling gegen seinesgleichen

eine große Liebe. Er ist durchaus nicht neidisch, zärtlich, bissig. Ist es einem Glückskinde einmal gelungen, einen guten Bissen auszukundschaften, hat er einen Weizenacker, einen Kirschbaum entdeckt, hat er einen Eingang zum Kornboden gefunden, so ist es seine Weise nicht, allein von der Frucht der Hesperiden zu kosten; er teilt großmütig seinen Kameraden den kostlichen Fund mit, und bald wimmelt es aller Orten von schmausenden Gästen. Nur zur Zeit der Liebe entstehen unter den konkurrierenden Spatzenvätern und Spatzenjünglingen manchmal arge Kämpfe, bei welchen es aber mehr Geschrei wie Wolle resp. Federn gibt. Oft fallen ihrer sechs Mann hoch über eine verlangende Spatzen dame her und balgen sich mit herabhängenden Flügeln und aufgedunsem Gefieder um die Holde am Boden, daß der Staub hoch aufwirbelt. Die Spatzen sind überhaupt sehr liebesbedürftige Leutchen und im Genuss der Liebe geradezu unverschämmt und unersättlich.

Schon früh im Jahre, oft im März, sieht man die alten Spatzenväter zum Neste tragen. In der Auswahl der Materialien sind sie nicht eigen. Ellenlange Strohhalme, Heu, Wolle, Papierschnitzeln, Federn u. s. w., werden unterm Dache, in Mauerlöchern, hinter Fensterläden, in Schwalbennester und in Baumhöhlen leicht und lose übereinander geschichtet. Die Mulde ist mit einer Unmasse von Federn sehr weich ausgepolstert und oft nach oben durch eine Kuppel überwölbt. Einmal fiel es in unserm Dorfe einem gewiß schon bejahrten und durchtriebenen Sperlingspaare ein, sich auf dem höchsten Ast eines alten Birnbaumes anzusiedeln. Zu dem Zwecke errichtete es daselbst aus unvermeidlichen Strohhalmen und ähnlichen Stoffen ein oben mit einer Kuppel versehenes Nest, natürlich von so massiver Struktur, daß man weithin die ellenlangen Halme daran flattern sah. Hier gerierte sich der Sperlingsmann als „der Edelste seines Geschlechts“ und saß oft stundenlang in voller Behäbigkeit vor seinem Luftschlosse, auf die schablonenmäßige Arbeit seiner Brüder mit stolzer Verachtung herabschauend. — In einer am Waldesaume liegenden Försterwohnung beobachtete ich jüngst ein Sperlingspaar, welches sich in einem Starenkasten ansiedeln wollte. Die Stare machten indes kurzen Prozeß und setzten die zudringlichen Gäste an die Luft. Letzteren war aber der Ort sehr lieb geworden, konnten sie doch alle Tage bei Fütterung der Hühner die

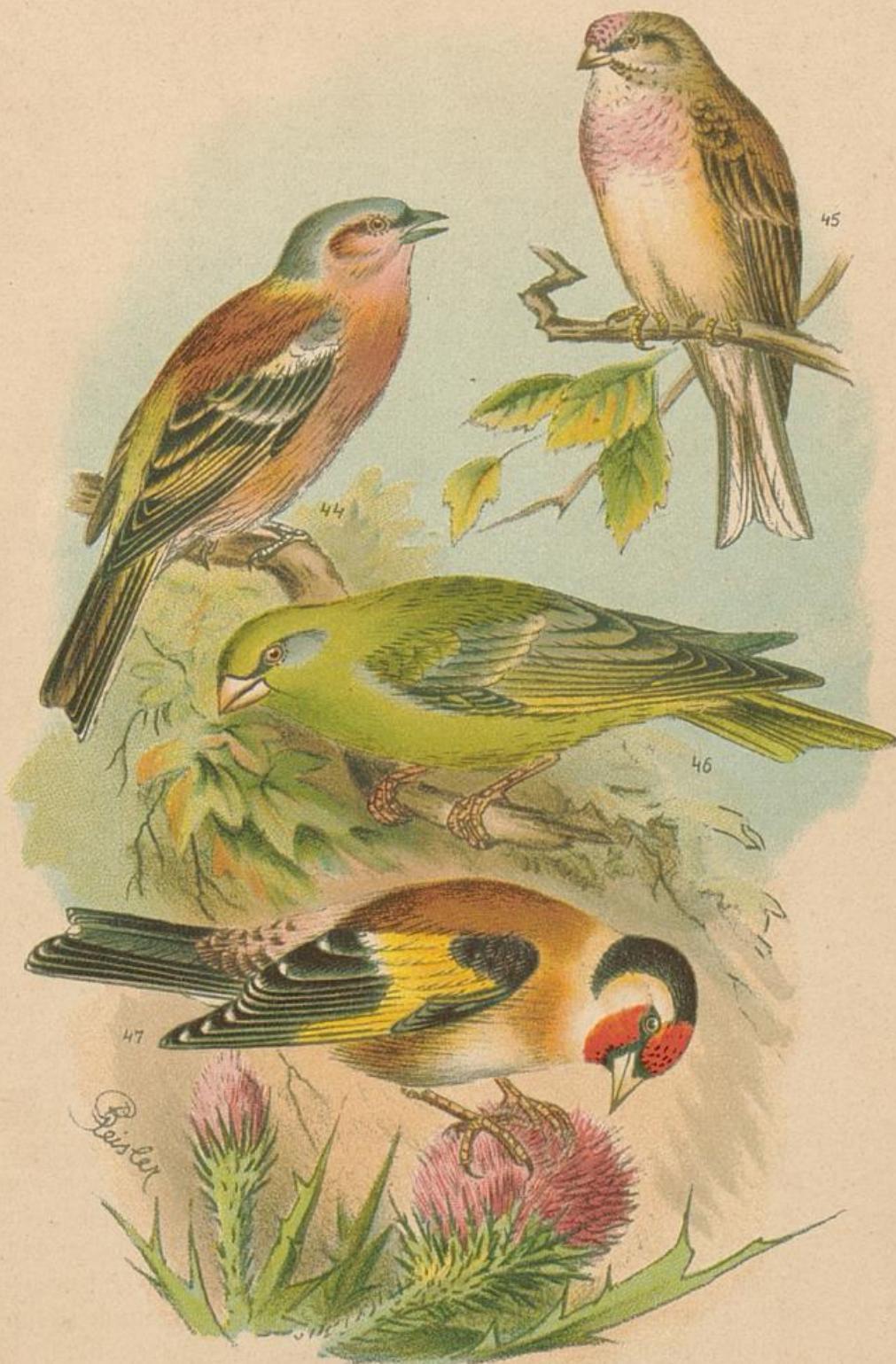
Haferkörner mit auflesen helfen. Da sich aber am ganzen Hause kein passender Ort der Niederlassung für sie fand, so siedelten sie sich im Wipfel einer Fichte an und bauten hier ein ringsum geschlossenes, nur an der Seite mit einem Eingange versehenes Nest. — In einem neben meinem Fenster hängenden Starenkasten nistete einst ein Sperlingspaar, unter dessen Kindern sich eins befand, welches ganz verkümmerte Flügel hatte und eines Morgens, fortwährend nach Futter schreiend, im Garten lag. Ob die Alten das unglückliche Geschöpf nach Spartaner Weise ausgesetzt hatten, kann ich nicht sagen, nur so viel weiß ich, daß es von ihnen, sobald es das Nest verlassen hatte, nicht mehr gefüttert wurde und des Hungertodes starb.

Daß der Sperling sehr gern ein Schwalbennest zum Nestbau annexiert, ist bekannt, ebenso bekannt ist aber auch die wunderbare Mär, wie sich ein in seinen Eigentumsrechten verletztes Schwalbenpaar zu rächen suche, indem es nämlich einfach den Eingang zum Neste, wenn der Sperling sich darin breit mache, vermauere. Das klingt allerdings recht ergötzlich, ist nach Brehm noch nicht bestätigt, nach Giebel eine lächerliche Schnurre und gehört meines Erachtens in die naturgeschichtliche Rumpelfammer. Der Sperling, ein füthner, mit starkem Schnabel versehener Vogel, soll es dulden, daß man ihn, einer gefallenen Priesterin der Vesta gleich, lebendig begrabe! Das finde ich sehr ungereimt. Die Sache ist nach meiner Beobachtung einfach diese: Sobald der Sperling, bei zufälliger Abwesenheit der Schwalbe, ein Schwalbennest gefunden, dessen Eingang so weit ist, daß er hineinschlüpfen kann, streckt er seinen dicken Kopf zur Tür hinaus und macht nun mit seinem Schilp, schilp, schilp, schilp! seiner Geliebten das freudige Ereignis kund. Die Schwalben, wenn sie heimkehrend ihr mit Mühe erbautes Haus besetzt finden, erheben ein durchdringendes Geschrei, als wenn ein Raubvogel in Sicht ist und stürmen fortwährend dem Neste zu. Die Nachbarn, durch den Lärm herbeigelockt, schließen sich ihnen an und stürmen und flattern nun gemeinsam auf den Bösewicht los. Solange aber der Sperling seinen Kopf zur Tür hinausstreckt, wagt es keine Schwalbe in das Neste zu dringen, denn die Kraft des Sperlingsschnabels ist hinreichend, ihr blutige Wunden zu verzeihen. Wenn der Sperling sich in

sein geraubtes Heiligtum zurückgezogen hat, häkeln sich die Schwalben auch am Neste fest, fliegen aber sofort ab, wenn der Sperlingskopf zum Vorschein kommt. Daz die Schwalben, wenn der Sperling das Nesträumt hat, dem übergroßen Eingange wieder die normale Weite zu geben suchen, ist allerdings richtig, tut doch auch die Spechtmeise dasselbe; solange aber der Sperling im Neste sitzt, hüten sie sich sorgfältig. Zudem dauert der Versuch der Schwalben, das Nestr wieder zu erobern, nur ein oder zwei Tage, darnach weichen sie dem Stärkeren.

Wo man den Sperling schont und mit Freundlichkeit und Zutrauen ihm entgegenkommt, schließt er sich bald dem Menschen an und vergnügt durch seine Unabhängigkeit mehr als jeder andere Vogel. In meiner Nachbarschaft lebte einst ein Sperlingspaar, welches täglich mehrere Male von der Hausschlur durch die Stubentür spazierte und unter dem Tische die Brotsamen auflas. Ein anderes Vöglein hatte mein Freund, der Oberverwalter Hausmann zu Breda, so gezähmt, daß es bei dem Rufe: Hänschen! sofort vom Hofe durchs Fenster in die Stube flog und die servierten Mehlwürmer verzehrte. Später brachte dies Vöglein sogar eine Schar von sechs hoffnungsvollen Sprößlingen mit, die sich eines Morgens, in Reih und Glied auf der Fensterbank sitzend, dem freundlichen Wirt präsentierten.

Soll ich schließlich noch das so oft ventilerte Thema „über den Nutzen und Schaden des Sperlings“ aufs Tapet bringen? Ich tue es der Vollständigkeit wegen. Es ist eine anerkaunte Tatsache, daß der Sperling sich den größten Teil des Jahres von Getreide ernährt, und daß die zu ungeheuren Schwärmen vereinigten Jungen unter Führung der Alten an den Getreidefeldern, hauptsächlich an Wintergerste, Weizen und Hafer oft die empfindlichsten Verwüstungen anrichten. Ja, in Sperlingsreichen Gegenden ist es geradezu unmöglich, Wintergerste zu bauen, weil sich, der frühen Reife wegen, alle Sperlinge der benachbarten Ortschaften dabei einstellen, und allen Nachstellungen und ausgestellten Scheusalen zum Trotz ganze Breiten total ruinieren. Daz er auch Kirschbäume plündert, Erbsenbeete heimsucht, Weintrauben liebt, ist nach meinem Dafürhalten nur ein Brennussschwert in die Wagschale, womit er gewogen wird.



44. Fink. 45. Hänfling. 46. Grünling. 47. Distelfink.

Vom Mai bis in den Juli hinein, fast ein Vierteljahr hindurch, nährt er sich ausschließlich von Kerzen, und sucht diese nach Art der Meisen durch Anhäufen von den äußersten Spitzen der Bäume, fängt selbst Maikäfer aus der Luft und vertilgt die verschiedensten Baumraupen, wie die des Knospen durchbohrenden Frostnachtspanners und des Baumweizlings. Ja vor einigen Jahren fand ich den Sperling in kleinen Flügen mitten in einem vom Eichenwickler heimgesuchten Eichenbestande, mehr als zwei Kilometer weit vom Dorfe, wo er herrlich und in Freuden lebte. Freilich bot ihm der Wald, der mit großem Dorngebüsch als Unterholz versehen war, die beliebten Schutz- und Schlupfwinkel, in welche er sich beim Erscheinen seines Todfeindes, des Sperbers, zurückziehen konnte.

Wodurch sich der Sperling aber noch sehr verhaft macht, ist, daß er zu den ärgsten Nestverwüstern gehört, der nicht nur vom Schwalbenneste Besitz ergreift, sondern auch unsfern beliebten Hausfreunden, den Rotschwänzen, Meisen, Fliegenfängern, ja selbst dem Stare die Brutkästen streitig macht. So brütete einst ein Trauerfliegenfänger in meinem Baumhöfe auf vier lichtblauen Eiern. Da erschien eines Tages ein Haussperlingsmann, vertrieb das brütende Weibchen, warf ein Ei zur Tür hinaus und setzte sich dann laut schirpend auf das Sprunghölzchen. Nach einer Viertelstunde war er wieder da und saß auf dem Kasten. Ich schoß ihn herab. Noch war keine Viertelstunde vergangen und ein anderer Sperlingsmann hatte sich im Eingange des Kastens aufgepflanzt, umzettet von den unglücklichen Trauerfliegenfängern. Auch er mußte seine Zudringlichkeit mit dem Leben büßen.

Seitdem dulde ich durchaus keine Haussperlinge mehr in der Umgebung meines Hauses, denn diese frechen Gesellen vertreiben alle anderen Höhlenbrüter, ja sie werden durch ihre Dreistigkeit, durch ihr ewiges Lamentieren, selbst größeren Vögeln, wie den Staren, lästig. Ich habe es sattsam erfahren, daß dort, wo man dem Sperlinge die Rechte der Niederlassung einräumte, alle andern ungleich nützlicheren Vögel verschwanden und erst wiederkehrten, nachdem die Störenfriede abgetan waren.

Soll ich nun mein Endurteil über den Sperling abgeben, so kann ich eine unbedingte Schonung durchaus nicht befürworten, möchte jedoch auch nicht einen Vertilzungskrieg gegen ihn in Szene gesetzt sehen. Das Beste für den Landwirt ist es, man macht es wie mein Nachbar zur Rechten, der den Sperling als zu seiner Ökonomie gehörend betrachtet, ihn nach Herzenslust schalten und walten läßt, dagegen die feisten Jungen, soviel er ihrer habhaft werden kann, für die Küche verwendet. Da der Sperling aber, dem Fuchs gleich, trotz allen Nachstellungen nicht auszurotten ist, so bleibt für das nächste Jahr immer noch Anzucht genug, wenn auch der Winter mit seinen Gefahren noch ihrer viele hinwegraffen sollte.

Die Zahl der Feinde des Sperlings ist sehr groß. Der schlimmste und schlaueste bleibt aber der Sperber, der schon im Herbst, wenn die Scharen noch draußen in den Feldhecken ihr Wesen treiben, Tag für Tag 1—2 Stück erbeutet und den Winter hindurch in Dorf und Stadt seine Überfälle fortsetzt und so, ohne daß der Mensch nötig hätte in die Speichen des Schöpfungsrades einzugreifen, das natürliche Gleichgewicht wieder hergestellt wird.

Wir kommen nun zur kleinen Ausgabe des Sperlings, zum Feldsperlinge (*Fring. montana*), bei uns unter dem Namen Baumsperrling bekannt.

Der Feldsperling ist viel zierlicher gebaut als sein etwas plump geratener Vetter. Auch seine Zeichnung ist lebhafter und der rotbraune Kopf, die weißen Wangen mit schwarzem Fleck, die schwarze Bartzeichnung der Kehle, geben ihm ein feckes Aussehen. Er trägt das Gefieder immer schmuck und knapp, schnellt den Schwanz fortwährend aufwärts und ist überhaupt viel regssamer und lebendiger als der Haussperling.

Zur Brutzeit und an den heiteren Herbstmorgen läßt der Feldsperling manchmal eine Art von Gesang hören, ein sanftes Stimmgewirr, worin die Töne blui, bli, dem, bilg deutlich zu

unterscheiden sind. Wenn mehrere Sänger vereint auf einem Baume sitzen und ihre Stimme erschallen lassen, so gibt es ein faulderwelsches Durcheinander, das aber einen recht gemütlichen Anstrich hat. Beim Aufstiegen loft er bilg, bilg, teret! Töne, die an das Lachen des Zeisigs erinnern und von diesem oft beantwortet werden.

Der Aufenthaltsort unsers Vogels ist zwar der Wald, hauptsächlich dessen Ränder oder große Baumpflanzungen, Viehtriften, die mit Kopfweiden bepflanzt sind, natürlich darf es ihm nicht an passenden Nisthöhlen mangeln. Doch fand ich den Vogel schon mitten in der Stadt, wo er über dem Stubenfenster in einem Balken sein Nest angelegt hatte. Dieser Fall beweist wieder, daß selbst die reinen Waldvögel, wenn es an Brutstätten mangelt, auch die Nähe der Menschen aufsuchen, von ihrer ursprünglichen Lebensweise abweichen und sich mit der Kultur befreunden lernen. Sonderbarerweise will es mir nicht gelingen, den Vogel in meinem Baumhofe zur Ansiedlung zu bringen, obgleich er eine halbe Stunde von hier Brutkästen bewohnt. Schon im Herbst findet er sich in Menge bei meinem Hause ein, sitzt auf den Starenkästen am Hause, schlüpft ein und aus, trägt sogar Federn zum Winterquartier hinein, singt und zwitschert daselbst nach Herzenslust, ganz wie im Frühlinge bei seiner Bruthöhle. Er bleibt den Winter hindurch hier, aber nur, um die verschiedenen Brutkästen zur warmen und sicherer Schlafstelle zu benutzen. Die Vögelchen halten treu zusammen und schlafen gemeinsam. Alle Abend, ehe sie sich zur Ruhe begeben, hört man sie vor den Kästen lärmend und streiten, da sich immer neue Eindringlinge herzudrängen, die aber abgeschlagen werden und in den dichten Hainbuchenhecken übernachten müssen. Dies Leben dauert bis zum Frühjahr, wo sich alle nach und nach verlieren, ein Zeichen, daß es ihnen bei uns noch nicht an natürlichen Nisthöhlen gebracht.

Im vorigen Winter befand sich unter den bei mir einquartierten Feldsperlingen, den regelmäßigen Gästen meines Futterplatzes, ein Vögelchen, welches durch seine gegenseitige Zuneigung, durch sein inniges Zusammenhalten selbst in kalter Winterzeit mein Interesse in hohem Grade zu fesseln wußte. Ich konnte den ganzen Tag dies Vögelchen beobachten und hatte

immer meine Freude daran. Wenn das eine fraß, fraß auch das andere, flog das eine fort, folgte das andere nach. Einst bei sieben Grad Kälte und tiefem Schnee saßen sie dicht aneinander gedrängt zusammen, dem scharfen Ostwinde den Rücken zugewandt, während sich dicht neben ihnen die übrigen Gäste lärmend umhertrieben. Bald darauf sah ich sie auf der nahen Hecke, durch einen mächtigen Schneeballen vor dem Winde geschützt, dicht aneinander geschmiegt zusammensitzen. Auch dann, wenn sie in der zahlreichen Gesellschaft ihr Futter suchen, fand ich sie leicht heraus, da sie sich immer neben einander hielten. Offen gestanden, ist mir unter den deutschen Vögeln ein treueres Vogelpärchen, die echten Unzertrennlichen, noch nicht vorgekommen.

Die Nahrung hat er mit dem Haussperlinge gemeinsam, ist ein eifriger Kerbtierjäger, der hauptsächlich den Maikäfern nachstellt und auch in den Gärten die verschiedensten Unkrautgesäume auff sucht. Töbt der Winter durch die Gefilde, so findet er sich in Gesellschaft des Haussperlings auf den Gehöften ein und fliegt mit in Stallungen, in Kornshöber und auf die Böden.

In einem Gesellschaftsbauer darf er nicht fehlen, da er mit Hirse, Mohn, Hafergrütze und Weißbrot leicht zu ernähren ist.

X. Kernbeißerartige Vögel (Loxiadae).

Echte Samenvögel mit kegelförmig zugespitztem Schnabel, die ihren Jungen die Nahrung erweicht im Kropfe zutragen, sind die zur Gruppe der Kernbeißer gehörenden Arten. Sie sind ausschließlich Wald- und Gebirgsvögel, die nur auf der Streife in die Obstgärten, Baumplantagen, Anlagen und Gärten der Ebene kommen und ihre Nahrung meist von Bäumen und Sträuchern lesen. Ihr Naturgesang besteht aus einem Gemengsel verschiedener knurrender, kreischender, zirpende und flötender Töne, die in dem Chorus der echten Waldsänger verschwinden und nur vom Kenner beachtet werden. Die Gruppe ist nicht sehr artenreich und wird in unserem Walde durch folgende Vögel repräsentiert: der Kernbeißer, der Gimpel, der Kreuzschnabel.

Sobald in den Walddörfern die saftigen Früchte der Kirschbäume herangereift sind, naht sich aus den benachbarten Buchenbeständen eine eigentümlich gebildete Vogelschar, die mit ihrem kolossal Schnabel, an einem kolossal Kopfe, die Kirschkerne so geschickt aufzuknacken vermag, wie ein Nussknacker die Haselnüsse. Die sonderbaren Vögel sind Kirschkernebeißer (*Loxia coccothraustes*), bei uns Kirschbäcker, plattdeutsch Käspernbäcker genannt.

Wenn eben im Osten der junge Tag heraufstieg, nahen sie sich still und geräuschlos ihrer opulenten Tafel, verbergen sich geschickt in den laubigen Kronen, bringen eine Kirsche zwischen die Riesenzange ihres Schnabels, lassen das abgeschälte Fleisch der zarten Frucht gleichgültig zu Boden fallen, und bald hört man hier und da ein lautes Knacks der auffringenden Steine. Befinden sich vielleicht noch einige Gelbschnäbel in der Schar, so sind diese freilich tölpelhaft genug, mit einem beständigen Schirk, schirk! die Gegenwart der räuberischen Bande zu verraten, welche, falls man ihr freie Hand lassen

würde, in wenigen Tagen tabula rasa gemacht hätte. Natürlich ruft man solchen Plünderern kein freundliches Willkommen! zu, sondern läßt gegen sie die Mordinstrumente spielen. Viele der jungen Kirschendiebe müssen hier ihr Leben lassen, während die alten Rädelshörner, die immer Deckung suchen, selten getroffen werden. Leider bedecken bei der Kirschvogeljagd, eigentlich nur eine noble Passion der Sonntagsjäger, auch viele andere Vögel das Schlachtfeld, wie z. B. Schwarzanseln, Singdrosseln, Pirole, Stare, Plattmönche u. s. w.

Würdigen wir den Kirschfernbeißer einer genaueren Be- trachtung, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß derselbe, trotz seines plumpen Schnabels und ungeschlachten Kopfes ein schöner Vogel ist. Besonders ist das alte Männchen mit sammetschwarzer Kehle, gelbbraunen Wangen und schokolade- farbenem Rücken von angenehmer Zeichnung. Auch die Jungen, bei denen überall die hellgelbe Farbe vorherrschend ist, sind hübsch gezeichnet.

Wie schon oben bemerkt, ist der Vogel äußerst vorsichtiger Natur und so scheu, daß er dem Menschen durchaus nicht traut und schon abzieht, wenn er ihn nur zu Gesicht bekommt. Mit seinesgleichen lebt er außer der Brutzeit in Frieden und Freundschaft und nur unter Gefangenen kommt es bisweilen zu argen Fehden. So setzte ich zu einem Weibchen einst ein frisch gefangenes Männchen. Sowie ich den Vogel hineinbrachte, fiel das Weibchen darüber her und biß ihm auch sofort ein Bein ab. Vor seinen Schnabelhieben muß man sich sehr in acht nehmen, denn er kneift so scharf, daß es sofort Blut setzt. Im Mai, wo das Männchen von einer Baumspitze sein aus schirpenden und knirrenden Tönen bestehendes Lied herableiert, ist es so in daselbe vertieft, daß man es in der Nähe beobachten kann. Auch auf dem Neste, welches meist niedrig auf den untersten Zweigen der Buchen dicht am Stämme steht, hält das brütende Weibchen sehr lange aus, fliegt erst, wenn man an den Baum schlägt, mit dem häßlichen Lockton, der wie siks, siks! klingt, davon, einem nahen Baume zu, betrachtet flüchtig den Störenfried und streicht dann schweigend in den tiefen Wald.

Sobald die Jungen groß genug sind, um weitere Ausflüge zu unternehmen, begeben sie sich unter Führung der

Alten, von denen jeder die Hälfte der Kinderzahl leitet, in die Gärten, Felder und Baumhöfe der Waldöster. In den Gärten plündern sie Erbsenbeete, ruinieren in kurzer Zeit die Braun- und Weißkohl-Saaten; auf den Feldern hausen sie in Rübsen- und Rapsstücken. Da die Braunkohlsaat oft nahe am Hause steht, besuchen sie diese nur in der frühesten Morgenstunde. Merkwürdig ist, mit welcher Sicherheit sie die in den Waldungen eingesprengt stehenden Kirschbäume aufzufinden wissen.

Einst fiel ein alter Kirschbicker in Gesellschaft von drei hoffnungsvollen Sprößlingen auf einige in meinem Garten stehende Saatrüben. Als ich ihre fatale Anwesenheit bemerkte, war bereits der größte Teil der Schoten ausgelaubt. Am andern Morgen, als es noch finster war, steckte ich eine derbe Leimrute an den Samen und erwartete nun im Zimmer die Ankunft der kleinen Bande. Als es eben dämmerte, hörte ich im Baumhöfe das Lachen der Jungen und sah auch schon das Männchen vor meinem Fenster vorbei in den Garten streichen, wo es sofort gefangen war. Die Jungen machten sich eiligt aus dem Staube. Nach einigen Stunden waren sie wieder im Baumhöfe, flogen, beständig nach Futter schreiend, von einem Baume zum andern. Jetzt stellte ich den Käfig, hinter dessen Eisengittern der Ernährer gefangen saß, in den Garten, und nach kurzer Zeit umflatterte ihn die bittelnde Schar. Gegen Mittag konnten alle drei die Gefangenschaft mit dem Vater teilen, der sie auch redlich bis zu ihrer Selbstständigkeit ernährte. Als Käfigvogel ist ein wildgefangener Kernbeißer nicht zu empfehlen, viel zahmer, angenehmer und liebenswürdiger ist der aufgefütterte, an welchem man schon seine Freude haben kann.

Im Winter durchstreifen oft ungeheure Flüge von Kirschkernbeißern unser Waldgebirge, die von Buchnüssen, Schlehen, Müllerbeeren, Erlensamen, Vogelbeeren u. s. w. ihr Leben fristen. Einzelne sah ich auch schon um diese Zeit in den Baumhöfen am Erdboden nach Zwetschensteinen suchen.

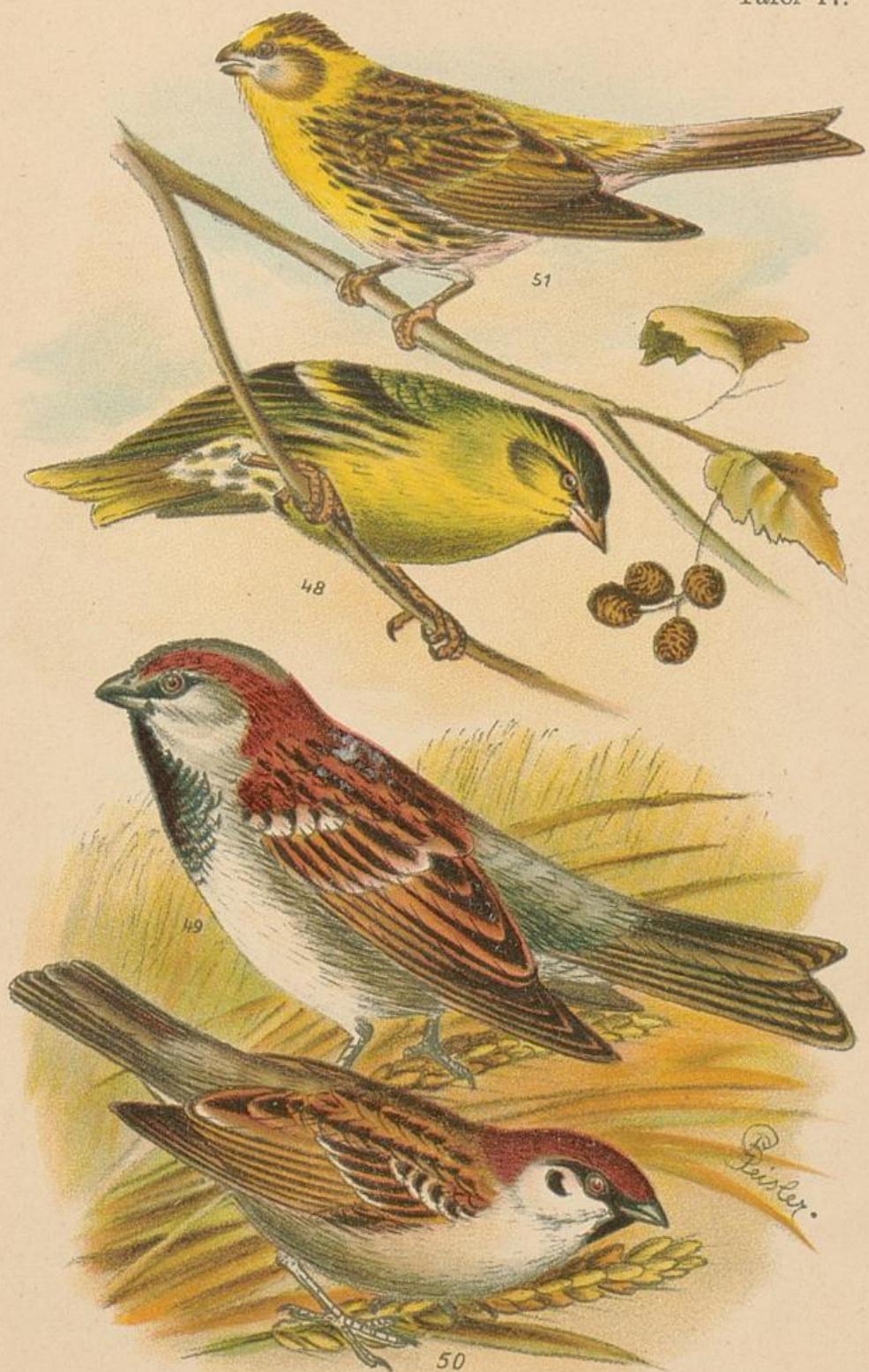
Die sehr nahe Verwandtschaft unsers Kirschkernbeißers mit dem nordamerikanischen Kardinal zeigt sich nicht nur an dem mächtigen kegelförmigen Schnabel, sondern auch an dem widerwärtigen Lockton, den beide Vögel, zum großen Ver-

druß ihrer Pfleger, nur allzu häufig ertönen lassen, so daß wir die Klagen Bechsteins über ersteren und Brehms über letzteren nur gerechtfertigt finden. Einst flog ein Kernbeißerpärchen über meinen Garten hin, als ihm aus der Voliere der Lockton meines roten Kardinals entgegenschallte. Sofort ließen sich die Vögel im Baumhofe nieder. Der rote Vetter schien ihr Interesse im hohen Grade zu erregen, denn sie belugten ihn unter fortwährendem Locken und Näherhüpfen lange Zeit. Auch dem Kardinal schien der Besuch recht erwünscht zu sein, denn er stand dicht am Gitter, sprang hin und her und schnellte den Schwanz bald rechts bald links. Als ich näher trat, suchten die scheuen Wildlinge eiligt das Weite, beantworteten aber noch aus der Ferne die Lockrufe des Kardinals.

Der zweite Vogel aus unserer Kernbeißergruppe ist der von allen Waldbewohnern geliebte Rotgimpel oder Dompfaffe (*Loxia pyrrhula*), plattdeutsch Dummpape genannt. Das alte Männchen ist von ausgezeichneter Schönheit und kann mit Recht jedem farbenprächtigen Dickschnäbler fremder Länder als völlig ebenbürtig zur Seite gestellt werden. Eine weitere Beschreibung desselben glaube schon deswegen umgehen zu können, weil der Vogel sich überall der ausgedehntesten Bekanntschaft erfreut.

Durch seine Arglosigkeit und Gutmütigkeit läßt er den Beobachter auch immer sehr nahe kommen und nur da, wo er durch wiederholte Nachstellungen gewizigt, den Menschen als seinen Feind kennen gelernt hat, weicht er ihm scheu aus.

Sobald im Mai die Hecken und Gebüsche ihr grünes Laubgewand angelegt haben, erwählen sich die einzelnen Pärchen ihr Brutrevier. Junge Hainungen von Buchen, Eichen oder Fichten, in deren Nähe ein klarer Gebirgsbach über glatte Kiesel hüpfst, gehören zu den bevorzugten Plätzen. Doch nisten sie auch in den Gärten der Walddörfer, oft nahe



48. Zeisig. 49. Haussperling. 50. Feldsperling. 51. Girlitz.

bei den menschlichen Wohnungen. Wie sehr sie an dem einmal erwählten Brutplatze hängen und sich selbst durch üble Erlebnisse nicht immer aus dem einmal liebgewonnenen Daheim vertreiben lassen, bewiesen mir einst zwei Gimpelpärchen, die in unmittelbarer Nähe meines Hauses, das eine zur rechten und das andere zur linken Hand, sich häuslich niederließen.

Das Nest des ersten Pärchens stand drei Fuß hoch vom Boden auf einem etwas aus der Hecke hervorragenden Zweige eines dichtbelaubten Hainbuchenbusches und dieser Umstand ließ gleich von vornherein das Schlimmste befürchten, umso mehr da täglich Kühe und Ziegen an der Hecke vorbei passierten. Und richtig, nachdem die Eier etwa acht Tage bebrütet waren, fand ich sie eines Tages zerbrochen am Boden liegen, indes der Busch fast ganz vom Laube entblößt, d. h. kahl gefressen war. Nach anderthalb Wochen hatte das Pärchen ein neues Nest gegründet, welches nur fünf Schritt vom vorigen entfernt stand und zwar tief in einem dichten Weißdornbusche.

Das Nest des zweiten Pärchens stand zuerst in einem über einen Fuhrweg hängenden Hainbuchenbusche. Während sonst der Gimpel die Waldeinsamkeit liebt, siedelte er sich hier in einer frequenten Straße dicht neben Häusern an, wo täglich schwere Holzwagen vorbeirollten und sonst mancherlei Störungen durch Kinder, Katzen u. s. w. vorfielen. Als die Jungen halbwüchsig waren, fand ich das Nest plötzlich leer und allem Anschein nach durch Katzen ausgeraubt. Nach kurzer Zeit schritt das Elternpaar zur neuen Brut und baute nur wenige Fuß vom vorigen Nistorte ein anderes Nest tief in ein dichtes Weißdorngebüsch und zog hier glücklich drei Jungen groß. — — Einst fand ich ein Nest im Walde in den Wurzelsfasern einer auf einem vorüberhängenden Felsen stehenden Buche, eine Örtlichkeit, die sonst nur der Zaunkönig zur Anlage seines Moospalastes benutzt. Beide Eltern beteiligen sich an der Aufzucht der Jungen, fliegen aber nicht immer gemeinsam nach Nahrung aus, obwohl sie sonst gar treu zusammenhalten, was ich aus folgender Beobachtung schließe: Vor meiner Tür erschien zur Sommerszeit ein Gimpelmännchen neben einem dort im Käfig stehenden Weibchen und fraß begierig die ihm freigebig gespendeten Hanf- und Glanzkörner. Am anderen Tage kam es wieder, ehe ich das Weibchen hin-

ausgesetzt, und ließ sich die Körner gut schmecken. Es flog fort, kehrte zurück und so ging es abwechselnd den ganzen Tag. Da es auch am dritten Tage erschien, vermutete ich, es müsse in der Nähe sein Nest haben und würde, wenn die Jungen der Brutwärme nicht mehr bedürften, mit seinem Weibchen zur Tafel erscheinen. Aber es kam immer nur allein. Da eines Tages brachte es ein bereits ausgeslogenes Junge mit. Nach einigen Stunden kamen noch zwei Stück, und dann erst erschien die Mutter. Hieraus erhellt deutlich, daß die beiden Alten immer getrennt ihren Berufsgeschäften nachgegangen sein müssen. Auch scheint es, daß, wie bei den Kirschernbeißern, einige Junge sich dem Vater, andere der Mutter zugesellen, denn nur höchst selten erblicke ich bei den meinen Gartenbesuchenden, eben dem Neste entflohenen Jungen beide Eltern; es ist immer nur eins, entweder der Vater oder die Mutter dabei.

Die Nahrung des Gimpels besteht den größten Teil des Jahres hindurch aus den verschiedensten Beerenarten, von denen er immer nur nach Kernbeißer Art die Samenkerne verzehrt und das Fleisch zerbissen bei Seite wirft. Die Vogelbeeren bleiben stets seine Lieblingsspeise und er besucht einen mit den roten Beeren prangenden Baum so lange, bis derselbe vollständig geleert ist. Ehe die Vogelbeeren reifen, findet er auf den mit Heidelbeeren bewachsenen Schlägen der Wälder Nahrung die Fülle. Um diese Zeit sind ihm die Schnabelwinkel förmlich blau gefärbt. Im Frühlinge jedoch, da wird sein Treiben in den Obstgärten sehr verdrießlich, denn er zerbeißt die Blütenknospen der Pflaumen und Apfelbäume, der Stachelbeeren u. s. w. Die Gartenbesitzer suchen ihn auf jede Art und Weise zu verscheuchen und schießen den arglosen Vogel oft zu Dutzenden kaltblütig nieder. Der arme Gimpel! Zehn Monate hat er, ohne sich weiterer Eingriffe in die menschliche Wirtschaft schuldig zu machen, sich ehrlich durchgeschlagen und nun, wo der Mangel ihn zwingt, sich eine kurze Zeit von Knospen zu nähren, muß er es mit dem Leben büßen.

Die in einigen Gegenden Deutschlands herrschende Sitte, den Gimpel zum Erlernen von Melodien oder Lieder abzurichten, kommt in unserm Walde selten vor. Man findet wohl hin und wieder einen Fußbekleidungskünstler, der von seinem dreibeinigen Lederbocke herab einem jungen Gimpel

das beliebte: Heil dir im Siegeskranz! oder den unvermeidlichen „alten Dessauer“ vorpfeift und uns mit verschmißtem Gesichte die fabelhafte Fassungsgabe seines Schülers auszumalen weiß, aber trotzdem nur einen Stümper heranbildet. Freilich eurzieren auch hier wunderbare Geschichten von „gelehrten Gimpeln,“ die zwei oder drei Stückchen correct pfeifen konnten und später für enorme Summen an reiche Liebhaber verkauft wurden, sich aber in den glänzenden Glockenbauern und der Salonsluft so unglücklich fühlten, daß sie in ein hartnäckiges Schweigen verfielen und vor Traurigkeit den Weg alles Fleisches gingen. Übrigens kann ich mich für das eingepackte Musikstück eines Gimpels auch eben nicht begeistern. Der flötenartige Ton ist zwar rein und klingt ungemein sanft, aber das beständige Einerlei ermüdet und langweilt. Da ist mir das Karrenschieberstückchen, das man von ihm im freien Walde hört, doch zehnmal lieber.

Der Fang des Gimpels ist mit keinerlei Schwierigkeit verknüpft, wenn man nur einen Lockvogel hat. Zu diesem eignen sich aber nur Wildfänge, da dem Aufgezogenen der sanfte Flötenton fehlt. Er geht ohne weitere Umstände in jede Falle, in Meisenkästen, Schlagneze, selbst in geöffnete Vogelfäische, wenn er nur Vogelbeeren oder sonst ein Lieblingsfutter darin findet. Wenn er im Frühlinge den Knospen nachgeht, kann man ihn selbst mit einer an einer Stange befestigten Leimrute herabziehen, auf welche Weise ich einst 5 Stück nacheinander fing. Selbst durch üble Erfahrungen wird er selten abgeschreckt. So stand einst vor meinem Fenster ein mit Vogelbeeren beförderter Meisenkästen. Durch einen Lockvogel herbeigezogen erschien ein Weibchen, sah die roten Beeren, trat auf das Stellholz, der Deckel fiel, aber so, daß noch ein Zwischenraum blieb, wodurch der Vogel wieder entkam. Jetzt stellte ich die Falle aufs neue. Nach 5 Minuten kehrte der Vogel zurück, sah die verführischen Beeren, ließ sich nochmal betören und ward gefangen.

Auch zum Ein- und Ausfliegen läßt sich der Gimpel gewöhnen. Es war im September 1866, als ich einen im selbigen Jahre aufgefütterten Gimpel in Freiheit setzte. Er machte jedoch durchaus keine Anstalt, die Umgebung meiner Wohnung zu verlassen, flog im Garten umher, naschte an Beeren und Kräutern, durchstrich den Baumhof und holte fast ständig seine Hauptnahrung aus einem am Fenster offenstehenden Käfige,

in dem einige meiner draußen frei umherfliegenden Kanarienvögel gefüttert wurden. Bei Nacht hielt er seine Ruhe in einer dichten Hainbuchenlaube. Ungefähr drei Wochen erfreute er mich durch seine Anhänglichkeit und Zutraulichkeit, da war er plötzlich verschwunden. Als am 21. November des selben Jahres Berg und Tal tief eingeschneit waren, da erschien der bereits Todgeglaupte wieder im Garten bei einem dort hängenden Lockgimpel. Ich erkannte ihn sofort wieder an seinem sonderbaren Lockton, der mit dem Lockton eines wilden Gimpeis durchaus keine Ähnlichkeit hatte und dem Tone glich, wie ihn die jungen Gimpeis hören lassen, fing ihn ein und steckte ihn in den großen Gesellschaftsbauer. Mit wahrer Gier fiel er über den Futtertrog her, alle übrigen Genossen mit heiserer Stimme davon verscheuchend. Nach 3 Tagen öffnete ich die Pforten des Gefängnisses. Er wollte jedoch meine Wohnung nicht verlassen, blieb stets am Fenster und flog erst abends, als es bereits dunkel war, fort, um sich am andern Morgen zeitig wieder einzustellen. Von nun an kam er regelmäßig dreimal zur Fensterbank, dort seine ihm servierte Mahlzeit haltend. Darauf verschwand er wieder auf 12 Tage im nahen Walde.

Von jetzt an wurde er noch zutraulicher als zuvor. Wenn kaum der Tag dämmerte, ließ er schon am Fenster seinen Lockton hören, der, merkwürdiger Weise, von Tag zu Tage dem Lockton eines in der Wildnis aufgewachsenen Gimpeis ähnlicher wurde. Im Januar des folgenden Jahres brachte er eines Morgens eine Gesellschafterin mit. Diese Sirene aber besaß mehr Anziehungskraft für ihn, als der immer reich gedeckte Tisch seines Wirtes; er zog mit ihr fort — und ist bis heute noch nicht wieder zurückgekehrt.

Im Winter erscheint in unserm Walde eine Varietät des Gimpeis, die man den nordischen Gimpeis nennt, durch seine Größe, die der des Kirschernbeißers nicht nachgibt und sein prächtiges Rot ausgezeichnet. Ich habe erst zwei Exemplare dieses Vogels in Gefangenschaft gehabt, ein Männchen und ein Weibchen. Diese Nordländer locken gewöhnlich nicht so sanft, als unsere hiesigen Gimpeis, wodurch man sie draußen sofort unterscheiden kann.

Rennst du den Nadelwald den finstern mit den reckenhafsten Baumgestalten, deren Zweige mit den Wolfenbällen spielen? Gewiß hast du schon zur Sommerzeit auf seinem weichen Moosteppiche ein Stündchen der Ruhe gepflegt, wenn aus dem Tal herauf des Waldbachs Brausen drang und über dir ein Rauschen durch die Wipfel flog, das wie fernes Glockenläuten wunderbar dein Ohr berührte. Zu ihm möcht' ich dich führen in einer Zeit, wo die Natur von den Fesseln des Winters umfangen anscheinend tot, starr, regungslos daliegt, wo der Bach sein Brausen eingestellt und die Wipfel unter der Last des Schnees ächzen. Alles ist still um uns her und eine Fülle des Friedens ringsum ausgegossen. Das einzige Leben, das dir entgegen tritt, sind einige winzige Vögelchen, Goldhähnchen genannt, die mit leisem Siri, Siri! die beschneiten Zweige durchschlüpfen. Horch! — da ertönen laute Stimmen aus der Ferne! Göp, Göp, gip, gip! ruft es aus verschiedenen Kehlen, immer näher und näher kommend. Kreuzschnäbel (*Loxiae curvirostrae*) sind es, des Waldes deutschen Papageien, die in großen Flügen vereint die dunklen Nadelforsten durchwandern, um dem Samen der Fichtenzapfen, ihrer Lieblingsfost, nachzugehen. Diese eigentümlichen Vögel zu beobachten ist uns das Glück oft günstig, wenn sie sich gerade am Waldesrande auf den mit Fichtenzapfen förmlich beladenen Wipfeln niederlassen. Wie emsig die Schaar ihrem Geschäfte obliegt, daß der Schnee alle Augenblicke in kleinen Wolken die Luft durchstäubt. Meist sind sie still. Jetzt ruft einer sein Gip, gip! ein zweiter antwortet, dann rufen alle, dann ist's wieder still. Jetzt schleppt einer mühsam einen Zapfen auf einen Zweig des nächsten Baumes, bricht und zimmert an demselben, daß die Flugblättchen herunterwirbeln. Ein anderer setzt sich auf die Spitze der höchsten Fichte, dreht sich einmal im Halbkreise herum und läßt dann ein sonderbares an den Zeifiggesang erinnerndes Stimmgewirr hören. Plötzlich bricht die ganze Schaar in ein unisones Göp, göp, göp! aus. Das hat etwas zu bedeuten. Es soll uns bald klar werden. Ein Nachzügler, der vorhin „den Zug verpaßt“ durchzieht, sein ängstliches Gefühl des Alleinseins laut ausrufend, die Lüfte und findet sich wieder bei der Schaar ein.

Ein eben so schöner Anblick ist es, wenn die Kreuzschnäbel zur Tränke fliegen. Dies geschieht freilich nur, wenn die Erde

bloß ist, im Winter stillen die hitzigen Vögel ihren Durst am Schnee. Ich habe mehrmals auf meinen Waldgängen das Vergnügen gehabt, sie am Wasser beobachten zu können. Von den Wipfeln der Fichten steigt die Schaar in kleineren Absätzen immer tiefer herab. Die rot oder gelbrot gefiederten Vögel heben sich prächtig auf dem dunklen Nadelgrün, während die einfach graubraunen, meist jungen Vögel, mehr in den Hintergrund treten. Auf einem im Wasser liegenden Steine oder Äste, wenn beide eben aus dem Wasserpiegel hervorragen, lassen sie sich abwechselnd nieder, schlürfen in zwei oder drei Zügen den kühlenden Trank und fliegen dann wieder zu den andern Genossen. Erst wenn die ganze Gesellschaft ihren Durst gestillt hat und alle wieder auf dem Baume angelangt sind, bläst einer sein Gip, gip, gip! zum Aufbruch, erhebt sich, und im raschen, fördernden Fluge zieht die gesellige Schaar in das Waldeinnere zurück.

Der Kreuzschnabel ist wie der Gimpel ein gutmütiger Bursch, der als echter Waldbewohner den Menschen und sein Treiben nicht beachtet und deshalb auch nicht kennt. Als ich einmal durch den Wald spazierte, flog vor mir ein Kreuzschnabel auf und setzte sich auf den trockenen Wipfel einer mittelhohen Buche, die einsam am Wege stand, sang sein Schnurrliedchen und war so mit sich beschäftigt, daß er mein Rufen und Händeklatschen gar nicht vernahm. Jetzt nahm ich einen Stein und schleuderte ihn durch die Äste. Der Vogel sang ruhig weiter. Jetzt flog ein Stein dicht neben ihm vorbei. Er sah ihm nach, sang dann weiter. Erst als ich mit einem Stabe gegen den Baum schlug, wie Moses gegen den Fels der Wüste, da strich der Sänger fort.

Die hauptsächlichste Nahrung des Kreuzschnabels bleibt immer der Same der Nadelbäume, doch vertilgt er im Sommer auch verschiedene Kerfe. Sobald der Eichenwickler (*Tortrix viridana*) in unsren Wäldern erscheint, kann man mit Sicherheit auf ein zahlreiches Erscheinen von Kreuzschnabelflügen rechnen und verrimmt man dann den ganzen Tag ihr Göp, göp, göp! Sobald aber die Wickler ausgefrochen sind und nun in den Frühstunden des Sommerabends schon zu Hunderten die Eichen umschweben, da ziehen die Kreuzschnäbel fort, ein Zeichen, daß sie das vollkommene Insekt nicht lieben. Auch

nach Blattläusen sind sie in manchen Jahren sehr begierig. So war es am 1. Juli 1866, als plötzlich die Obstbäume meines Gartens durch einen Trupp Kreuzschnäbel belebt wurden. Ich erkannte sie bald der Zigeuner bewegliche Schar, die sich nach Meisenart an die äußersten Spitzen der Zweige häkelte und dieselben nach Blattläusen absuchte. Freilich war ihr Leben und Treiben hierbei kein so anziehendes, wie es eine auf einem Fichtenbaum beschäftigte Schar „Krinitzer“ bietet. Zum Singen schien kein Glied der Bande aufgelegt zu sein, ein Zeichen, daß Mangel und Not ihren sonst so frohen Sinn gebannt hielten. Nahrung schien ihnen dagegen Alles zu sein und sie setzten beim Auffinden derselben so sehr ihre Sicherheit aufs Spiel, daß es mir ein Leichtes war, durch Belegen mit einer an einem langen Stocke befestigten Leimrute mehrere Exemplare einzufangen, die ich, in Ermangelung des Hanfs, längere Zeit mit Rübsamen und Weißbrot ernährte. Die freien Brüder aber besuchten noch 3 Wochen lang täglich meinen Baumhof, verhielten sich in den Kronen der Bäume so still, wie eine Schar firschenstehlender Kernbeißer und ließen nur beim Fortstreichen ihr lautes Göp, göp! hören. Als ich später meine Gefangenen wieder in Freiheit setzte, wollte einer derselben durchaus nicht weichen. Stundenlang umflog er unter beständigem Locken meine Wohnung, kam sogar mehrere Male wieder zu seinem Futtertroge zurück, den ich, mit Weißbrot gefüllt, unter einem Baume aufstellte. Während er in vielen Gegenden Deutschlands, wie am Harze, in Thüringen, am Erzgebirge, sich als Stubenvogel des größten Beifalls, der ungeteiltesten Liebe erfreut, besonders von den vogelliebenden harzer Bergleuten in kleinen, enggeflochtenen Drahtkäfigen gehalten wird, ist er im Teutoburger Walde kaum dem Namen nach bekannt und alle die schönen sinnigen Sagen, mit denen jene poesiereichen Gebirgsleute das Leben ihres Krinitzers auszschmücken, wird man hier vergeblich suchen.

Was den Kreuzschnabel aber noch ganz besonders interessant macht, ist die Tatsache, daß er selbst in den rauhen Wintertagen hoch in den schneebedeckten Fichtenkronen sein Nest baut, brütet und auch seine Jungen aufzieht.

Im März des Jahres 1889 wurde in unserm Walde im Tale der Silbermühle beim Fällen hoher Fichten das erste

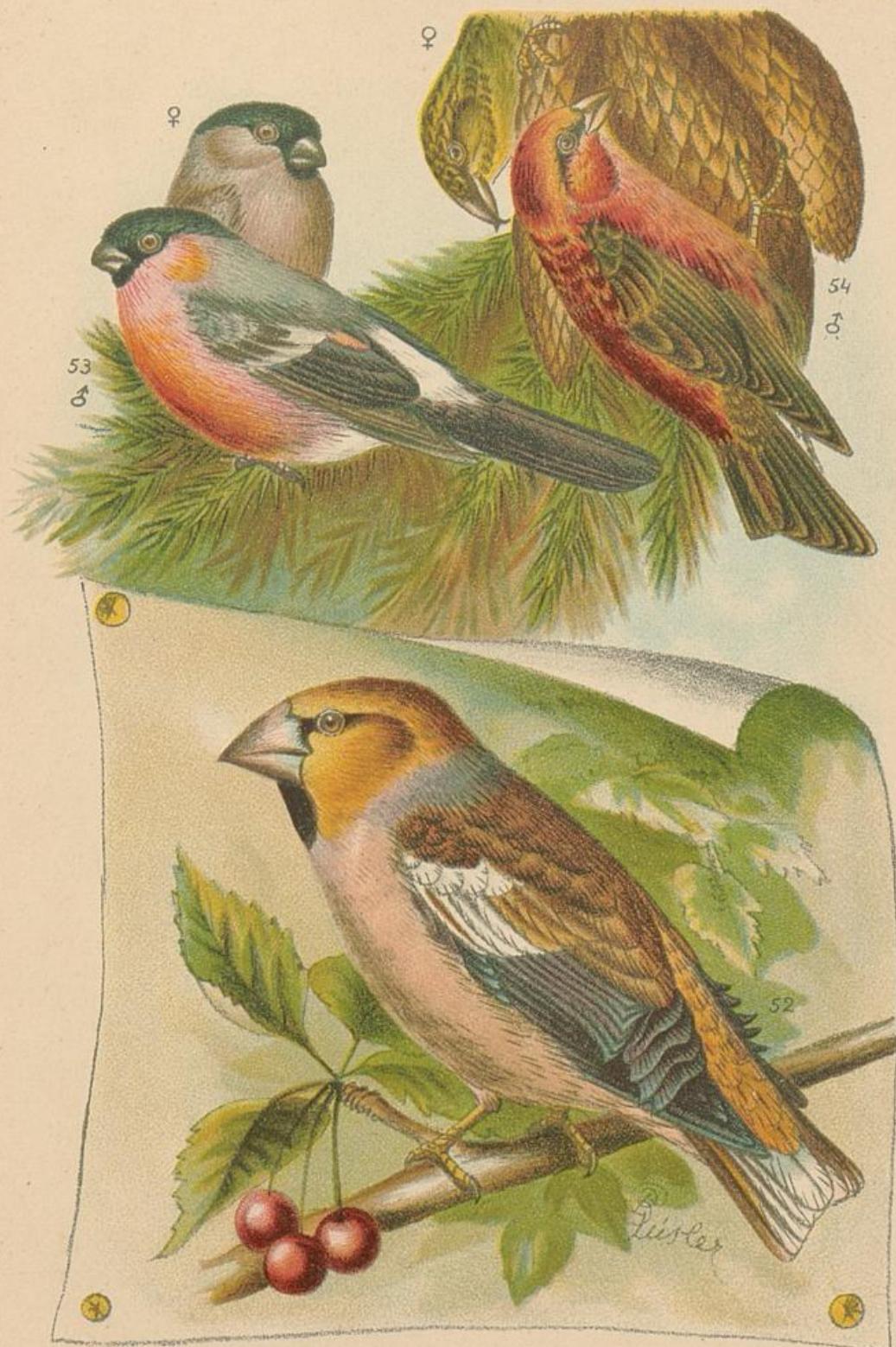
Nest des Kreuzschnabels gefunden, welches 2 Jungs enthielt. Die Vögel sahen aus wie junge Grünlinge, hatten gerade Schnäbel, waren aber durch den Sturz arg beschädigt und gingen bald ein. Da sie nicht zu präparieren waren, wurden sie in Spiritus gesetzt und mit dem Neste dem Museum in Detmold zugeführt.

Ich habe ihn beständig unter meinen Stubenvögeln, wo er sich bei Hanf, Mohn und Weißbrod und täglich ein bis zwei Fichtenzapfen zum Ausklauben, sehr gut hält.

XI. Sänger (Sylviadae).

In der Natur, die, wie unser Schiller sagt, „unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit ist“, sprudelt der Brunnen der Poesie nirgend reichlicher, als im Gesange unserer leichtbeschwingten Freunde. Was wäre der Lenz mit seinen Wonnen, mit den rauschenden Wäldern und wogenden Saaten, mit den farbenprächtigen Blumenteppichen, den sonnigen Halden und üppigen Fluren, wenn nicht überall die Jubellieder der lustberauschten Sänger erschallten? Sie erst sind es, die in die starren Formen Geist und Leben gießen und deren seelenvolle Weisen erst in unsren Herzen den wahren Frühling heraufzaubern.

Der Gesang ist es, der den Vogel hoch über alle übrigen Geschöpfe erhebt, da nur ihm allein diese Himmelsgabe zu teil geworden ist. Der Gesang ist es, der ihn dem Herrn der Schöpfung näher rückt und ihn zu dessen erklärtem Freunde und Lieblinge macht. Überall finden wir daher diesen „Bringer



52. Kernbeisser. 53. Dompfaff. 54. Kreuzschnabel.

Kunstanstalt F. Eugen Köhler, G.m. b.H., Gera-Unterhaupt.

der Lust" unter des Menschen treuer Obhut. Nicht nur in den Palästen der Reichen und Vornehmen dieser Welt hat man ihm ein Plätzchen eingeräumt, nein, auch dort, wo die Zufriedenheit aus niedern Fenstern lacht, ertönen seine lieblichen Weisen.

Die Gruppe unserer Sänger rekrutiert sich aus der großen Familie der Kerbtierjäger, jener überaus nützlichen Vögel, deren Wirksamkeit in dem Haushalte der Natur von hervorragender Bedeutung ist. Wir finden in unserm Walde 27 verschiedene Arten der Sänger, eine recht stattliche Zahl, mit denen „Herr Frühling“ schon ein Konzert zu geben vermag, erblicken wir darunter doch die talentvollsten Künstler, die ersten Meister und Meisterinnen des großen deutschen Waldorchesters. Ich gedenke dieselben in folgender Ordnung dem freundlichen Leser vorzuführen: Nachtigall, Rotkehlchen, Hauss- und Baumrotschwanz, weiße, graue und gelbe Bachstelze, Amsel, Sing- und Misteldrossel, Pirol, Staar, Wasserstaar, Stein-, Strauch-, Wiesen schmäzer, Mönch, Garten-, Klapper-, Dorngrasmücke, Fitis, kleiner und schwirrender Laubvogel, Bastardnachtigall, Sumpfschilfänger, Baunkönig und Braunelle.

Getreu dem Satze: Ehre dem Ehre gebührt! müssen wir der Nachtigall (*Luscinia vera*) als der edelsten ihres Geschlechts, die erste Stelle einräumen. Hoch erhaben über allen Sängern der uns bekannten Vogelwelt, von der vielgerühmten Spott-drossel Nordamerikas an bis zum Glöckner von Guinea, steht unsere Nachtigall da. Ihr Lied ist das Hohe-Lied der Lieder, sie selbst die Königin unter den Sängerinnen. Alle edlen Gefühle, alle ernsten Gedanken und heiligen Empfindungen verkörpert sie in ihrem göttlichen Liede. Bald vernehmen wir darin die Klagen der Sehnsucht, die Ausbrüche des Schmerzes, den ganzen Jammer eines gequälten Menschenherzens; bald die Jubelflänge des Glücks, der seligen Freude, der kindlichen Lust; bald die Entzückungsrufe der treuen Liebe, der keuschen Minne, „davon nur Gott im Himmel weiß.“ Ja in diesem Gesange ruht jene geheimnisvolle Macht, die das Rohe und Gemeine bändigt und auch jene Herzen zu rühren vermag, die diese schöne Gotteswelt für ein Jammertal, für einen Pfuhl der Sünde und des Lasters halten.

Von wunderbarer Schönheit ist der Nachtgesang der Nachtigall. Eine Mainacht, durchströmt von den balsamischen Düften der taubeträufsten Fluren, erhellt von dem Flammenscheine entfernter Gewitter, durchrauscht von den schmetternden Wettgesängen in höchster Lieb und Lust erglühter Nachtigallen, ist mir immer eine „Festnacht der Götter.“ Wie gern lauschte ich den feierlichen Hymnen stets in der Stille einer Pfingstnacht; wie oft fand ich Erquickung und Trost bei der in grüner Einsamkeit schlagenden Nachtigall; wie aber beseligt und entzückten mich ihre gefühlvollen Strophen in jenen unvergeßlichen Tagen, von denen Robert Pruz singt:

Schöne Zeit, da unsre Pulse schäumen
Nach der Einen, die uns Alles ist,
Wo das Herz in wonnevollen Träumen
Erd und Menschen und sich selbst vergißt.

Unser Waldgebirge beherbergt die herrliche Sängerin nur in den Vorhölzern. In den höher gelegenen Ortschaften, wie in meinem inmitten des Waldes liegenden früheren Wohnorte (330 m überm Meere) erscheint sie nur im Frühlinge, singt einige Tage und verschwindet wieder. Nach den Zeugnissen älterer Leute soll sie vor 70 Jahren hier auch gebrütet haben, ist aber durch das viele herumstrolchende Raubgesindel der Katzen, Wiesel, Füchse, Iltisse, Sperber, Bürger und wie sie alle heißen mögen, gänzlich ausgerottet. Ein Versuch meinerseits, sie durch in anderen Gegenden eingefangene und hier in Freiheit gesetzte wieder einzuführen, ist leider fehlgeschlagen.

Vater Bechstein meint, die Nachsänger unter den Nachtigallen liebten die Berge und kämen in den Ebenen nicht vor, und wenn sie vorkämen, hätten sie sich nur verflogen. Man findet aber überall, an den Bergen sowohl wie in den Ebenen, Nachsänger und ebenso auch wieder Tagsänger, die Örtlichkeit bringt keinen Unterschied, findet man doch auch einen anderen Nachsänger, die Heidelerche, nicht nur im Gebirge, sondern auch in den Heideflächen der Ebene.

Die Zeit der Ankunft der Nachtigall fällt bei uns gewöhnlich in das letzte Drittel des Aprils, wenn der Weißdorn seine grünen Blätter treibt; eine Einzelne hörte ich einst schon am 17. April. Die Hauptgesangszeit fällt in den Blütenmond. Wenn es erst gilt, einem im künstlich gebildeten Neste liegenden Häuflein zarter Sprößlinge Nahrung, Reinlichkeit und Schutz angedeihen zu lassen, da wird der Gesang nach und nach eingestellt. Nur selten noch entringen sich der Kehle einige gebrochene Strophen, bis endlich, zur Zeit der Sonnenwende, der frohe Liedermund gänzlich verstummt. Einst vernahm ich aber noch am 6. August den Nachtigallenschlag an einem Orte, wo sich sonst nie eine gezeigt hatte. Der Vogel sang noch mit einem Feuer und Eifer, als wäre es im Mai. Ob dies schon ein junger Vogel war, kann ich nicht behaupten, da ich es nicht übers Herz bringen konnte, ihn zum Opfer der Wissenschaft zu machen.

Es ist eine nur zu betrübende Erscheinung, daß grade die Nachtigall von Jahr zu Jahr seltener wird. Ich kenne Gegenden, in welchen sie vor Jahrzehnten noch sehr häufig war, die aber heute, und besonders zur schönsten Zeit des Jahres, still und traurig daliegen. Der Grund hiervon ist leicht zu finden, er liegt nur in der Veränderung des Terrains. Immer mehr lichten sich unsere Gehölze, immer mehr werden Hecken und Gebüsche beseitigt, Bäume abgehauen und der Vogel findet keinen Schutz und keine Nahrung mehr. Was Wunder, wenn er da seiner Heimat Valet sagt?

Wollen wir also der gänzlichen Ausrottung dieses Meistersängers vorbeugen, so müssen wir ihm vor allem erst sichere Brutplätze bieten und dies sind eben mit dichtem Gebüsch und Strauchwerk, hauptsächlich Dornesträuch, bewachsene Plätze an Wäldern und Hainen, in Gärten und Anlagen. Findet sich in der Nähe ein Bach oder Fluß, so wird er um so lieber daselbst Wohnung nehmen.

Eine sonderbare Verwechslung besteht bei uns in Bezug auf das Nest und Eier der Nachtigall, indem man vielfach das moosige Nest der *Heckenbraunelle* (*Accentor modularis*) mit den schönen grünblauen Eiern als der Nachtigall zugehörig ansieht. Die Nachtigall baut ihr Nest wohlversteckt von trocknen Blättern und dünnen Halmen in dichte,

mit Gras durchwachsene Büsche, oft auch in hohe Grasbüschel und legt eigentlich gefärbte, grünlich graubraune Eier.

Ein anderer lieblicher Sänger, dessen Zutraulichkeit und Liebenswürdigkeit unsere Teilnahme in demselben Maße erregt, wie sein einfacher aber ungemein wohlklingender Gesang, ist das Rotkehlchen (*Sylvia rubecula*), hier Rotbrüschchen genannt.

Wenn an den heiteren Abenden des Frühlings die letzten Streifen des Spätnrots verglüht sind, wenn in den einsamen Fichtenbeständen des Gebirges die letzten Töne der Amseln und Drosseln verhallt sind, da klingt es noch gleich feinen Silberglöckchen aus dem tiefen Waldesdunkel. Das sind unsers Rotkehlchens süße Abendlieder, deren Innigkeit und Zartheit die Seele des Naturfreundes mit einem wunderbaren Frieden übertauen. Und wenn dann später das Mondlicht golden durch die Blätter fließt, wenn aus den Schluchten und Gründen die schauerliche Musik des Waldfauzes erschallt, auch da vernehmen wir noch von Zeit zu Zeit Strophen aus den Rotkehlchenpsalmen. Freilich fehlt ihnen das Feuer der Begeisterung, die Kraft und Stärke des vollständigen Liedes, es sind nur Traumgesänge, kurze Serenaden, die der liebesselige Vogel im Schlaf seiner Erkorenen darbringt. Raum ist aber die Mitternacht gewichen, kaum verkündet ein schwacher Schein im Osten die Ankunft des jungen Tages, da ist unser Rotkehlchen schon wieder in voller Gesangstätigkeit, weil es im Waldesdickicht der erste Vogel ist, der den Tag begrüßt. Ich las einmal — man verzeihe diese kleine Abschweifung — in einem Unterhaltungsblatte eine Skala über das Erwachen unserer Waldvögel, worin der Fink als derjenige genannt wird, dessen Schlag zuerst die Hallen des Waldes durchtöne. Das hat wieder ein Stubengelehrter der Welt vorgeschwätz, dacht ich, der auch einmal einen Morgenspaziergang unternahm und nicht weiß, daß der Fink in der Vogelwelt ein eben so

großer Langeschläfer ist, wie er unter den Menschenkindern. Nach meinen Beobachtungen eröffnet zuerst die Heidelerche den Reigen, dann folgt die Feldlerche, die Wachtel, das Rotkehlchen, der Waldrotschwanz, der Zaunkönig, der Baumpieper, die Amsel, die Singdrossel, der Kuckuck, der Trauerfliegenfänger, der Fink, der Häher, die Ringeltaube.

Doch zurück zu unserm Rotkehlchen. — Sobald im März zie jungen Frühlingslüste „aus Südens schönen Auen“ wehen, findet sich dasselbe wieder auf seinem Brutplatze ein. Freilich ist's im Walde noch trist und unwirtlich, doch die Fichtenbestände bieten hinlänglich Schutz, am offenen Gebirgsbache gibts auch Nahrung und in den Walddörfern fehlt beides nicht. Gerade hier verweilt es noch einige Wochen, singt vor dem Fenster des Landmanns seine Lenzgesänge, fliegt an den Hecken und Zäunen entlang, begrüßt uns, wenn wir morgens aus der Tür treten, mit einem graziösen Knixen und nimmt sogar vor unseren Augen die Mehlwürmer auf, die wir ihm freigiebig spenden. Selbst im Walde finden wir ostmals einige Rotkehlchen, die sich durch eine bewunderungswerte Zutraulichkeit auszeichnen. So durchwandelte ich einen großen Nadelwald, als ich auf ein Rotkehlchen stieß, dem ich mich auf einige Schritt nähern konnte, welches auf einen niedern Zweig flog und mich treuherzig anschautete. Ich betrachtete mir das liebe deutsche Waldkind, und da ich gerade in einer Blechschachtel einige Mehlwürmer bei mir trug, warf ich ihm einen hin. Sowie der Wurm sich am Boden krümmte, neigte es das Köpfchen niederwärts, betrachtete den fetten Bissen, schwang sich herab, ergriff ihn und verschlang ihn hastig. Einen zweiten, dritten und vierten nahm es ebenfalls, da war mein kleiner Vorrat erschöpft. Ähnliche Beobachtungen habe ich mehrfach gemacht.

Die Jungen mit dem gelbgespenkelten Federkleide sind allerliebste Geschöpfe und werden auch im Zimmer leicht zahm. Ein heute von mir gefangenes Rotkehlchen erfreute mich schon am andern Tag seiner Gefangenschaft durch seine zarten Weisen. Als dasselbe später unter eine Anzahl anderer Vögel gebracht ward und mit diesen im Zimmer frei umherflog, wurde aus dem anscheinend frommen und liebenswürdigen Tierchen ein Bösewicht erster Klasse, welcher einem Kanarienhähnchen den Kopf blutig zerhackte, so daß dieses bald verendete.

Sehr häufig treffen wir das Rotkehlchen am Wasser, wo es einen frischen Trunk oder ein kühnendes Bad nimmt. Einmal sah ich sogar, wie es sich im tauigen Grase badete, indem es sich förmlich hineinlegte, wie ins Wasser, mit den Flügeln schlug und sein Gefieder auf diese Weise tüchtig durchnässte.

Zur Winterszeit bleiben immer einige Rotkehlchen in der Heimat zurück, die sich von allerhand Beeren, hauptsächlich von Holunder- und Vogelbeeren nähren, aber auch die giftigen Beeren des Seidelbastes verzehren. Später, wenn die Kälte eintritt, suchen sie die offenen Bäche und Quellen auf, sind aber diese erst mit Eis bedeckt, da kommen sie in die Nähe der Häuser, durchsuchen Stallungen, Scheunen und Schuppen. Ja ich war sogar Zeuge, daß ein Rotkehlchen täglich in einer im Walde liegenden Mühle erschien, dort alle Ecken und Winkel durchstöberte und sich um das ohrenbetäubende Geflapper des Betriebswerks gar nicht bekümmerte.

Sehr gern kehrt das Rotkehlchen, wenn man es längere Zeit im Zimmer unterhalten hat und dann in Freiheit setzt, in das liebgewordene Heim zurück, jedoch nur zur Winterzeit. Die rührende Geschichte aber von einem in Freiheit gesetzten Rotkehlchen, welches im Winter sogar sein Weibchen mitbrachte, dürfte in das Gebiet der Fabel gerechnet werden.

Gar manches Rotkehlchen, welches im Winter in unsfern Häusern Schutz sucht, wird eingefangen, geht aber gewöhnlich an verkehrter Behandlung zu Grunde. In den ersten Tagen reiche man ihm Mehlwürmer und Ameisenereier, letztere mit Milch angefeuchtet und gehe dann zum gewöhnlichen Stubenfutter, Weißbrot mit Fleischresten und geriebenen Möhren, über. Später nimmt es mit allem fürlieb, was auf den Tisch kommt. Wo keine Katzen sind, lasse man es frei im Zimmer umherschliegen, weil es sich dann leichter eingewöhnt und länger ausdauert.

An das Rotkehlchen reihen wir die Rotschwänze von welchen der *Hausrrotschwanz* (*Ruticilla atra*), hier *Rostert* genannt, der der bekannteste ist.

Was ist das für ein Vogel, welcher, wenn man mal etwas lange in der Kneipe gesessen hat, schon so früh von dem Dache herabsingt? fragte mich einst ein jovialer Zechbruder? — Denun, wer sollte es anders sein, als unser Hausrotschwanz, der schon lange vor Tagesanbruch, wenn das Nachtgevögel noch nicht wieder in seine Schlupfwinkel zurückgekehrt ist, seine einfache Weise, worin er viele Töne mit Anstrengung hervorzuquetschen scheint, herableiert. Es ist ein äußerst beweglicher, tätiger und auch eben nicht scheuer Vogel, der sich in Städten und Dörfern findet, hier gern hohe Gebäude wie Kirchen, Schlösser, Türme usw. bevorzugt, aber auch im Walde sein Quartier auffschlägt, wenn er nur Felsen und Steinbrüche vorfindet. Bald lebt er einem Fliegenfänger gleich nur von schwebenden Käfern; bald treibt er sich wie ein Rotkehlchen an den Hecken herum, um Gewürm zu erhaschen; bald fliegt er, einem Steinschmäzer gleich, von Fels zu Fels, von Klippe zu Klippe. Sehr gern besucht er das Innere der Gebäude, besonders wenn solche unbewohnt sind, sehen wir ihn des Sountags ja wohl einmal während des Gottesdienstes die Hallen der Kirche durchfliegen, wodurch die Andacht des sich für die Vogelwelt interessierenden Auditoriums auf eine sehr harte Probe gestellt wird.

Der Vogel hat ein äußerst hitziges, ja ich möchte sagen, zankfüchtiges Naturell, denn den ganzen Tag treibt und jagt er sich mit seinesgleichen oder mit anderen Vögeln umher. Selbst das Weibchen wird von den brünnstigen Männchen unter lautem Gezeter durch Busch und Baum getrieben, bis es sich endlich dem stürmischen Liebhaber ergeben muß.

Es gibt unter unseren Sängern keinen fleißigeren, als den Rotschwanz. Schon im März, wo er sich nach 5 Monate langer Abwesenheit wieder bei uns einstellt, lässt er sein Lied erschallen und dann geht es auch den ganzen Sommer hindurch bis zur Mitte des Oktobers weiter. Wenn vom August bis Oktober fast aller Vogelgesang erloschen ist, da lauschen wir noch gerne dem wunderlich girlenden und frächezenden Leiersmann, da er jetzt allein unsren bescheidenen Ansprüchen gerecht zu werden versteht.

Zur Brutstätte wählt er bald Mauerlöcher, bald Felspalten und auch gern Brutkästen, die aber ein sehr weites Flugloch haben müssen. Übrigens weiß er sich in die ört-

lichen Verhältnisse schon zu schicken, und mehr als einmal fand ich sein Nest auf den Kapitellen der Säulen in Kirchen, ein andermal über dem Proszentium eines Sommertheaters, wobei der Vogel, wenn er zum Neste gelangen wollte, erst eine weite, mit Glas überdachte Halle zu durchfliegen hatte, und was vielleicht eben so sonderbar erscheinen mag, einmal sogar in einem Schlußeln. In allen Fällen zeigten die alten Vögel die größte Zutraulichkeit und Dreistigkeit und ließen sich weder durch Lärm noch sonstige Störungen von der treuen Erfüllung ihrer Elternpflichten abhalten..

Der Rotschwanz ist ein leidenschaftlicher Beerenfresser, der hauptsächlich den Beeren des Traubenhollunders nachgeht und bei stürmischer und regnerischer Witterung, wo die Kerfe seltener sind, sie zu seiner ausschließlichen Nahrung gebraucht. Ich habe gerade seinetwegen in meinem Hausgarten eine große Anzahl dieser Sträucher angepflanzt, die jedes Jahr reichlich tragen, und mit ihren schon im Juli reifenden roten Beerentrauben dem Garten sogar zur Zierde dienen. Bei Regenwetter sind oft 20 Stück Rotschwänze dabei anzutreffen. Da diese sind auf die Beeren so erpicht, daß sie, wenn ich selbige in einen Käfig hänge, ohne Scheu hineinspazieren und sich daran gütlich tun. Im Spätherbst erscheinen sie sehr häufig an den sonnigen Wänden von Mauern und Gebäuden, um hauptsächlich die dort sitzenden Stubenfliegen zu fangen. Ihr scharfes Auge entdeckt eine an der Wand sitzende Fliege auf 12 Schritt Entfernung und noch weiter, wie ich oft zu beobachten Gelegenheit hatte. Oft lassen sie sich auch durch die innerhalb des Zimmers an den Scheiben sitzenden Fliegen täuschen und flattern dann außerhalb am Fenster umher.

Gegen die Mitte des Oktobers versammeln sich die Mitglieder der reiselustigen Flüge an einem bestimmten Orte. Für unser Dörfchen ist dieses eine am Waldessaume liegende Mergelgrube. Hier sieht man sie einige Abende nacheinander in großer Anzahl beisammen, als gälte es noch einige Vorkehrungen zu der großen Reise zu treffen; dann sind sie plötzlich übernacht abgereist. Der gewöhnliche Termin ihres Aufbruchs fällt bei uns auf den 18. oder 19. Oktober. Einzelne Nachzügler, vielleicht Nordländer, treiben sich hier noch im November umher.



55. Nachtigall. 56. Rotkehlchen. 57. Hausrotschwanz.
58. Gartenrotschwanz.

Der zweite Rotschwanz, der unser Waldgebirge in großer Anzahl bewohnt, ist der Wald- oder Gartenrotschwanz (*Ruticilla phoenicurus*), ein Vogel von wirklich reizender Färbung, der Stieglitz unserer Sängergruppe. Das Männchen mit schwarzer Kehle, weißem Vorderkopf, aschgrauem Mantel und rostroter Brust ist ein wahrer Prachtvogel.

Der Aufenthalt des Gartenrotschwanzes erstreckt sich nicht nur über den lichten Laub- und finsternen Nadelwald des Gebirges, sondern auch über größere Baumpflanzungen und Gärten in Dörfern und Städten. Oft schlägt er seine Wohnung sogar auf freiem Felde auf, wenn sich nur Hecken mit alten Heinbuchenstämmen vorfinden, die er sehr zu lieben scheint. In den hohen lichten Buchenwaldungen bei uns fehlt er niemals.

Einige Tage vor Ankunft der Nachtigall pflegt er sein Sommerquartier wieder zu beziehen. Jetzt sieht man ihn wie ein Rotkehlchen an den Hecken auf und ab fliegen, auf einem Zweige Rast machen, um von hier aus die im Grase sitzenden Kerfe und Würmer zu erspähen. Später, wenn es erst mehr fliegende Kerfe gibt, erhascht er dieselben im Fluge aus der Luft.

Der Gesang des Gartenrotschwanzes übertrifft den seines Vetters an Wohlklang und Stärke. Jeder Ton desselben ist voll und melodisch, wenn auch die Strophen nicht sehr lang sind. Häufig verbessert er denselben durch Reminiszenzen aus anderen Vogelgesängen, wie er denn mit Vorliebe unsere Grasmücken nachahmt. Es gehört schon ein geübtes Auge dazu, den singenden Vogel im Walde aufzufinden, denn er sitzt gewöhnlich hoch in den belaubten Wipfeln versteckt.

Sein Nest findet man in Baumhöhlen, auch in alten Heckenstämmen, oft nur wenige Fuß vom Erdboden. Sehr gern benutzt er auch ausgehängte Starenkästen. Seit mehreren Jahren ist er ein regelmäßiger Sommergast meiner Brutkolonie, der aber lieber isoliert hängende Kästen bezieht. Um sein Nest nicht zu verraten, hält er sich niemals lange dabei auf, sondern schlüpft mit der größten Einfertigkeit ein und aus. Als einmal ein vorwitziger Staarmatz seinen Kopf durch das Schlupfloch steckte, um einen tiefen Blick in das Innere des Kästens

zu werfen, fuhr ihm plötzlich das brütende Weibchen mit Behemenz ins Angesicht und trieb dann den Störenfried noch eine Strecke weit vom Neste fort. Sind erst Junge im Neste, da wird er wohl noch viel vorsichtiger als vorher. Lautlos trägt er ihnen ihr Futter zu, besucht aber das Nest nicht, sobald er sich beobachtet glaubt.

Sobald im Juli die zweite Brut glücklich beendet ist, durchstreifen die alten und jungen Vögel die Gegend nach den verschiedensten Richtungen. Um diese Zeit hat die Sonne im Gebirge schon die Beeren des Traubenhunders (*Sam. racemosa*) gezeitigt und die roten Früchte laden freundlich zum leckeren Mahle ein. Natürlich fehlen an dieser Tafel die Gartenrotschwänze niemals. Den ganzen Tag fliegen sie ab und zu und es sieht sehr unterhaltend aus, wenn die begierigen Vögel erst eine Weile mit zitternden Flügelschlägen vor den Traubnen rütteln, plötzlich eine Beere mit dem Schnabel ergreifen und sie auf einen benachbarten Zweige verzehren. Bei Regenwetter ist ein volltragender Strauch in wenigen Tagen so vollständig geleert, daß auch nicht eine einzige Beere mehr daran zu finden ist.

An die Rotschwänze reihen wir die Familie der Stelzen, von welcher drei Glieder Bewohner unseres Waldes sind und zwar die weiße Bachstelze, die Gebirgsstelze und die Schafstelze.

Die weiße Bachstelze (*Motacilla alba*) bei uns unter dem Namen Wippstert allgemein bekannt, ist ein äußerst munterer und beweglicher Vogel, der sich unter beständigem Nicken des Kopfes und Wippen des Schwanzes mit hastig trippelnden Schritten am Erdboden fortbewegt, die Luft in großen Bogen durchseilt und dabei fortwährend seinen hellen Lockton erschallen läßt. Unter den Herbtieren zehrenden Gästen, die dem Pfluge des Landmanns folgen, stellt die Bachstelze immer das größte Contingent. Auf den Weiden und Triften begleitet sie das Vieh und befreit dasselbe von den lästigen Quälgeistern der Mücken und Fliegen.

Dem Menschen weicht sie selten aus, sucht oft dicht vor unsfern Füßen ihre Nahrung, wird aber sehr vorsichtig, wenn man ihr übel begegnet ist. Maht sich ein Habicht oder Sperber, welche ihr wachsames Auge bald gewahrt, so erhebt sie sich mit ihren Genossen in die Luft, um mit lautem Angstgeschrei die Gegenwart der verhassten Räuber anzumelden. Trotz ihrer Wachsamkeit wird doch wohl eine vom Sperber überrascht, denn ich war einst Zeuge, daß derselbe eine nur wenige Schritte von mir einherpazierende Bachstelze ergriff und davontrug. In der Luft sucht sie ihm dagegen durch geschickte Wendungen und scharfe Biegungen zu entgehen.

Die Bachstelze ist ein Zugvogel, der sein einmal erwähltes und ihm liebgewordenes Heim immer wieder auffucht. Oft kehrt sie schon im März zurück und sucht dann ihre Nahrung auf den nach Süden hin gelegenen Dächern, wo sich die durch die Sonnenwärme hervorgelockten Fliegen aufhalten. Wenn die Oktoberstürme über unsren Wald brausen, rüstet sie sich wieder zur Abreise. Ihre gelbe Schwester, die Schafstelze (Mot. flava) eine Bewohnerin der fetten Ebene, die am Fuße unseres Waldes brütet, ist ihr bereits vorausgeeilt, da sie schon Ende August nach Süden aufbricht. Ebenso wie diese reist unsre Bachstelze in Flügen von 20—30 Stück, die unter beständigem Locken in raschem Bogenfluge dahinsegeln. Lange Zeit vor der Abreise haben sich schon die Flüge zusammengefunden und zwar auf ihren nächtlichen Ruheplätzen. Sie setzen sich nämlich bei Nacht der Sicherheit wegen in Weidengebüsche, deren schlanke Zweige auf den Wasserspiegel eines Flusses oder Teichs herabhängen. Zu solchen gemeinschaftlichen Schlafplätzen reisen sie oft alle Abende stundenweit.

Einst traf ich auf einem am Wasser stehenden Weidenbaum eine Bachstelzengesellschaft, die sich eben zur Ruhe begaben wollte und in den Zweigen nach Kräften lärmte. Jetzt schlich vom nahen Gehöfte eine Katze herbei, sprang auf den Weidenstamm und saß dort lange Zeit, lüstern nach den im äußersten Gezweig sitzenden Vögeln hinüberschielend. Sonderbarer Weise beachteten die Vögel den Feind nicht weiter, wußten sie nur zu gut, daß die Katze ihnen nichts anhaben konnte, da sie bei einem Sprunge unfehlbar in die kalte Flut gestürzt wäre und dafür sollte sie sich, die eben keine Liebhaberin des Wassers ist, schon hüten.

Zeitweilig bleiben auch einige Bachstelzen im Winter über bei uns und leiden, so lange die Gewässer eisfrei sind, eben keinen Mangel. Tritt aber Frost ein, da sieht man sie an den Rinnsteinen der Küche stehen, um aus dem Spüllicht allerlei vegetabilische und animalische Abfälle zu lesen.

Der Gesang der Bachstelze ist ein gemütliches Gezwitscher, welches sie im Laufen, Sitzen und Fliegen ertönen lässt. Wenn es gilt, das Weibchen zur Hingebung zu bewegen, da wird der Ton des leidenschaftlich erregten Vogels stärker. Ein fremdes Männchen aber, welches mit unserm Stiftsfräulein, wie die Bachstelze auch genannt wird, zu charmieren sich erführt, wird von dem rechtsmäßigen Eheherrn, der in solchen Dingen keinen Spaß versteht, mit durchdringendem Gezeter angegriffen und in die Flucht geschlagen. — Ueberdies zankt sie gern mit andern Vögeln und sah ich schon, daß sie hinter dem Stare, mit dem sie sonst friedlich unter einem Dache einquartiert war, herstürmte und ihn in Kreuz- und Querzügen durch die Lüfte trieb. Gewöhnlich ist ihr Zweck aber nur eine übergroße Necklust, welche selten einen ernsthaften Charakter annimmt. Daß sie aber auch edlerer Regungen und Gefühle fähig ist, bewies vor Jahren hier eine Bachstelze, die mehrere Tage hindurch an dem Neste eines Hausrotschwanzes erschien und die Jungen mit Nahrung versorgten half.

Wenn wir im Sommer dem schäumenden Waldbache entlang im Gebirgstale hinaufwandern, vernehmen wir neben dem durchdringenden *Thiit!* des Eisvogels einen fast ebenso scharfen Ton, der wie *Zizizi!* lautet, welcher von einem dort wohnenden Vogel herrührt, dem mit vollem Rechte der Name *Gebirgsstelze* (Mot. sulfurea) gebührt. Wir können uns die niedliche Bewohnerin des Gebirgsbaches in nächster Nähe betrachten, wenn sie in ihrer graziösen Weise auf den schaumbesprigten Felsblöcken umhertrippelt, Wasserkerfe erschnappt und sonst ihren Geschäftchen nachgeht. Wie zierlich sich das

Vögelchen zu tragen weiß, wie es gleichsam hochgeschürzt am Ufer auf und ab spaziert, daß ja kein Schmuz das zarte Federkleid befudle!

Daß auch sie gern die Nähe des Menschen auffsucht, geht schon daraus hervor, daß sie regelmäßig bei Mühlen oder sonst am Wasser stehenden Gebäuden zu finden ist. An den Mühlteichen hat sie immer ihre Lieblingsstütze auf Steinen, Stämmen, Pfählen u. s. w., von wo aus sie ihre Jagden auf Fliegen, Mücken, Hafte und Käferchen anzustellen pflegt. Wasser scheint ein unablässige Bedingung ihres Lebens zu sein, doch fand ich sie vor Jahren einmal an einem weit vom Wasser entfernten Hohlwege brüten. Bemerken will ich aber, daß es gerade ein nasses Frühjahr war, wo der Hohlweg oft von Wasser durchströmt wurde. Vielleicht war dies die Veranlassung, die ihr diese Dertlichkeit als passend erscheinen ließ. Später habe ich sie daselbst nicht wieder angetroffen.

Die Gebirgsstelze erscheint schon früh im Jahre wieder am Brutorte und macht sich bald durch ihren scharfen Läuton und Gesang bemerklich. Sehr häufig überwintern einzelne Vörfchen im Gebirge. In der Nähe meines Hauses habe ich schon seit Jahren ein solches Vörfchen beobachten können, welches sich meist am Wasser aufhält, aber auch wohl mal auf meinem Hofe Einkehr hält und daselbst allerlei Nahrungsmittel auffsucht. Einst, als tiefer Schnee lag, fing ich das Weibchen in einem Schlagneze ein, setzte es in einen großen Käfig und warf ihm lebende Mehlwürmer, aufgequellte Ameisenäger u. s. w. vor, allein es weigerte sich hartnäckig, irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen und sah ich mich schließlich gezwungen, ihm die Freiheit wieder zu geben. Nebrigens war der Vogel äußerst gut genährt, während ein Hänfling, den ich an demselben Tage einfing und der doch ein Körnerfresser ist, im letzten Stadium der Darre stand.

Der Gesang der Gebirgsstelze erinnert in seinem Grundzuge an den Gesang der weißen Schwester, besteht aber aus helleren und wohlklingenderen Tönen. Man vernimmt ihn hauptsächlich in den ersten Frühlingsmonaten, wo das kleine Vogelherz von Lust und Liebe geschwollt ist. Die einsam liegenden Mühlen erhalten durch den fleißig singenden Vogel einen ganz besonderen Reiz.

Schon früh im Jahre schreitet das Gebirgsstelzen-Pärchen zur Fortpflanzung und baut unter Ufer, Steine und Wurzeln ein mit Haaren, Federn und sonstigen weichen Stoffen ausgefüttertes Nest. Sehr gern nistet es auch in die Nähe des Mühlrades, wenn sich nur eine etwas tiefe Höhlung in dem Mauerwerke findet, so daß das stäubende Wasser der Brut nicht Schaden kann. Hier drohen dem Nest lange nicht die Gefahren, als an anderen Orten, da es hier selbst vor den Wasserratten sicher ist. Auch wagt es hier der Kukuk nicht, sein Ei in das Nest zu praktizieren, wodurch sonst viel Brüten ruiniert werden.

Die Jungen, welche ich sehr leicht mit hartgesottem und gehacktem Hühnerei, Ameisenpuppen und etwas Weißbrot aufgezogen habe, gehören zu den zierlichsten Stubenvögeln, werden sehr kirre und ergötzen das Auge durch ihre anmutigen Bewegungen. Noch in diesem Jahre brachte mir ein Knabe eine bereits dem Nest entschlüpfte Gebirgsstelze, die sich erst durch längeres Fasten zum Sperren bewegen ließ. Sie wurde sehr zutraulich, verfolgte mich, wie ein Hund, auf Schritt und Tritt, ließ sich auf den Fingern tragen, so daß ich auch versuchte, sie zum Ein- und Ausfliegen zu gewöhnen. Einige Zeit ging es sehr gut, da aber war sie plötzlich spurlos verschwunden.

Tritt uns in der Gebirgsstelze ein gegen die Strengen und die Unbilden unseres Winters gefeiter Vogel entgegen, so erblicken wir in der kleineren, aber ähnlich gefärbten Schwester, der *Kuh-* oder *Schafstelze*, (*Budytes flavus*) gerade das Gegenteil. Als äußerst weicher und zärtlicher Sommergäst erscheint sie bei uns in den ersten Tagen des Wonnemonats, wenn die Gebirgsstelze bereits ihre Jungen äzt und begibt sich schon am Ende des Monats August wieder auf die Reise, welche erst in der Mitte des schwarzen Kontinents ihren Ab-

schluß findet. Das Heimatland vermag sie nur vier Monate hindurch zu fesseln. Eigentümlich ist die Art und Weise ihres Wanderns. In größeren oder kleineren Flügen vereint fliegen die wanderlustigen Vögel unter lauten, wie blieb, blieb! klingenden Lockrufen von Trift zu Trift, von Weide zu Weide, verweilen hier je nach Gefallen und Bedürfnis fürzere oder längere Zeit und ziehen darauf wieder lockend von dannen. Wo im fetten Flachlande oder auf magern Bergeshöhen ein wettergebräunter Hirt sein Wollenvieh hütet, wo in feuchten binsigen Niederungen ein „göttlicher Sauhirt“ seiner Borstenträger wartet, wo im saftigen Grün „der Kinder breitgestirnte glatte Scharen“ weiden, ist die Kuhstelze um diese Zeit ein täglicher Gast. Ohne Scheu rennt und trippelt sie inmitten des Herdenviehes umher, fängt die durch den Fußtritt der Vierfüßler vom Rasen aufgescheuchten oder die das Vieh plagenden und belästigenden Insekten und verkürzt durch ihre Vertraulichkeit, Lebendigkeit und Behendigkeit dem sinnigen Hirten des Tages langsam schleichende Stunden.

Zum Sommeraufenthalte wählt sich die Kuhstelze feuchte in den Niederungen und Ebenen liegende Triften, Wiesen, Grasanger und Weiden. Im Gebirge findet sie sich nur auf dem Zuge ein. Die Nähe der Ortschaften scheint ihr nicht zu konvenieren, da sie sich immer erst in einiger Entfernung davon ansiedelt. Sehr gern unternimmt sie aber vom Brutplatz aus kleine Excursionen in benachbarte Raps-, Rübsen-, Bohnen- und Getreidefelder oder in beschilfste, mit Binsen und Weidicht bewachsene Plätze.

Mehr noch als die weiße Bachstelze ist die Kuhstelze ein echter Bodenvogel. Nur das Männchen fußt zur Brutzeit zeitweilig auf einem Grenzsteine, Pfahle oder sonstigen erhöhten Punkten, von wo aus es sein Gebiet bequem zu überschauen vermag. Unter einander leben Männchen und Weibchen verträglich und friedfertig, dagegen verfehren sie mit den benachbarten befiederten Flurbewohnern keineswegs in Liebe und Freundschaft. Besonders schlimm sind stets die armen Wiesenpieper, Schmäzer und Ammern daran, die, von den erregten Vögeln aufs Korn genommen, förmlich gehegt und geängstigt werden. Selbst der wirmsuchende Staar, der ihnen vermöge seiner Körperkraft und Größe bedeutend überlegen ist, muß sich

dann und wann einige Molestierungen gefallen lassen, wenn er auch nur im Abfluge begriffen verfolgt wird.

Über den Gesang unserer Kuhstelze lässt sich eben nicht viel Rühmliches berichten. Derselbe ist nur ein leises aber angenehm und gemütlich klingendes Gezwitscher, in welchem die Locktöne hauptsächlich dominieren. Wie alle Stelzen singt das Männchen anhaltend und inbrünstig, wenn es um die Geliebte mit ausgebreiteten Schwanze und gelüfteten Flügeln den Hochzeitsreigen tanzt.

Sobald die Pärchen ihr Sommerquartier wieder bezogen haben, schreiten sie auch sofort zum Nestbaue. In einer Vertiefung des Bodens, an Maulwurfshügeln, Erd- und Steinhaufen, an Gräben und Rainen, oft überschattet von Schilfgras, Binsen oder Getreidehalmen, steht das künstlos aus Halmen, Würzelchen und Moosrispen zusammengelegte Nest, dessen Mulde mit Haaren, Tierwolle und einzelnen Federn ausgepolstert ist. Die 4—6 zartschaligen, aber glanzlosen Eier, dessen trübweiße Grundfarbe mit einzelnen graurötlichen Flecken, Punkten und Stricheln versehen wie marmoriert erscheinen, werden von der Stelzenfrau allein gezeitigt, indes das Männchen treu die Wacht hält und jede Gefahr, die der Brut durch unherstolchende Katzen, Wiesel, Elstern und Rabenkrähen droht, sofort der Gattin zu erkennen gibt. Sobald erst Jungs im Neste sind, fliegen beide Alten vom ersten Morgengrauen bis zum späten Abend beständig ab und zu, setzen sich immer eine kleine Strecke vom Neste entfernt nieder und trappeln, wenn ihnen nichts Verdächtiges aufstößt, eiligst der trauten Heimstätte entgegen. Die Jungen wachsen rasch heran und bleiben lange Zeit unter der Führung der Eltern. In den ersten Wochen halten sie ihre Nachtruhe in den Weidengebüschern benachbarter Bäche und Flüsse, später aber eilen sie alle Abende den Rohrwaldungen zu, um in Gemeinschaft von Staren, weißen Bachstelzen und Schilfsängern der Morgenröte des neuen Tages entgegen zu träumen.



59. Bachstelze. 60. Gebirgsstelze. 61. Schafstelze. 62. Schwarzdrossel.

Eine in unserm Waldgebirge zahlreich vertretene Familie-talentvoller Sänger ist die der Drosseln. Wir nennen unter denselben zuerst die *Schwarzam sel* (*Turdus merula*), hier gewöhnlich *Schwarzdroßel* genannt, ein Vogel, der sein glänzend schwarz aristokratisches Gewand mit Anstand und Würde zu tragen weiß.

Wenn nach dem ersten heiteren Februarstage ein warmer stiller Abend auf den Wald herabsinkt und des Spärots lichter Glanz den westlichen Himmel überflutet, da wird das lange und tiefe Schweigen, was bisher auf der Natur lag, durch den volltonenden Flötengesang unserer Schwarzam sel gar feierlich unterbrochen. Überall, in den hohen Fichtenbeständen der Berge sowohl, als auch in den Buchen- und Eichenbeständen der Täler erklingen jetzt die herzerhebenden Lieder und erwecken in der Seele des wahren Naturfreundes Frühlingslust und Frühlingswonne. Doch nicht allein in der Waldeinsamkeit läßt sich die Botin des nahen Frühlings vernehmen, nein, mitten im Dorfe, neben unserer Wohnung sitzt sie auf dem Wipfel einer Fichte und lockt uns aus dem Winterstübchen in die Abendluft, damit der volle Zauber ihres Liedes auf unser Herz wirken kann.

Dieser Sänger, der so wunderbare Lieder singt, gehört mit zu den wenigen Bögeln, die in den letzten Jahrzehnten sich immer mehr in der Nähe der Menschen ansiedeln und heute schon da zu finden sind, wo man sie früher niemals beobachtete. So ist die Amsel heute eine beständige Bewohnerin der in der Nähe unsers Waldgebirges liegenden Stadt *D e t m o l d*, nistet dort in den Gärten und Anlagen und singt von den Bäumen der Promenaden, selbst von der Dachfirst hernieder, ihre Lenzgesänge. Vor 50 Jahren war sie in *L e m g o* und Umgegend nur im Winter in einigen Exemplaren zu finden. Heute hat sie sich dort schon so eingebürgert, daß sie, in Ermangelung einer passenden Brutstätte, sogar unter den Dächern der Häuser, in Stallungen und auf Böden ihre Nester anlegt. Ihre Ausbreitung und Vermehrung würde noch viel rascher um sich greifen, wenn nicht die herumstrolchenden Katzen die meisten Brutnen zerstörten. Im Umgange mit dem Gebieter der Schöpfung hat sich selbst das Naturell des Vogels verändert. Während die Amsel als Waldbewohnerin den Menschen stets mit dem größten Misstrauen beobachtet, und, so wie sie seiner ansichtig.

wird, ins Dickicht fliegt, lässt die Städterin den Menschen nahe herankommen und sich sogar von ihm füttern.

Doch betrachten wir das Leben der Amsel genauer. Früh bei Anbruch des Tages fliegt sie auf die an den Wald grenzenden Äcker, Wiesen, Anger und Weiden. Hier läuft sie in kurzen Absätzen umher, oftmals mit den Flügeln schlagend und den Schwanz bald rasch, bald langsam auf- und abschnellend. Zeigt sich etwas Verdächtiges: eine Katze, ein Fuchs oder ein Raubvogel, so hat es ihr scharfes Auge bald bemerkt und mit einem lärmenden *Hihihihi fir, fir, fir!*, welches alle benachbarten Vögel sofort verstehen, verschwindet sie im Walde. Diese Lärmstrophe, mit welcher sie dem Jäger auf dem Anstande das Herannahen des Wildes anzeigt, habe ich von ihr schon in hellen Mondscheinnächten gehört, wenn sie vielleicht durch eine Eule im Schlaf aufgeschreckt wurde. Gegen ihresgleichen ist sie zänkisch und unverträglich und selbst im Winter, wenn sie an den offenen Quellen erscheint, gibt es beständige Fehden. Einst stellte ich an einem hellen Wintertage eine im Käfige sitzende Amsel in meinen Garten. Sofort erschien dabei eine ihrer freien Genossen, um mit der Gefangenen einen kleinen Strauß auszufechten. Niedergebeugten Hauptes, die Flügel herabhängend, den Schwanz ausgestreckt umrannte der kampfeslustige Vogel den Käfig, trippelte mit den Füßen und ließ dabei sein *Hihihihi fir, fir, fir* mutig erschallen.

Die Nahrung der Amsel besteht zur Sommerzeit aus allerlei Gewürm. Am liebsten sucht sie Regenwürmer, die sie in der Morgen- und Abenddämmerung geschickt aus dem tauigen Rasen zieht. Sie besucht deshalb am Tage noch gern diejenigen schattigen Plätze hinter Hecken und Büschen, wo der Tau lange im Grase liegt. Im Walde selbst sucht sie unter dem trockenen Laube, das sie geschickt mit Schnabel und Füßen auseinanderkärt, allerhand kleine Schnecken, Larven und Käfer. Gibt es aber erst Vogelfrischen, Heidelbeeren, rote Holunderbeeren, Ebereschen *rc.*, da werden diese begierig aufgesucht. Im Spätherbst und Winter begnügt sie sich mit Weißdornbeeren, Schlehen, Hagebutten *u. sw.*

Von allen unsren Singvögeln haut die Amsel am frühesten im Jahre. Ehe einmal unter den Hecken die blauen Beilchen spritzen, hat sich das geschäftige Weibchen schon im grünen

Nadelwald, in dichtem Gehölz, auf einem alten Stämme, in aufgeschichteten Holzhaufen oder sonstigen passenden Orten ein sicheres Plätzchen erwählt und bildet hier aus Reisern, Moos und feuchter Erde zuerst die Grundlage des Nestes. Darauf beginnt es aus Würzelchen, Heidekraut und biegsamen Gräsern, die es teils selbst heranschleppt, teils aus dem Schnabel des Gatten entgegennimmt, eine dichte Nestwand aufzuführen, kleidet sie mit lehmiger Erde aus und belegt die Nestmulde mit zarten Halmen, vermischt mit trockenen Blättern und Tierhaaren. Dieser solide Bau bietet den oft noch über ihn hinziehenden Schneegestöbern Troz und umfängt weich und warm der zarten Nachkommenschaft keimendes Leben. Nicht immer steht der Bau niedrig, ganz alte, erfahrene Vögelchen nisten wohl 6—8 m hoch, wie ich oft beobachtet habe. Neben meinem Hause nisteten im Laufe eines Sommers in einem Nadelwäldchen acht Amselpärchen. Von diesen standen 5 Nester weit über Manneshöhe und ihre Insassen flogen alle glücklich aus; Nr. 6, welches ungefähr 1 m hoch stand, enthielt am 20. Mai noch 5 flügge Jungs, am 21. Mai fand ich das Nest mit Blut besudelt und einige Knochen- und Federnreste der Jungen nebenbei; Nr. 7, mit 4 Eiern, nur 0,5 m vom Boden stehend, trug am 8. Mai die Spuren der Zerstörung durch ein Raubtier; Nr. 8 endlich, welches 4 Eier enthielt und 1,5 m vom Boden in einem wilden Rosenstrauche stand, wurde, ohne daß ich die Ursache ermittelte, verlassen. Einmal fand ich sogar ein Amselnest unter dem Ufer eines Hohlweges und ein anderes in einer Felspalte des Externsteins.

Die Amsel ist ein sehr beliebter Hausvogel, den man meist jung aus dem Neste nimmt und mit Weißbrot und Gerstengrüze leicht aufzieht, oder alt einsängt und einbaut. Jung aufgezogen lernt sie auch Lieder und Melodien korrekt nachpfeifen und mit ihrer vollen runden Flötenstimme wiedergeben. Von allen Amseln, die ich bisher im Käfige gehalten, bewahre ich heute noch einer besonders Bevorzugten ein treues Andenken. Ein solch kecker, übermütiger und doch zutraulicher Vogel ist mir nie wieder vorgekommen. Sobald ich vor seinen Käfig trat, begrüßte er mich mit leise flüsternden Tönen, hielt den Schnabel halb geöffnet, machte mit dem größten Anstande eine gemessene Verbeugung, rief laut sein Taf tak! nahm mir den vorgehaltenen Mehlwurm aus der Hand, trug ihn hochaufge-

richtet im Käfige umher und verzehrte ihn erst, wenn ich mich wieder entfernt hatte. Reizte ich ihn aber, da wurde er aufgeregt, zornig, bis mit laut klappernden Schnabelhieben nach dem Finger, trippelte unruhig hin und her und schrie laut seine Lärmstrophe. Wenn ich ihn einmal im Zimmer frei fliegen ließ, flog er mir oftmals auf den Kopf, hackte mit seinem Schnabel oftmals in sehr empfindlicher Weise darauf herum und lärmte fortwährend. Seine Nachahmungskunst war so groß, daß er den Hund pfiff, die Tauben lockte und den Schlag eines im Baumhöfe wohnenden Finken täuschend reproduzierte. Mit anderen Vögeln, wie mit Gimpeln, Hänflingen, Finken, Spatzen und Kanarienvögeln konnte er sich im Zimmer gut vertragen, nur konnte er eine hinzugebrachte Singdrossel nicht dulden und hatte sie bald so übel zugerichtet, daß ich sie aus seinem Bereiche entfernen mußte.

Daß auch die freilebende Amsel manchmal Töne und Strophen anderer Vögel nachahmt, möge folgende Tatsache belegen. Nicht weit von meinem Hause liegt am Waldessaume ein einsames Bauernhaus. Als ich einst in der Nähe dieses Hauses spazieren ging, erklang von einer Eiche herab das Lied einer Amsel, aber so ohrenbeleidigend und mit einem so häßlichen Mischlange verwebt, wie ich dasselbe noch nie vernommen. Gerade die Hauptstrophe, die sonst die vollen runden Flötentöne enthält, welche man hier mit dem Worte Portoriko! bezeichnet, bestand aus einem heiseren Kikrifi! (Der Nachdruck fiel auf die zweite Silbe). Woher hatte die Amsel diese Jamertöne? Es sollte mir bald klar werden. Ein Hahn aus dem benachbarten Hause war ihr Lehrmeister gewesen, denn dieser krähte ebenso roh und ungeschliffen und ganz mit derselben Akzentuierung. Da diese „tonschänderischen Verwörfenheiten“ gewiß ein übles Vorbild für die jungen Amseln gewesen wäre, suchte ich beide aus der Welt zu schaffen. Der Hahn wurde, da er selbst bei seinem Besitzer wegen seines polizeiwidrigen Krähens in Mißkredit gekommen war, bald zur Suppe verwandt und die Amsel zog sich später tiefer in den Wald zurück, wo ich sie noch einigemal vernahm; dann aber verschwand sie spurlos.

Seitdem unsere Amsel sich ins Kulturland begeben hat, ist sie bei allen Gartenbesitzern, welche die in der Neuzeit so

beliebt gewordenen Beerenfrüchte bauen, der bestgehafte Vogel, der mit einer unverschämten Dreistigkeit sein Plünderungsge- schäft betreibt. Man sucht daher seine weitere Ausbreitung und Vermehrung möglichst einzuschränken. Professor Marßall macht neuerdings den Vorschlag, man solle die Weibchen abschießen und nur die singenden Männchen am Leben lassen. Das ist aber dasselbe, als wenn die gänzliche Ausrottung des Vogels gefordert wird, denn wenn man die Weibchen tötet, so wird es auch bald keine Männchen mehr geben. Eine Be- schränkung der Menge mag unter Umständen gestattet sein, eine völlige Vernichtung niemals.

Die Amsel ist bald Stand- bald Strichvogel. Die alten Männchen bleiben meist an ihrem Wohnorte, während die Weibchen und jüngeren Männchen im Winter das Gebirge verlassen und in die wärmere Ebene hinabziehen. Die Weib- chen scheinen überhaupt viel schwächer zu sein als die Männ- chen, denn ich habe schon verschiedentlich im Winter erschöpfte Amseln bekommen, aber es waren immer nur Vögel weiblichen Geschlechts.

Gegen Ende September erscheint in unserm Walde aus den nordischen Gebirgen herniederziehend ein der Amsel sehr nahe verwandter Vogel, die Schildamsel (*Turdus torquatus*) auch Ringdrossel genannt, plündert hier die Vogelbeerbäume, sucht auch in den Baumhöfen die Zwetschen auf und eilt nach einigen Wochen wieder den südeuropäischen Ge- birgen zu. Im milden Winter bleiben sogar einige hier. Im April kehren sie zurück, suchen, wie unsere Amseln, auf feuchten Wiesen, unter Hecken ihre Nahrung, bleiben bis im Mai und reisen dann wieder nordwärts. Zeitweilig verweilt auch wohl ein Pärchen im Sommer hier, ja ich habe sie schon im Juli einzeln auf dem Berggrücken der Belmarstot (440 m über dem Meere) bemerkt, kann aber nicht sagen, ob dies alte oder junge, hier ausgebrütete Vögel waren. Ich selbst habe noch

kein Nest dieses Vogels aufgefunden, doch teilten mir einst einige Knaben mit, daß sie ein Nest einer Amsel gesehen hätten, die vor der Brust einen weißen Fleck gehabt habe. Im Jahre 1890 machte mir ein Hirte in der Stadt Horn die Mitteilung, daß auf dem Gebirgszuge der kleinen Egge, 330 m über dem Meere, im Jahre zuvor ein Paar unsers Vogels gebrütet habe. Der Mann, ein echter Vogelfreund und Kenner, der im Sommer Tag und Nacht im Walde zubrachte, verdient vollen Glauben. Im Jahre 1890 fand ich schon am 7. Sept. eine Familie von 6 Stück auf einem Vogelbeerbaum. Diese mußten, aller Wahrscheinlichkeit nach, hier erbrütete Vögel sein, da die Nordländer erst 3 Wochen später hier erschienen.

Wie die Schwarzamsel ist auch ihre etwas kleinere mit einem hellgraubraunen Federkleide gezierte Schwester, die Singdrossel (*Turdus musicus*), eine ebenso ausgezeichnete Sängerin. Unter den Vogelliebhabern wird vielfach hin und hergestritten, welcher von beiden die Siegespalme zuzuwiesen sei. Der eine röhmt seine Amsel, der andere seine Drossel und jeder sucht die Vorzüge seines Lieblingsvogels ins hellste Licht zu stellen. Dieser Streit ist ebenso fruchtlos, wie der Streit in der literarischen Welt über das Dioskurenpaar unserer Dichterheroen. Eingedenk der Worte Goethes, mit welchen er dem Gezänk ein Ende zu machen suchte, möchten auch wir in Bezug auf unsere beiden Rivalen sprechen: Wir wollen uns freuen, daß der deutsche Wald ein paar solche Meistersänger aufzuweisen hat!

Wenn „der Sturm wie ein schwelender Strom die Märznacht durchbraust“ und von seinem Riesenodem erfaßt die heimatlichen Wälder in ihren Grundfesten erschüttert werden, da ist die Zeit wiedergekommen, wo die Singdrossel in das ersehnte Land der Jugend und Liebe zurückkehrt. In der Nacht ist sie gegangen, in der Nacht heimgekehrt, um beim ersten Morgengrauen den Waldbewohnern ihren Gruß entge-

gen zu rufen. — Wer kennt ihn, diesen markigen, jubelnden und schmetternden Gruß des ersten heimkehrenden Frühlingsboten? Wer hat ihn vernommen, wenn er zum erstenmal nach des Winters trüben Tagen den Wald durchströmt, so klar, so rein und mächtig, als müßten plötzlich alle Knospen springen? O, nur wer ihn gehört, wem er ins Herz gedrungen, der kann seine Wirkung ganz ermessen.

Das Lied der Singdrossel besteht aus reichhaltigen Strophen, welche der Volksmund verschiedentlich in Worte gekleidet hat. So übersetzt man: Philipp, Philipp! hier is' er, hier is' er! Komm zu mir, komm zu mir! David, David! Kuhdieb, Kuhdieb! u. s. w. Aber nicht eine jede Singdrossel ist reich an vollen, schönen Tönen! einige lassen nur ein fortwährendes Gezwitscher hören, aus welchen sich selten ein freier reiner Ton erhebt; einige sind auch nachlässig im Gesange oder singen nur in der Morgen- und Abenddämmerung. Dagegen sind die talentvollsten auch immer die fleißigsten Sänger, die ihr Licht nicht unter einen Scheffel stellen. In einem neben meinem Hause liegenden Fichtenwäldchen wohnt schon seit Jahren ein ausgezeichneter Sänger, der mit seinem unvergleichlichen Liede, aus welchem ein edles Feuer der Begeisterung sprüht, alle benachbarten Sänger in den Schatten stellt. Vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend, vom März bis in den Juli hinein, erklingen seine abwechselnden Strophen. Sehr oft beherbergt der Nadelwald die besten Sänger, doch gibt es auch in den Laubwaldungen des Gebirges hervorragende Meister.

Die sich im Heimatland, oft schon im Februar einfindende Singdrossel hat häufig noch mit Mangel und Entbehrung zu kämpfen, wenn im Streite des Winters mit dem Frühlinge ersterer wieder die Herrschaft erlangt und die Wälder, die am Morgen die Sängerin gastlich empfingen, am Abend bereits im Schneegewande glänzen. Doch hieraus scheint sich der harte Vogel nicht viel zu machen. Er findet seine Nahrung an offenen Quellen, in Brüchen, Sümpfen und feuchten oder berieselten Bergwiesen und schlägt sich tapfer durch. Schon im März schreitet das verliebte Pärchen zur Errichtung der mehr als halbkugelförmigen Wohnung, deren innere Auskleidung unsere Bewunderung aufs höchste fesselt. Sie besteht näm-

lich aus den Resten versauften Holzes, welche das Weibchen mit Speichel befeuchtet und mit dem Schnabel, von dem Zentralpunkte des Nestes ausgehend, sehr glatt an den moosigen Nestwänden aufträgt. Feuchte Erde benutzt der Vogel zu dieser Innenwand niemals, wohl verwendet er dieselbe in geringer Quantität zur Befestigung der die Grundlage bildenden Neststoffe. In diesem ausnehmend festen Baue, den der mit großen Massen von Walderde beladene Bau der Amsel um das Dreifache des Gewichts übertrifft, wachsen trotz Kälte und Schneegestöber die Jungen schnell heran. Als einst im Mai die Erde hart eingefroren war und dichte Schneeschauer den Wald durchtobten, lagen in den Nests der kleineren Sänger, wie Finken und Braunellen, die nackten Jungen tot und erstarrt da, indes die jungen Singdrosseln vor jedem Schaden bewahrt blieben. Die Jungen, welche rasch heranwachsen, verlassen bei der geringsten Störung das Nest, verkriechen sich unter dem Gebüsch und werden dort von den Alten getreu versorgt. Sobald die zweite Brut, die hier etwa Mitte Juli flugbar ist, herangewachsen ist, schlagen sie sich in kleinen Flügen zusammen, durchstreifen ihr Brutrevier und leben von Heidelbeeren, Hollunderbeeren und Ebereschen. Letztere sind und bleiben immer ihre Lieblingskost und werden ganz verschlucht. — Leider benutzt man die verführerischen leuchtenden Beeren noch heutiges Tages als Köder in den Dohnenstiegen zum Fang der verschiedensten Drosselarten, um mit dem zarten Fleische den lüsternen Gaumen der Herren Feinschmecker zu füttern. Da fallen unsere herrlichen Sänger oft schrecklich in die Hände der zum Aushängen von Dohnen allein autorisierten Förster und Jagdberechtigten, welche meist „des leidigen Gewinnes wegen“ solche barbarische Vogelfänge ausüben. In unserem Walde, soweit derselbe unter dem Schutze der lippischen Forstverwaltung steht, ist schon seit Jahren der Fang der Drosseln aufgehoben, weshalb uns auch im Lenze überall ihr herrliches Lied entgegentönt.

Unsere Singdrossel, die in der Freiheit ein sehr scheues und flüchtiges Wesen zeigt und nur von uns beobachtet werden kann, wenn wir zur Dämmerstunde wohlversteckt am Waldesaume stehen, wo sie mit den schwarzen Schwestern aus dem Dickicht kommt und in großen Sprüngen auf den angrenzenden Äckern und Grasplätzen Gewürm suchend umherhüpft, beweist in der Gefangenschaft eine große Anhänglichkeit



63. Schildamsel. 64. Singdrossel. 65. Pirol.

Kunstdruckst. Fr. Eugen Köhler, G.m.b.H., Gera; Ufermühle.

an ihren Pfleger und läßt sich leicht zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen. Ich hatte mir einst zwei Stück aufgezogen, von denen ich die eine, welche sich als Weibchen entpuppte, frei ließ. Sie lief in die Haustür, warf einen Blick in die große schöne Welt, machte aber rasch wieder kehrt. Nach einigen Stunden flog sie in den Garten, lief in den Wegen umher, nahm hin und wieder ein Kerbtier auf, durchschlüpfte das Gebüsch, kehrte aber bald ins Haus zurück. Ich warf ihr einige Mehlwürmer vor, die zur Zähmung eines Insektenvogels immer unbedingt notwendig sind und die sie auch gierig verzehrte. Am Nachmittage traf ich sie wieder im Garten, sie folgte mir nach, als ich sie lockte, flog dann auf einen Apfelbaum, saß am Abend aber im Hause auf dem Käfige, welchen ihr gefangener Bruder bewohnte. Am folgenden Tage flog sie wieder in den Garten, kam aber mittags durchs offene Fenster ins Wohnzimmer. Bald wußte sie im ganzen Hause Bescheid, verkehrte in der Stube, Küche, auf dem Flur u. s. w., fühlte sich allenthalben heimisch. Diese Unabhängigkeit gefiel mir, daß ich den Entschluß faßte, das zutrauliche Geschöpf nicht mit Gewalt zu vertreiben, sondern ihm freie Hand zu lassen und zu hegen und zu pflegen. Ich gewöhnte es, auf den Ruf „Hänschen“ zu merken, herbei zu kommen und einige Mehlwürmer in Empfang zu nehmen. Auch stellte ich ihm sein Futternäpfchen an einen bestimmten Ort, so daß es nach Belieben schmausen konnte. Anfangs zehrte es täglich von der dargereichten Speise; später, als es im Auffinden seiner Nahrung draußen genug Geschicklichkeit erlangt hatte, waren ihm nur Mehlwürmer genehm. So gedieh meine Singdrossel zu einem äußerst glatten und schmucken Tierchen. Bei Regenwetter blieb sie oft zu Haus, obwohl sie sonst vor dem Wasser keine Scheu zeigte und täglich mit Behagen ein kühles Bad nahm, wobei sie sich so durchnähte, daß ihr das Fliegen schwer fiel. Nach einigen Wochen dehnte Hänschen seine Ausflüge immer weiter aus, flog über den Garten hinweg ins nahe Wäldchen, wo es mit den freien Brüdern friedlich verkehrte. Wenn aber der Abend herankam, oft bei tiefster Dämmerung, erschien es wieder vor der Haustür und beantwortete meinen Ruf sofort mit einem lauten Sif, sif! Da hatte ich dann die schönste Gelegenheit, die Schärfe seines Gesichts zu bewundern, denn wenn es versteckt in einem Baumwipfel saß und ich ihm einen

Mehlwurm ins Gras warf, war es gleich zur Stelle und erwischte ihn. Den ganzen Sommer hindurch hatte ich meine Freude an dem liebenswürdigen Tierchen, bis es ein Sperber am nahen Wäldchen ergriff, in die Lüfte führte und somit alle weiteren Beobachtungen zu nichte machte.

Unter den Stubenvögeln nimmt die Singdrossel immer eine hervorragende Stelle ein. Die Jungen der ersten Brut, welche man leicht mit Weißbrot mit Ameisenpuppen aufzieht, werden, wenn sie das Lied der Alten täglich vernehmen können, meist prächtige Sänger und habe ich schon einige in Besitz gehabt, die, wenn am Weihnachtsmorgen der Christbaum seinen hellen Lichterglanz durch die Stube warf, „in all die Lust hinein“ ihr jauchzendes Frühlingslied sangen. Die alt eingefangenen singen zwar nicht minder schön, aber lange nicht so fleißig und selten beim Anblick eines Menschen. Man gewöhnt sie leicht mit Regenwürmern oder Vogelbeeren an das gewöhnliche Stubenfutter.

Zwischen den Liedern der Amsel und Singdrossel ertönt im Frühlinge der meist aus fünf, selten aus sieben Flötentönen bestehende Gesang der *M i s t e l d r o s s e l* (*Turdus viscivorus*), auch *g r o ß e r K r a m e t s v o g e l* oder *S c h n a r r e* genannt. Der Gesang hat ein melancholisches Gepräge, denn die Töne bewegen sich in kleinen Terzen, klingen aber sehr laut und etwas rascher als Amseltöne, mit welchen sie am leichtesten verwechselt werden. Der Vogel singt sehr früh im Jahre, oft schon im Februar, aber mehr am Tage, als in der Dämmerung. Oft singt er auch im Fluge.

Der Aufenthalt dieser unserer größten Drossel sind die Nadel- oder Laubholzbestände des Gebirges, in deren Nähe große Heideflächen oder Dreische liegen. In unserem Walde liebt sie vorzüglich Eichenbestände ohne Unterholz, wo das Gras durch Vieh abgeweidet wird. Sie ist äußerst scheu und furcht-

jam, fliegt sofort, wenn sie eines Menschen ansichtig wird, auf und davon und warnt auch andere Vögel durch ihre Angstlaute. Hin und wieder traf ich jedoch schon einzelne, denen ich mich auf 30—40 Schritt nähern konnte, wenn sie mit mächtigen Sprüngen, den Leib hochausgerichtet, auf den Gebirgsheiden umherhüpften. Auch das singende Männchen lässt sich zur Frühlingszeit, wenn es von Liebeswonne herauscht, auf hohem Wipfel mit lauten Tönen um die Liebste wirbt, in nächster Nähe beobachten.

Sie fliegt anfangs etwas schwerfällig, mit raschen Flügelschlägen, ist sie aber erst im Zuge, dann gleitet sie durch die Luft, einer Turteltaube ähnlich. Ihr Lockton ist ein helles Schnärrr! woher sie auch den Namen Schnärre erhalten hat.

Das Nest steht bei uns mehr auf Laub- als auf Nadelbäumen, oft hoch im Wipfel, meist aber über Mannshöhe. Brehm schreibt, die Misteldrossel wähle zur Grundlage ihres Nestes regelmäßig einen Nadelbaum. Diese Angabe ist nicht richtig, bei uns wenigstens fand ich die meisten Nester auf Eichen, einmal auch auf einer mittelstarken Buche, niedrig am Stamm. Das Nest ist aus den verschiedensten Stoffen, wie sie die Umgebung darbietet, gearbeitet und besonders kennlich an der aus trockenen Baumflechten bestehenden Umkleidung. Ein wunderbares Bauwerk einer Misteldrossel fand ich einst in einem mittelhohen Buchenbestande. Auf einer von den Vögeln selbsterrichteten 1 m hohen Säule von Moos und Reisern, die dicht gefilzt und so dick war, daß ich sie nicht mit beiden Händen umspannen konnte, stand das Nest, an einer etwa 50jährigen Buche. Es ist mir noch nie gelungen, die Vögel beim Nestbau zu beobachten, denn ihre Vorsicht und Wachsamkeit ist so groß, daß sie sich, sowie sie Verdächtiges ahnen, lautlos ins Waldesdickicht zurückziehen. Wenn es aber später gilt, für den Schutz der Kinderschar einzutreten, kommen beide Eltern mit ängstlichem Geschrei herbei und reden dem Attentäter streng ins Gewissen.

Vor mehreren Jahren zog ich mir zwei Misteldrosseln groß, die ich in einem großen Käfige auf dem Hausflur unterbrachte. Da ich mich täglich mit ihnen beschäftigte und ihnen manchen fetten Mehlwurm reichte, wurden die Tierchen sehr zahm und anhänglich. Weil ich aber niemals einen andern

Ton von ihnen vernahm als den Lockton, geriet ich über ihr Geschlecht in Zweifel. Raum war aber in den ersten Tagen des Januars Tauwetter eingetreten, als plötzlich 3—5 laute Flötentöne das Haus durchdrangen. Amsel und Singdrossel stellen, ehe sie ihren völligen Gesang ertönen lassen, erst lange Vorübungen an; unsere Misteldrossel schmettert ihre Flötentöne ohne weitere Studien gleich frei heraus. — Da ich an einer Drossel aber genug hatte, setzte ich an einem schönen Aprilmorgen den zweiten Vogel in Freiheit. Raum war er draußen, so erklangen auch schon seine Flötentöne so laut, daß man sie im ganzen Dorfe vernehmen konnte. Es fiel dem Vogel aber gar nicht ein, die Umgebung meines Hauses zu verlassen. Hartnäckig kehrte er jeden Abend ins Haus zurück. In kurzer Zeit konnte er sich auf eigene Kosten durchs Leben schlagen und nahm nur noch Mehlwürmer aus meiner Hand. So zahm, zutraulich und liebenswürdig er sich gegen mich benahm, so hatte er doch anderen Hausgenossen gegenüber manche Untugend. Wenn meine Frau mit Handarbeit beschäftigt vor der Haustür saß, stürzte sich der Vogel plötzlich aus der Krone eines Baumes auf ihre Hände und bearbeitete diese empfindlich mit seinem Schnabel. Meinen Sohn, ein Bursche von sieben Jahren, konnte er gar nicht leiden. Oft flog er ihm auf den Kopf, auf die Hand, ja einmal sogar ins Gesicht und versetzte ihm mit dem Schnabel einen blutigen Stich dicht unter dem Auge. Doch seine Kühnheit und Zahmheit gereichte dem Vogel bald zum Verderben. Eines Morgens fanden sich vor der Haustür einige Schwanz- und Flügelfedern. Nachbars Kater hatte ihn erwischt und dadurch allen weiteren Beobachtungen ein Ende bereitet.

Die in neuerer Zeit sich in Deutschland immer mehr ausbreitende *Wacholderdrossel* (*Turdus pilaris*) habe ich hier als Brutvogel noch nicht gefunden und kommt sie nebst der *Wein drossel* (*Turdus illiacus*) nur auf dem Zuge in unserm Walde vor.

Wenn, um mit Stollbergs Worten zu reden, „der schönste Sohn des bunten Jahres, der glänzende Mai, die Rosenflügel über die Wölbungen der Eichen und Buchen schüttelt“, so er-tönt daraus das jubelnde Halleluja des schönsten Sommergastes, des *Pirols* (*Oriolus galbula*), hier *Golddroßel* genannt. Er hat lange auf sich warten lassen, der schmucke Vogel, bei dem alles bewunderungswert erscheint: sein goldgelbes Gefieder, sein freudenheller Ruf, sein pfeilschneller Flug und sein kunstvoller Bau. Das alte Männchen mit dem hell- oder rotgelben Federkleide, schwarzem Schwanz und Flügeln scheint eher ein Gast aus dem Tropenlande zu sein, als ein heimatberechtigter Bürger des germanischen Waldes. Auch das Weibchen in seinem grünen Förfsterhabite ist ein schöner Vogel.

Der Wohnort des *Pirols* erstreckt sich meist über Feld- oder Vorhölzer, die den Fuß unsers Waldes umsäumen, doch besucht er oftmals den hohen Gebirgswald, nicht aber um dort zu brüten, sondern nur um daselbst zu singen, einige Zeit zu verweilen und dann wieder den Niederungen zuzueilen. Als ungemein flüchtiger, lebhafter und scheuer Vogel lässt er den Menschen niemals nahe kommen und ihn zu beobachten gelingt nur, wenn man wohlversteckt in einer aus Baumzweigen unter seinem Lieblingsbaum errichteten Hütte seine Ankunft erwartet. Ihn zu beschleichen würde selbst einem Indianer nicht gelingen. Fortwährend ist er auf seiner Hut, immer in Bewegung, jagt und nekt sich mit seinesgleichen, fängt nach Art der Fliegenfänger Kerfe aus der Luft, durchgleitet das dichteste Baumgezweig, kämpft mit Hähern, Raben, Würgern, stürzt wohl einmal mit letztern im Kampfe vereint aus den Baumwipfeln zur Erde nieder, steigt wieder empor und jubelt laut sein Hildeladio in die Welt hinein. Zur Zeit der Kirschenreife, wo er auf den Kirschbäumen seiner Leidenschaft fröhnt und das saftige Fleisch förmlich abreißt, daß die Kerne an den Stielen hängen bleiben, setzt er seine Sicherheit leichtfertig aufs Spiel und fällt dem Kirschvogelshüzen zur Beute. Auch dann, wenn man seinen Ruf nachpfeift, was eben nicht schwer hält, kommt er sofort herbei, um mit dem vermeintlichen Nebenbuhler einen Kampf zu beginnen.

Das Nest des Pirols gehört zu unsren künstlichsten Nester. Es hängt immer zwischen einer horizontalen Astgabel, hat eine tiefe Ampelform und ist an den Zweigen durch Bastfasern, Wollfäden, Werg und Grashalmen befestigt und im Innern mit zarten Gräsern ausgelegt. Meist steht das Nest „unter dem hängenden Grün weißstämiger Birken“, oft auch auf Eichen und Buchen. Einst fand ich sogar eins in Mannshöhe vom Erdboden, obgleich dieselben der Regel nach drei bis viermal so hoch angebracht sind. Naumann erzählt, daß ein Vörfchen dieser Vogel während der Dauer von vier Sommern immer in ein- und demselben Gabelzweige das Nest angelegt habe. Alle Nester aber, die mir bislang zu Gesicht kamen, waren von solch fester Konstruktion, daß sie noch im nachfolgenden Jahre ihren Stand behaupteten und es dem Vogel nur dann möglich gewesen wäre, die beliebte Stelle zu benutzen, wenn er sich einer gründlichen Reinigung derselben unterzogen hätte.

Um das Bindematerial zu seinem Kunstbaue herbeizuschaffen, erschien einst ein Pirol in meinem Garten und zerrte an den Himbeersträuchern den Verband los, der aus Fäden von gesponnenem Garn bestand. Ein anderer, in meiner Nachbarschaft nistender Vogel, holte die Miststoffe von einem Kirschbaum, den man, um die gesiederten Kirschendiebe zu verscheuchen, im Jahre zuvor mit Werg oder Hede, ausgeschmückt hatte. Als ich einst ein Pirolnest besichtigte, das nur 3 m hoch an einem Buchenaste hing, kamen die beiden farbenprächtigen Alten sofort herbei und stießen laut schreiend nach meinem Kopfe, so daß sie mit ihren Flügeln mein Haar streiften. Der Pirol verteidigt sein Nest gegen die Angriffe von Hähern, Elstern und Habenkrähen mit wahrhaft rasender Wut. Einmal beobachtete ich einen Pirol, der vom Walde aus einen Häher 700 m weit hoch in der Luft verfolgte und sich fortwährend laut schreiend auf den fliehenden Markolf herabstürzte.

Man findet hin und wieder Liebhaber, die ein Vergnügen daran finden, auch einmal einen Vogel in Gefangenschaft zu halten, den nicht Hans oder Kunz hat, und dazu wählen sie unseren Pirol. Früher glaubte man, es sei ein Kunststück, diesen Vogel aufzufüttern, und könne man ihn nur bei dem feinsten Nachtigallenfutter dauernd gesund erhalten. Ich muß

gestehen, daß er nach meinen Erfahrungen nicht nur mit einem gewöhnlichen Drosselfutter leicht aufzuziehen ist, sondern auch jahrelang gesund bleibt. Da er aber in der Gefangenschaft niemals sein Prachtkleid bekommt, geschweige denn seinen Naturgesang hören läßt, fast dreiviertel Jahr bei Nacht in seinem Käfig herumtobt, sein Gefieder zerstört, sehr gefräzig ist und alle Tage gemischt werden muß, so kann er auf die Dauer auch dem größten Liebhaber gänzlich verleidet werden und freut man sich, wenn man den lästigen Gast wieder los ist. Lassen wir ihn deshalb, wo er hingehört und seine Stelle würdig auszufüllen vermag, in der freien schönen Gotteswelt. Hier wird er uns immer ein lieber, gern gesehener Sommervogel bleiben, dessen wohlklingende Strophe ihre Wirkung auf das Herz des wahren Naturfreundes nie verfehlten wird.

Aus der überaus nützlichen Familie der *Star*e, die in Deutschland nur in wenigen Arten, in unserm Walde nur durch eine Art vertreten ist, möge nun der allbekannte und allbeliebte *Star māz* (*Sturnus vulgaris*), bei uns *Sprehe* genannt, eine Weile unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Nicht nur der freie Wald, der ihn mit seinen natürlichen Bruthöhlen fast den größten Teil des Jahres zu fesseln weiß, ist sein Lieblingsaufenthalt, nein, auch dort, wo sich „der Mensch traurlich dem Menschen gesellt“, in Dörfern und Städten findet er sich ein und singt hoch von Giebeln und Dächern „in der Straßen quetschende Enge“ all seine schönsten Weisen. Es gibt in der gesamten einheimischen Vogelwelt keinen einzigen, welcher so leichtgläubig dem Menschen vertraut und zum wahren Hausfreunde wird, wie eben der *Star*. Ein einfach roh gezielter Brutkasten ans Haus gehängt, genügt vollständig, ihn dauernd zu fesseln und zur jährlichen Wiederkehr zu veranlassen. Und wirklich, es ist für mich jedesmal ein Festmorgen, wenn nach des Winters trüben Tagen die

ersten warmen Lüfte über unsere Berge wehen und mit ihnen auch die Stare, des Frühlings holde Boten, am Fenster erscheinen und singen von „Lenz und Liebe und sel'ger goldner Zeit“. Einst hatte ich sogar das Vergnügen, die Ankunft derselben genauer beobachten zu können, was mich lebhaft an die Beobachtung eines Raummannschen Freundes, die derselbe an seinen Störchen machte, erinnerte. Es war am 9. Februar 1872, als ich beim ersten Morgengrauen im Garten stand, um die ersehnten zu erwarten. Plötzlich sah ich hoch in der Luft einen Schwarm von etwa zwölf Stück Staren von Süden her einrücken, die in gerader Richtung fortsteuerten. Schon waren sie weit über mein Haus hinweggezogen, als sich plötzlich ein einzelner der Truppe abzweigte und mit lauten Tönen das Signal zu geben schien, daß das Ziel erreicht sei. Sofort stimmten alle Wanderer jauchzend ein, machten kehrt, stiegen in immer größeren Kreisen herab und saßen bald wieder musizierend vor ihren alten Bretterhäuschen.

Sobald die Stare angekommen sind, gilt es erst vor allen Dingen, die Wohnung zu renovieren, den vorjährigen Schutt zu entfernen und die Materialien zu einem neuen Neste herbeizuschleppen. Alles dies ist Sache des Männchens und es unterzieht sich dem profanen Geschäfte mit so großem Eifer, mit solcher Hingebung, daß, wenn die Auserwählte über kurz oder lang in jüngferlicher Zurückhaltung die Schwelle des Ge- machs überschreiten sollte, fast nichts mehr zu tun übrig ist. —

Durch Aushängen von Brutkästen und durch den ausge- dehntesten Schutz, den ich sowohl den alten als auch den jungen Staren zu teil werden lasse, ist es mir gelungen, in den letzten Jahren eine Kolonie von wenigstens 25 Vögeln zur freundlichen Einkehr unter den Schatten meines Daches zu veranlassen und ich muß gestehen, die Tierchen liefern durch ihr drolliges Betragen, durch ihr verliebtes Wesen, durch ihre mutwilligen Neckereien, durch ihren originellen Gesang, durch ihre Geschäftigkeit, Emsigkeit und Rührigkeit stets den reichhaltigsten Stoff zu herzerhebenden Naturbeobachtungen.

Um nun aber einmal die Liebes- und Ehestandsfreuden eines Starenpärchen von den ersten zarten Regungen an bis zur gefüllten Kinderwiege verfolgen zu können, brachte ich in einem Sommer auf meinem Hausboden einen Brutkasten an,



66. Starmatz. 67. Wasserstar. 68. Steinschmätzer.
69. Wiesenschmätzer.

Kunstdruck: Eugen Kohler, G.m.b.H., Gera-Unterhause.

zu dem der Eingang durch eine unter dem Dachgesimse eingeschittene Öffnung führte und an dem sich oben eine kleine Glasscheibe befand, durch welches man das Innere der Bebauung ganz genau übersehen konnte. Nach einigen Tagen hatte schon ein schmucker Starenjüngling das lauschige Plätzchen ausfindig gemacht, streckte einigemale neugierig den Kopf zur Tür hinein, flog darauf fort, erschien aufs neue, trippelte auf dem Sitzstäbchen auf und ab, betrat schüchtern die Schwelle, eilte noch einmal zurück, trat bei der Rückkehr schon dreister auf und stand bald im Nu inmitten des bequemen Raumes. Hochauf richtete er den Kopf, als wollte er die Höhe des Zimmers messen, betastete mit dem Schnabel die Wände, drehte sich einigermal im Kreise herum und huschte dann spornstreichs wieder zur Tür hinaus. Nach Verlauf einer Stunde lagen schon einige Quecken und dürre Halmre unordentlich im Kasten umher. Am andern Morgen, früh bei Sonnenaufgang, da saß mein Starmatz schon wieder auf dem Stäbchen und musizierte nach Herzenslust. Bald fing er an, die Instandsetzung des Nestes eifrig zu betreiben und schlepppte fortwährend Neststoffe herbei, die er unten im Grase auflas. Einmal erschien er sogar mit einer Ladung blühender Primeln, um ja allen Anforderungen, die man an ein Brautgemach stellt, gerecht zu werden. Nach drei Tagen war das Nest vollendet, selbst die Auspolsterung fehlte nicht. Die umwohnenden Starenpärchen feierten bereits ihre Flitterwochen, doch für unsern Starmatz war noch keine Gehilfin gefunden. Er sang, er pfiff, er trippelte mit den Füßen, schlug mit den Flügeln, blies die Kehle auf und schlüpfte wohl zwanzigmal ein und aus, besonders wenn er sah, daß irgend einer seiner Brüder dem Hause zusteerte, jedoch umsonst, alles umsonst. —

Da eines Morgens sah ich ihn wieder auf einem Stäbchen sitzen, aber in solch aufgeregtem Zustande, daß ich mich, da ich etwas Außergewöhnliches vermutete, sofort auf meinen Beobachtungsposten begab und auch meine Vermutung bestätigt fand. Als ich auf dem Boden angelangt war, saß der Star schon im Neste und zwitscherte, gurgelte, schnalzte, schwatzte und pfiff, wie nie zuvor. Alle Augenblick streckte er den Kopf zur Tür hinaus und lief dann wieder dem Neste zu. Endlich nach langem, sehnüchigen Locken erschien die Geliebte in der Gestalt einer etwas schmächtigen Starenjungfrau mit verbleich-

tem Gefieder, einer verlorenen Schönen vergleichbar. Sie warf einen schüchternen Blick in das Gemach, schlich behutsam hinein, saß bald zur Seite des glücklichen Gebieters, der jetzt mit den süßesten Tönen all seine Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit über sie ausschüttete. Schon am vierten Tage darauf lag das erste Ei im Neste, am folgenden Tage das zweite u. s. w., bis das Gelege die Zahl von fünf erreicht hatte. Nach einer Brutzeit von 14 Tagen, in welcher das Männchen fast ständig beim Hause erschien und musizierte, ja sogar oft, um sich den heißen Strahlen der Mittagssonne zu entziehen, in einem benachbarten Sperlingskasten stundenlang Siesta hielt, indem es vorsichtig zur Türe hinauslugte und sich um das laute Zetterschrei der ausgefetzten Spazier gar nicht zu kümmern schien, lagen eines Tages fünf Starenkinder im Neste. Als ich am andern Morgen das Neste wieder inspizierte, waren nur zwei mehr da, die andern waren auf eine mir unauffärbliche Weise verschwunden. Selbstverständlich gediehen die beiden Jungen bei den opulenten Portionen von Schneckenjalat, Wurumragout und einigen Kirschen zum Dessert aufs vortrefflichste und konnten sich schon nach einer Dauer von 16 Tagen auf eigene Rechnung durchs Leben schlagen. Das ist in kurzen Umrissen der Verlauf von einem Liebes- und Eheleben eines Starenpärchens.

Wie groß aber die Anhänglichkeit der Stare an den einmal erwählten Wohnplatz ist, das zeigt sich aufs deutlichste in den Tagen des Herbstes, wenn auf Flur und Wald jene schöne Feier liegt, die, wenn sie auch vom Scheiden spricht, dennoch das Menschenherz zur Freude stimmt. Da ist mirs allemal, als wollte sich die Natur noch einmal aufraffen, ehe sie sich zur völligen Ruhe anschicke und durch die gesammte Tierwelt geht wieder ein „belebender Hauch“, der sich hauptsächlich unter den Vögeln auf so vielfache Weise äußert. Die Rabenfrähen und Elstern erscheinen an dem alten Brutplatze, beginnen wieder ihre Flugspiele oder allerlei kurzweilige Neckereien; der Hausrotschwanz singt täglich von der Dachfirst; der Fink übt aufs neue wieder seinen Schlag; die Kohlmeise ruft am Waldesfaune; die Amsel pfeift im Walde; die Lerchen singen auf Feldern und Heiden und die Stare? Sie jubeln und pfeifen, singen und lärmten in ihrem nunmehr graugefleckten Reisefleide noch einmal während zwei Monaten lustig auf dem Haus-

dache, als ob der Lenz aufs neue Einzug halten wollte. Sie scheinen sich garnicht trennen zu können von den geliebten Plätzchen der Heimat, und nur der mit aller Strenge eintretende Winter treibt sie endlich hinweg.

Unser Star ist der Philosoph der Vogelwelt. Immer lustig, immer heiter, weiß er sich in alle Verhältnisse des Lebens zu schicken und wird, besonders jung aufgezogen, so zähm, daß es nicht schwer hält, ihn ans Haus zu fesseln. — Ich ließ einmal von den Alten drei junge Stare aufziehen, von denen ich den ältesten einbauerde, die andern aber den Eltern zurückgab. Das Tierchen war anfangs sehr scheu, nahm aber schon nach halbstündiger Gefangeenschaft ein tüchtiges Wasserbad und fraß am andern Tage schon die Mehlwürmer aus meiner Hand. Leider war es weiblichen Geschlechts und ich hatte von seinem musikalischen Talente nicht viel Gutes zu erwarten. Dies hielt mich jedoch keineswegs ab, es länger in Gefangenenschaft zu halten, entshädigte mich doch vollständig seine Münsterkeit und sein drolliges Benehmen. Im nächsten Frühlinge jedoch, als der Mai herankam „mit den goldenen Lichtern,“ daß mein Starenjungfräulein oft stundenlang am Fenster und sah sehnsüchtig hinaus in die grüne Welt, und sah, wie die heiratslustigen Starenburschen von den Wipfeln der Bäume, von den Firsten der Dächer herabwinkten und ihre süßen Gefühle aller Welt offenbarten. Da mußte ich bald das Fenster öffnen, um das Liebesglück meinem Lieblinge genießen zu lassen. Schüchtern betrat er die Fensterbank, wandelte einige Male auf und ab, flog aufs Dach, kehrte aber schleunigst wieder zurück. Bald darauf wurde der zweite Versuch gemacht, die Scheu vor der großen Welt verschwand allmälig, die „himmlische Freiheit“ war zu kostbar. Bei Tage blieb er beständig draußen, nur die Nacht trieb ihn wieder ins alte Quartier zurück. Dies Leben währte 14 Tage — da war der „große Wurf gelungen“ — die Jungfrau war glückliche Braut geworden. Auf dem Wipfel einer benachbarten Pappel saß der Zukünftige und sang seine originellen Weisen nach Herzenslust, ja er guckte oft vom Dache neugierig ins Fenster, worin seine Schöne allabendlich verschwand. Schon freute ich mich, das junge Paar würde sich in der Nachbarschaft domizilieren, doch nein — der Herr Gemahl hatte vielleicht schon draußen im grünen Walde die Wohnung standesgemäß eingerichtet — und

Gehorsam ist des Weibes bittere Pflicht. Eines Abends kehrte die junge Gattin nicht mehr heim.

Seit mehreren Jahrzehnten ist der Star auch hier Standvogel geworden, der selbst in strenger Winterzeit seine Heimat nicht verläßt und in größeren oder kleineren Fichtenwaldungen seine geschätzten Schlafplätze findet. Auch in meinen Brutkästen halten einzelne Vögel den ganzen Winter hindurch ihre Nachtruhe.

Wo zwischen Feld und Gestein der Wildbach rauschend und brausend dahineilt, lebt jahraus jahrein ein wunderbarer Vogel, der Wasserstar (*Cinclus aquaticus*), ein echter Sohn des Gebirges, aufs innigste vertraut mit dem Wasser und seinen Wirbeln und Strudeln. Im Sommer, wenn die Chöre der Drosseln und Finken die Hallen des Waldes durchtönen, wenn es überall singt und klingt, da lauscht dem einfachen und gemütlichen Liede des Wasserstars nur der Vogelkennner vom Fach; aber im Winter, wenn eine Totenstille den Wald umfängt, hin und wieder unterbrochen vom Pochen eines einsamen Spechtes, vom Gezwitscher einer Meise und von dem monotonen Gemurmel des Wassers, da freilich findet auch der Nichtkennner an diesem Gesange volle Befriedigung. Das Greifende, der eigentümliche Zauber des Liedes besteht eben darin, daß es die winterliche Stille des Waldes so feierlich unterbricht.

Der Wasserstar, besser Wasseramsel genannt, weil er der Amsel mehr ähnelt als dem Star, ist ein graubrauner Vogel mit weißer Kehle und Brust. In seinem Auftaunde und Benehmen gleicht er sehr dem Zaunkönig, trägt den Schwanz aufrecht, verbeugt, dreht und wendet sich wie dieser und scheint ebenso heiterer und unverwüstlicher Laune zu sein. Wenn er seinen Gesang ertönen läßt, sitzt er oft auf einem in oder am Wasser liegenden Stein, die weiße Brust dem sich nähernden Beobachter entgegengekehrt; oder er sitzt wohlversteckt unter Weiden-

und Erlengeistrüpp, gewöhnlich da, wo das Wasser über die Steine plätschernd dahinschießt und scheint es, als würde seine Gesangslust durch das Geräusch geweckt und gesteigert. Sehr häufig beobachtete ich ihn auf dem Sammelteiche einer unserer Waldmühlen, wo er über der spiegelglatten Wasserfläche auf einem hervorragenden Pfahle saß und Viertelstunden lang seine Weisen sang. Allenthalben am Ufer oder im Wasser hat er seine Lieblingsplätze, die meist von seinen kalkigen Exrementen wie übertüncht erscheinen; ich fand solche Plätze schon dicht unter den Fenstern oder vor den Türen der Mühlen.

Was uns diesen Vogel noch besonders interessant erscheinen lässt, ist die Art und Weise, wie er seiner Nahrung nachgeht. Diese besteht nämlich aus den verschiedensten Wasserfernen, welche er teils vom Grunde aufnimmt, teils von dem Wasser sucht, teils aber auch von den Steinen pickt. Nebenbei verzehrt er auch Pflanzenstoffe, die am Ufer oft in Masse zusammengeschwemmt werden.

Mit Staunen sehen wir wie sich der Vogel in das helle Gebirgswasser in den tollsten Strudel stürzt, auf dem Grunde, die Flügel als Ruder gebrauchend, umherläuft, oft eine geraume Zeit futtersuchend in dem nassen Elemente verweilt, wieder emporsteigt, das Gefieder rüttelt, dann am Ufer umherläuft, um bald das Spiel von neuem zu beginnen. Wird er aufgescheucht, so fliegt er schweigend oder mit einem lauten Zerrr! unter raschen Flügelschlägen, dem Lauf des Wassers folgend, dahin, weiß sich aber auch geschickt zu drehen, wenn es gilt, eine Mühle, Brücke oder einen Baum zu umfliegen. Meist sitzt er niedrig auf Steinen, Wurzeln oder Pfählen, doch sah ich ihn schon 6 m hoch über dem Wasser auf einem dünnen Ast sitzen.

Naht sich ein Mensch, so sucht er oft Schutz unter dem Ufer, selbst unter starken Felssteinen. Einst hörte ich unter einem Stein ein lautes Plätschern, als ob eine Wasserratte darunter ihr Wesen trieb. Ich schlug mit einem Stocke ins Wasser — wieder ein Plätschern. Um mir Gewissheit zu verschaffen, rannte ich jetzt unter den Stein. Auf einmal tauchte ein Wasserstar hervor und flog mir dicht vor dem Gesichte vorbei in den Wald. Als zur Winterszeit der größte unsers Gebirgsbaches zugefroren war, erschien ein Wasserstar täglich

mehrermal in einer mit Steinen eingefassten Quelle, woraus die anwohnenden Dörfler ihr Wasser schöpften.

Wunderbar, wie Alles an diesem hochbegabten Tiere, ist auch sein Nestbau. Unter Brückengögen, in den Felsenpalten des Fluszbettes, an Stauwerken oder in Mauerlöchern an Mühlen, wird der backofenförmige oft kolossale Bau errichtet, bei dem grünes Erd- und Wassermoos das Hauptmaterial bilden. Die Höhle, in welcher das Nest steht, wird ganz mit Miststoffen ausgefüllt. Ich fand einst ein Nest hinter einem Wasserfalle, wobei der Vogel, wenn er sein Heim besuchen wollte, erst die stürzende Wassermasse zu durchfliegen hatte. Die Jungen verbergen sich in den ersten Wochen ihres Ausfliegens unter Ufern, verweilen noch einige Zeit im Reviere und suchen dann andere Gegenden auf.

Dass man neuerdings den Wasserstar unter die Zahl der Fischräuber aufgenommen hat und auf seine Erlegung sogar Prämien bezahlt, ist von den Fischereibesitzern eine durch nichts zu rechtfertigende Anmaßung, gegen die jeder Vogelfreund ernstlich Protest erheben muss. Es ist bisher nämlich durchaus nicht erwiesen, dass er Fische verzehrt. Außerdem: Steht die Fischzucht auf so schwachen Füßen, dass ihre Existenz von dem Sein oder Nichtsein der Wasserstare abhängt, dann ist's überhaupt damit vorbei. Breheim tröstet sich freilich damit, dass die Jagd auf den Wasserstar nicht jedermann's Sache sei und einen geübten Schützen erfordere; aber dies passt nur auf den fliegenden Vogel, der sitzende lässt sich sehr leicht beschleichen und niederdonnern. Drum Schutz, dreimal Schutz unserm Wasserstare!

Zu den Sängern zählen wir auch die Familie der Schmäzer, etwa finkengroße, breitschwänzige Vögel mit hohen Beinen, die in ihrem Aufenthaltsorte vielfache Abweichungen zeigen, sich in ihrer Lebensweise aber sehr ähneln. Das häufigste und

größte Mitglied der Familie ist der *Steinschmäger* (*Saxicolaoenanthe*), hier als *Weißschwanz*, plattdeutsch *Wittblick*, allgemein bekannt.

An den öden steinreichen Berggeländen und Halden im Innern des Waldes sowohl, als auf den mageren Weideplätzen am Fuße desselben, wo Steingeröll oder einzelne Steine liegen, finden wir vom März bis September unsern Vogel, der durch sein ewig heiteres und bewegliches Wesen die triste Landschaft gar angenehm belebt. Auf dem Erdboden sehen wir ihn nur, wenn er ein Kerbtier, einen Käfer, eine Fliege u. s. w. im schnell hüpfenden Laufe zu erhaschen sucht; sonst sitzt er auf einem Stein, einem Maulwurfshügel, einem Pfahle, einer Mauer oder auf einem etwas über dem Erdboden erhabenen Gegenstande, bewegt den ausgebreiteten fächerförmigen Schwanz gravitätisch auf und ab, verbeugt sich rasch und gewandt, indem er manchmal einen Lockton, wie *wit-tack!* ausstößt. Auch im Auffliegen breitet er den weißen Schwanz weit aus, wodurch er dem Laien sofort auffällt.

Der Gesang des Steinschmägers besteht aus einer kurzen aus lauten Tönen zusammengesetzten Strophe, die das erregte Männchen zur Brutzeit häufig erschallen lässt. Am hellen Tage, wo die Lüfte von dem Gesange der verschiedensten Sänger förmlich erfüllt sind, da wird das Lied des Steinschmägers mit Geringsschätzung angehört, aber in der Nacht, in der lauen stillen Sommernacht, wo sich der Vogel, von Liebeswonne begierigt, im weiten Bogen durch die Lüfte schwingt und dabei aus voller Brust seine Liederstrophe schmettert, da hält man gern ein Weilchen auf der Wanderung inne, um sich an dem einfachen ungekünstelten Liede zu ergötzen.

Zum Brutplatz wählt der Vogel gewöhnlich Höhlungen zwischen Steinen und Felsen. Doch benutzt er auch gern Mauerlöcher; ja ich fand ihn schon in dem Neste einer Uferschwalbe, beinahe einen Fuß tief in der Erde brüten. Sind erst Junge im Neste, so verraten sich dieselben, wenn man vorbei geht, oft durch ihr Geschrei, auch ist der Weg zum Neste meist durch einen weißen Streifen, der von dem Unrat herrührt, deutlich gekennzeichnet.

In der Neuzeit siedelt sich der Steinschmäzer erfreulicher Weise immer mehr im Kulturlande an, ja er lebt schon bei uns in Gärten, die mit einer Mauer umzogen sind, wenn er nur einen passenden Raum zur Anlage seines Nestes vorfindet.

Mit dem Steinschmäzer nahe verwandt, lebt in den Niederungen, Wiesen und Grasplätzen unsers Waldes, durch welche ein klarer Bach sich schlängelt, der *Wiesen schmäzer* (S. rubetra), hier fälschlicher Weise *Grasmücke* genannt, wohl deswegen weil sein Nest im Grase steht.

Sobald sich im Lenz die Wiesengründe mit jungem frischen Grün bekleiden, sobald die ersten Vergißmeinnicht gleich freundlichen Kinderaugen an den Bächen hervorlugen, da stellt sich unser Sommergäst wieder ein. Auf den höher gelegenen Gebirgs wiesen überrascht ihn manchmal noch ein später Schneefall, so daß er dann gezwungen ist, am benachbarten Bach seine Nahrung zu suchen. Wie der Steinschmäzer fußt auch er immer auf erhöhten Gegenständen, welche sein Aufenthaltsort darbietet. So sehen wir ihn im Frühlinge oft auf einem Weidenstrauche sitzen, umzittert von duftenden Blüthenfätzchen, im Sommer fußt er gern auf den üppig emporgeschossenen Doldengewächsen inmitten des blumigen Wiesenplanes, wo er den Beobachter mit zierlichen Bücklingen begrüßt, aber wenn er Verdächtiges ahnt oder ein Raubtier erblickt, unermüdet sein Tzanteck, teck, teck! erschallen läßt.

Wie die Wellen des benachbarten Baches mit lustigem Murmeln dahineilen, fließt auch die Welle seines Liedes fröhlig dahin. Oft freilich ist es, als müsse sich dieselbe durch Stein und Geröll zwängen, als hemmten leichte Hindernisse den ruhigen Fluß; dann aber bricht der Ton wieder freier und reiner hervor. Oft findet man darin Anklänge unwohnender Sänger; ja ich hörte einstmals darin einige Strophen

aus dem Liede der Nachtigall, die der Sänger mit Meisterschaft rezitierte. Am schönsten ist der Nachtgesang des Wiesen-schmäzers. In der mondhellen Frühlingsnacht, wenn der weiße Nebel um Busch und Gesträuch der Wiese liegt, da klingt er besonders angenehm und nimmt sogar einen feierlichen Charakter an.

Das Nest unsers Vogels steht immer im Grase, in Gras durchwachsenem Gesträuch und ist reich mit Federn, Haaren und Wolle ausgefüttert. Die Eier, 5—6 Stück an der Zahl, haben eine zarte, blaugrüne Farbe.

Für die Gefangenschaft ist er nicht zu empfehlen.

Um ein ferneres und zwar das schönste und buntfarbigste Mitglied unserer Schmäzergruppe, das *Schwarzföhlein* oder den *Strauhschmäzer*, (*S. rubicola*) kennen zu lernen, dürfen wir uns die Anstrengung einer Tour ins Gebirge nicht verdrießen lassen. Freilich brauchen wir nicht hinaufzuklettern in die Regionen des Krummholzes, wo die Ringamsel ihre Sommerheimat erwählt hat oder wo der Wasserpieper und Flüvogel (*Ac. alpinus*) wohnen, denn schon in mäßiger Höhe, etwa 400—440 m über dem Meeresspiegel, da, wo das Kulturland aufhört und niedriges Fichtengestrüpp, Heidekraut, Farren und kleineres Buschwerk den Boden der dünnen und mageren Halden überschattet, hat der Vogel seinen Brutstiz aufgeschlagen. Hier macht er sich auch dem Nichtkennen sofort bemerklich, indem er stets auf der Spitze eines Busches oder Bäumchens fußt, sich von hier nach Nahrung umschaut oder sein Lied zum besten gibt.

Das alte Männchen im Hochzeitskleide ist mit lebhaften Farben geschmückt. Das tiefe Schwarz des Kopfes und der Kehle, das Braunschwarz des Oberkörpers, das Rotstrot der Brust, das helle Weiß der Halsseiten, des Flügelschildes und Unterleibes gereichen ihm zur schönsten Zierde. Im Herbstkleide



70. Mönch. 71. Gartengrasmücke. 72. Klappergrasmücke.
73. Dorngrasmücke.

Kunstanstalt Fr. Eugen Kühn, G. m. b. H., Berlin-Unterhaupt.

aus dem Liede der Nachtigall, die der Sänger mit Meisterschaft rezitierte. Am schönsten ist der Nachtgesang des Wiesen-schmäzers. In der mondhellen Frühlingsnacht, wenn der weiße Nebel um Busch und Gesträuch der Wiese liegt, da klingt er besonders angenehm und nimmt sogar einen feierlichen Charakter an.

Das Nest unsers Vogels steht immer im Grase, in Gras durchwachsenem Gesträuch und ist reich mit Federn, Haaren und Wolle ausgefüttert. Die Eier, 5—6 Stück an der Zahl, haben eine zarte, blaugrüne Farbe.

Für die Gefangenschaft ist er nicht zu empfehlen.

Um ein ferneres und zwar das schönste und buntfarbigste Mitglied unserer Schmäzergruppe, das *Schwarzföhlein* oder den *Strauhschmäzer*, (*S. rubicola*) kennen zu lernen, dürfen wir uns die Anstrengung einer Tour ins Gebirge nicht verdrießen lassen. Freilich brauchen wir nicht hinaufzuklettern in die Regionen des Krummholzes, wo die Ringamsel ihre Sommerheimat erwählt hat oder wo der Wasserpieper und Flüvogel (*Ac. alpinus*) wohnen, denn schon in mäßiger Höhe, etwa 400—440 m über dem Meeresspiegel, da, wo das Kulturland aufhört und niedriges Fichtengestrüpp, Heidekraut, Farren und kleineres Buschwerk den Boden der dünnen und mageren Halden überschattet, hat der Vogel seinen Brutstiz aufgeschlagen. Hier macht er sich auch dem Nichtkennen sofort bemerklich, indem er stets auf der Spitze eines Busches oder Bäumchens fußt, sich von hier nach Nahrung umschaut oder sein Lied zum besten gibt.

Das alte Männchen im Hochzeitskleide ist mit lebhaften Farben geschmückt. Das tiefe Schwarz des Kopfes und der Kehle, das Braunschwarz des Oberkörpers, das Rotstrot der Brust, das helle Weiß der Halsseiten, des Flügelschildes und Unterleibes gereichen ihm zur schönsten Zierde. Im Herbstkleide

werden die dunklen Federpartien durch rostfarbige Ranten verdeckt. Das Weibchen hat mehr eine braungraue Färbung und erscheint aus einiger Entfernung, wie das Weibchen des Hausrotschwanzes. Die Jungen sind fast am ganzen Körper mit gelben und gelblichgrauen Flecken übersäet.

Das Schwarzkehlchen ist ein Zugvogel, der oft schon zu Anfang des Aprils, wenn die Sonne den Schnee an den öden Berggeländen weggeleckt hat, in der Heimat anlangt, aber manchmal seine vorzeitige Ankunft mit dem Tode bezahlen muß. Ein plötzlich hereinbrechender Nachwinter, welcher nur wenige Tage anhält, gereicht ihm unfehlbar zum Verderben. Traurig, mit herabhängenden Flügeln und gesträubtem Gefieder fliegt der sonst so muntere Sommergäst an dem offenen Bergwasser auf und ab und sucht irgend ein Kerbtier zu erhaschen. Die Abreise im Herbst findet gewöhnlich familienweise statt und machen die Wanderer oft in den Gärten der Gebirgsdörfer oder auf bebüschteten Dreischen stundenlang Rast. Einmal erschien sogar noch im November ein einzelnes Männchen in der Nähe meines Hauses und stellte im Glanz der bleichen Morgensonne seine Jagden von der Gartenhecke aus an.

Das Schwarzkehlchen ist im ganzen ein harmloser Vogel, der jedoch seine Sicherheit nie leichtfertig aufs Spiel setzt. Sobald man sein Brutrevier betritt, kommt das Weibchen sofort herbei und warnt mit einem hohen fid, fid, fid oder fid, zer. Nähert man sich dem Neste, so kommt es wohl auf 10 Schritt herbei und ruft fläglich von einem Busch herab ein jammerndes fid, fid, fid. Das Männchen ist meistenteils viel zurückhaltender und bleibt stets auf 40—50 Schritt Entfernung vom Beobachter. Unser Vogel zeigt sich den ganzen Tag hindurch frei auf den Busch- und Baumspitzen. Von hier aus steigt er in die Luft und jagt den fliegenden Kerbtieren nach oder er stürzt sich von diesem Standpunkte ins Gras und Heidekraut herab und ergreift am Boden seine Beute. Manchmal rüttelt er mit hastig zitternden Flügelschlägen einige Augenblicke in Manneshöhe in der Luft, um ein im Grase zappelndes Kerbtier zu erspähen. Auf dem Gipfel junger Fichten sieht man ihn oft Mücken oder Fliegen im Sprunge von einem Zweige zum andern erhaschen. Der kurze Schwanz ist in be-

ständiger Bewegung. Meist wippt er denselben langsam nach unten, ist aber irgend etwas in der Nähe, was seine Aufmerksamkeit erregt, so breitet er die Schwanzfedern fächerförmig auseinander und schlägt sie schnell auf und ab. Sein Flug ist schwirrend, fledermausartig. Er fliegt nie hoch durch die Luft, sondern immer niedrig zwischen den Büschen dahin. Mit andern Vögeln seines Gebietes lebt er friedlich und verträglich, da Raufen und Jagen eben nicht seine Passion ist. Ich sah ihn schon in Gesellschaft dreier Baumpieper friedlich auf der Krone eines Fichtenbäumchens sitzen. Nur einmal, als eine neugierige Dorngrasmücke in unmittelbarer Nähe des Nestes erschien, riß dem auf der Wacht stehenden Weibchen der Geduldsfaden und es trieb die Vorwitzige hinweg.

Außerst erregt ist das Männchen zur Zeit der Liebe. Um die Gunst des Weibchens zu erringen, schwirrt oder flattert es von einem Busche zum andern, sitzt hochaufgerichtet auf einem hervorragenden Zweige, zuckt mit den Flügeln, schlägt den Fächer Schwanz mit Grazie auf und ab und singt eifrig sein kurzes, einfaches aber wohltöngendes Liedchen. Daselbe ist ein Mittelding zwischen dem Gesange des Steinschmäzers und des Wiesenschmäzers, erinnert aber an Rhythmus und Klangfarbe mehr an den Gesang des ersten. An heitern, warmen Frühlingstagen singt der Vogel recht fleißig, hüllt sich aber von Mitte des Sommers an schon wieder in tiefes Schweigen.

Mit dem Nestbaue beginnt der Vogel selten vor Ende Mai, wenn die in der Nähe wohnenden Wiesenpieper bereits zur zweiten Brut schreiten. An passenden Nistplätzen hat er nie Mangel, denn in dem hohen Heidekraute, in dem mit Gestüpp, Farren und verschiedenen Grasarten dicht überwucherten Boden finden sich überall lauschige und geschützte Plätzchen. Die Grundlage des Nestes besteht aus dürren, aber ziemlich starken Reisern und Heidestengeln, die Wandung ist von Erd- und Sumpfmoos nett und fest gefilzt und das Innere mit Rehhaaren, Hasenwolle, Ziegenhaaren und einzelnen Federn ausgelegt. Sehr gern benutzt der Vogel auch, wenn ihm ähnliche Stoffe nicht zu Gebote stehen, die gelben Blütenstiele des Sumpfmooses zur inneren Auspolsterung. Die 4—5 Eier sind von stumpfer Gestalt und haben eine bläuliche Grundfarbe, auf welcher sich hin und wieder verwaschene

bläuliche Flecke zeigen. Ein von mir noch kürzlich untersuchtes Nest stand mitten in einem Büschel rothblühender Erika und gewährte mit den drei flüggen, munter in die Welt schauenden Insassen, einen kostlichen Anblick. Der Unrat der Jungen wird von den Alten bis zum Verlassen des Nestes sorgfältig fortgeschafft. Wenn die erste Brut zu Ende geht, nistet der Vogel noch einmal im Jahre und verzögert sich die letzte Brut oft bis zum Ausgange des August.

Wenn auch der Feinde des Schwarzkehlchens nur wenige sind, der Mensch es selten oder nie bedroht und nur die Bruten dann und wann durch kleinere Raub- und Nagetiere vernichtet werden, so ist doch dieser allerliebste Vogel in steter Abnahme begriffen, was immer als ein empfindlicher Verlust für unsere Ornis bezeichnet werden darf.

Eine andere hochbegabte Sängerfamilie, deren Lieder im Sommer an allen Ecken und Enden unseres Waldgebirges erschallen, ist die der Grasmücken. Einige von ihnen bewohnen sowohl die reinen Nadelholzbestände, als auch den lichten Laubwald, andere ziehen den gemischten Wald vor; einige siedeln sich gern in Feldhecken, niederm Buschwerk und Dornesträuchern an, andere leben in großen Raps- und Rübsenfeldern, fern von Busch und Baum, ganz gegen ihre eigentliche Lebensweise, und wieder andern gefällt es nur in den Gärten und Baumhöfen der Walddörfer. Von den 6 deutschen Arten sind vier bei uns vertreten und dürfen wir billiger Weise die schwarzköpfige Grasmücke (*Curruca atricapilla*), hier Mönch genannt, als die vorzüglichste Sängerin an die Spitze stellen.

Ehe im veränderlichen Monat April die Bäume ihr junges grünes Gewand angelegt, hat sich die schwarzköpfige Grasmücke, die stärkste und kräftigste ihres Geschlechts, wieder in der Heimat eingestellt, mit ihrem lauten Flötenüberschlage ihr Er-

scheinen verkündend. Hoch in den Kronen der Bäume, die sie so gern nach Nahrung durchsucht, siehts heuer noch öde und leer aus, aber der Vogel weiß sich zu helfen. In den finstern Nadelbeständen giebt's zu jeder Zeit Kerbtiere, fliegende, sitzende, kriechende, denen er jetzt eifrig nachstellt. Hier kann man den ganzen Tag sein Treiben beobachten, wie er mit vorgestrecktem Kopfe das Gezweig durchschlüpft, aber sich mehr in den unteren dürren, als in den grünen Nadelzweigen bewegt. Bei Schneewetter steigt er zu den Quellen und Wassergräben herab, besucht Weidengebüsch und Haselstauden, wo an den Blütenfächchen allerlei kleine Kerfe sich einzustellen pflegen, weiß sich überhaupt redlich durchzuschlagen. Die Männchen kommen immer um einige Tage früher an als die Weibchen und entspinnt sich um Letztere oftmals ein großer Gesangswettstreit, in welchem ein Liebhaber den andern durch Wohllaut und Stärke des Tons zu überbieten sucht.

Einst stand ich an einem warmen Frühlingsabende, als die Gebüsche noch unbelaubt waren, am Saume eines Fichtenwäldechens, als im Busche dicht neben mir ein Mönch mit lautem Flötenliede ein Weibchen umhüpfte. Auf dieses Lied erschien ein zweiter, flog auch in den Busch und sang ebenso rein und volltonend wie der erste. Dann erschien noch einer, so daß im ganzen drei Freier einer Nonne den Hof machten. Und jetzt ging es los. Erst ein lautes Gezwitscher mit den reichhaltigsten Variationen, dann, gleich schmetternden Fanfarentönen, der reizende Überschlag, bald aus dieser, bald aus jener Kehle. Zur Abwechslung fuhren sich auch ein paar der Eifersüchtigen in die Federn, während dessen sich das geängstigte Weibchen den Zudringlichkeiten des dritten zu entziehen suchte und einem benachbarten Busche zustrich. Sofort stoben alle hinterdrein und der edle Wettstreit begann von neuem. Endlich nahm das Weibchen seine Zuflucht zum nahen Fichtendickicht, wodurch meine Beobachtung leider unterbrochen wurde.

Diejenigen Mönche, welche den Nadelwald bewohnen, bauen oft schon im April ihr Nest; in den Laubwaldungen findet man es nicht früher, als bis die Gebüsche belaubt sind. Oft steht das Nest — ein leichterdürftiger Bau, so daß man von unten die Eier durchschimmern sieht — niedrig, oft aber auch 3—4 m hoch über dem Erdboden. Auch das Männchen hilft

mit bauen und brüten. Nähert man sich vorsichtig dem Neste, so kann eine geschickte Hand das brütende Weibchen erhaschen, so fest sitzt es, dagegen das Männchen viel scheuer ist und sich frühzeitiger entfernt. Die Jungen gedeihen sehr rasch und verlassen oft kaum befiedert den ohnehin nicht viel Schutz gewährenden Bau, sitzen dann mit den kleinen Stumpffischwänzchen in einer Reihe niedrig im Gebüsch und begrüßen die Ankunft der Alten mit schirpenden Tönen. Später werden sie von beiden treuen Eltern im Reviere herumgeführt, wobei diese fortwährende Wacht halten und, sowie sie Verdächtiges merken, ihren Warnungsruf, ein eigentümliches Raak! hören lassen, worauf sich alle Kinder mäuschenstill verhalten. Ergreift man ein Junges und kündigt dies durch seinen Angstlaut den Eltern die mißliche Lage an, kommen beide herbeigeflogen, werfen sich dem Übeltäter förmlich zu Füßen, klagen, flattern wie verzweifelt am Boden umher und suchen die Aufmerksamkeit ganz auf sich zu richten. Besonders ist es die Mutter, die mit Wehklagen und Zammertönen das Herz des Missetäters zu rühren sucht und inständig um Freigabeung des geliebten Wesens zu bitten scheint.

So wie in den Baumhöfen die Vogelfirschen reifen, stellen sich die Mönche, als leidenschaftliche Liebhaber derselben, in Menge auf den Bäumen ein; später geht's an die roten Holunderbeeren, die sie ebenfalls gern aufsuchen. Im Walde verzehren sie auch Heidelbeeren, füttern selbst ihre Jungen damit groß, wie ich häufig beobachtete. Im Herbst bieten Vogel- und Brombeeren, schwarze Holunderbeeren u. s. w. Nahrung in Hülle und Fülle. An einem regnerischen Sommerabende sah ich auch schon, wie sich ein Mönch vom Walde in die angrenzenden Roggenfelder begab und dort nach Art der Schilfsänger an den Ähren emporstieg, um Kerbtieren nachzuspüren. An den schönen Herbsttagen sitzt er oft in behäbiger Ruhe stundenlang auf den Brombeergebüschen, die mit ihren saftigen Früchten eine förmliche Fettweide für ihn sind.

Einige Nachzügler bleiben sehr lange, oft bis zum November hin, in der Heimat zurück, besonders, wenn sie durch Ungunst der Witterung an der Abreise verhindert werden. Sehr überrascht ward ich am 17. November 1875, als ich noch ein Männchen dieses herrlichen Sängers in meinem Garten nach

Beeren suchend umherfliegen sah. Zu meiner Freude begab es sich in einen für Dompfaffen mit Vogelbeeren bestockten fängisch gestellten Käfig und gelangte so in meine Hände. Einige Tage darauf wirbelten schon die ersten Schneeflocken durch unser Gebirge und wäre der Sänger sicher dem Untergange geweiht gewesen, während er sich 4 Jahre lang ganz wohl befunden und mir durch seinen glöckchenreinen Überschlag manche frohe Stunde bereitet hat.

Der Mönch gehört zu unseren beliebtesten Stubenvögeln, hat aber die eine Untugend, daß er den ganzen Winter hindurch bei Nacht, hauptsächlich beim Mondchein, im Käfige umhertobt und sich dadurch oft arg beschädigt. Ich besaß einst einen ausgezeichneten Sänger, der sich im Frühlinge zur Zugzeit so stark beschädigte, daß ich eine Amputation des Flügels vornehmen mußte. Trotzdem sang der Vogel am andern Tage schon wieder auf's fröhlichste.

Viel später als der Mönch, hoch im Gebirge erst im Mai, stellt sich die Gartengrasmücke (*Curruca hortensis*) in der Heimat ein. Der Wald prangt jetzt in seinem unvergleichlich zarten Grün und alles ist vorbereitet, um der lang vermissten Sängerin den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Daß es ihr bei uns behagt, daß ihr Herz vom Glücke übersprudelt, kündet uns deutlich ihr heller freudig jubelnder Sang, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Lüfte durchzittert. Im raschen Flusse jagen die lieblichsten Töne an unserm Ohr vorüber, bald zum *Fortissimo* anschwellend, bald im *Mezzoforte* weiter klingend, um später im zartesten *Piano* zu verlöschen. Eine eigentliche melodische Prägung tragen nur die lauten Töne, die häufig an den Überschlag der schwarzköpfigen Schwester erinnern. Während des Singens durchschlüpft die Gartengrasmücke in langgestreckter Haltung die Gebüsche, jedes Räupchen, daß sich ihr darbietet, verschlingend und nur, wenn sie zum Hervorbringen der lauten

Töne einer größeren Kraftanstrengung bedarf, hält sie wohl eine Weile auf ihrer Wanderung inne. In den ersten Wochen ihrer Ankunft feuern sich die Männchen oft gegenseitig zum Gesange an und hat man nicht selten das Vergnügen, aus einem Busche den schmetternden Wettgesang zweier Nebenbuhler zu vernehmen.

Was den Aufenthaltsort der Gartengrasmücke anbetrifft, so siedelt sie sich, ihrem Namen gemäß, gern in Gärten an, die viel dichtes Buschwerk haben; der eigentliche Wohnort bleibt aber immer der freie Wald mit seinem dichten Unterholze. In jungen Buchenauflägen, an Waldrändern, wo Hainbuchen, einzelne junge Fichten, Brombeerranken u. s. w. durcheinander wachsen, ist sie regelmäßig zu finden. Selbst auf den hochliegenden mit dichtem Gebüsch bestandenen Kalksteinfelsen unseres Waldes, wo im Sommer monatelang kein Tröpfchen Wasser, ausgenommen Tau, zu finden ist, hält der Vogel seine Sommersaison und bildet einen würdigen Ersatz für die hier fehlende Nachtigall.

Von allen Grasmücken baut die Gartengrasmücke das tiefste und größte Nest. Gewöhnlich erst im Juni, wenn Finken, Drosseln und Amseln zur zweiten Brut schreiten, trägt das Männchen unter bald leisem, bald lautem Gesange an 3 bis 4 verschiedenen Plätzen lange dürre Halme zusammen, die aber ohne jede Ordnung aufeinander geschichtet, nur rohe Anfänge eines Nestes sind. Dann erst beginnt im dunklen Gebüsch der eigentliche Bau. Das Weibchen ignoriert die Bauplätze und angefangenen Bauten des Männchens vollständig, da sie stets allen Blicken zugänglich sind. Die Nester haben, weil sie meist nahe am Boden stehen, durch Katzen und Wiesel zu leiden. Einst stand ein Nest in der Nähe meines Hauses nur einen Fuß vom Erdboden. Ich umzog das Nest mit einem dichten Dorngeflecht, fand aber eines Morgens nicht nur Reste von den Jungen, sondern auch vom alten Weibchen beim Nest. Im nächsten Sommer erschien das Männchen wieder und sang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unablässig nach einer Gattin. Lange Zeit verging, ehe ich die Spuren eines Nestes entdeckte, da endlich am 14. Juni stand das Nest vollendet im Haselstrauche da. Als ich am 12. Juli morgens 10 Uhr wieder das Nest inspizierte, lagen

4 Junge darin, von denen eins fortwährend nach Futter schrie. Das war eine böse Sache, da die Räten und sonstiges Raubgesindel diesen Tönen immer nachgehn. Nachmittags 2 Uhr lagen noch 2 lebende Junge im Neste, ein getötetes auf dem Nestrande, eins war verschwunden. Abends 6 Uhr war das Neste leer und, aller Wahrscheinlichkeit nach, durch Würger oder Häher ausgeraubt. Im folgenden Jahre baute der Vogel, durch Schaden klug geworden, wenigstens 6 Fuß hoch auf den herüberhängenden Ast einer dichtbelaubten Hainbuche und zog hier seine Brut ohne Unfall groß. Einzelne Vörfchen brüteten noch spät im Jahre, so fand ich einst am 13. August ein Neste mit Eiern.

Sehr übel sind unsere Vögel daran, wenn es gilt, in stürmischen regenkalten Tagen Nahrung für ihre Jungen zu zu beschaffen. Aber sie wissen sich auch da zu helfen. Auf dem feuchten Boden finden sie unter Moos und Laub die sehr kleinen, scheibenförmigen Zwergschnirkelschnecken (*Helix pygmaea*), die ihnen für Kerfe vollen Ersatz bieten. Ich fand oft, wenn die Vögel gerade gefüttert hatten, noch solche am Schnabel der Jungen kleben und später, wenn die Jungen das Neste verlassen hatten, fanden sich selbige in Menge am Boden des Nestes vor.

Wie alle Grasmücken ist auch die Gartengrasmücke eine leidenschaftliche Beerenfreundin. Nicht weit von meiner Wohnung befindet sich am Saume des Waldes eine förmliche Plantage des roten Holunders, die im August von Gartengrasmücken so besucht ist, daß wohl ein Schwarm von 30—40 Stück vor uns auffliegt. Im September hat sie die Höhen bereits verlassen und ist nur in den Niederungen auf dem schwarzen Holunder anzutreffen.

In der Gefangenschaft trifft man sie selten an, denn sie ist sehr weichlich und bedeutend empfindlicher als der Mönch. Ein junger Vogel, den ich einst im Walde zwischen Heidelbeersträuchern mit der Hand ergriff, ging sofort an's Stubenfutter und zwischerte schon nach wenigen Tagen.

Die kleinste unserer Graswücken ist die Klappergrasmücke (Curr. garrula), auch Müllerchen oder Weißföhrlchen genannt. Dieser niedliche, ungemein fecke Vogel geht bald in den Kronen der Bäume, bald in niederm Gebüsch seiner Nahrung nach. Da er nicht sehr scheu ist, kann man oft aus nächster Nähe sein Treiben beobachten. Mit großem Geschick durchschlüpft er das Gezweig, steigt auf den äußersten Spitzen der Bäume empor, um mit lang vorgestrecktem Kopfe die Blattläuse abzusuchen, richtet sich oft hoch auf, sträubt die Kopffedern und ruft mit aufgeblähter Kehle rasch nacheinander ein vernehmbares Tädel tädel lädel dät! Diese Strophe, die er in den Tagen seiner Ankunft nur zu oft, selbst noch am späten Abend erschallen läßt, hat ihm den Namen Müllerchen eingebracht, wenn auch viele Fantasie dazu gehört, aus ihr das Geklapper einer Mühle heraus zu hören. Der eigentliche Gesang besteht aus leisen aber melodischen Tönen, die jedoch nur dem Kenner auffallen. Die jungen Männchen üben im August, versteckt in der krubigen Krone eines Baumes oder im dichten Nadelgrün, fleißig ihre Weise ein, sind aber höchstens auf 10 Schritt Entfernung noch zu vernehmen. Mich erinnert dieses zarte Gezwitscher immer lebhaft an das Gezwitscher, denn Gesang ist es nicht zu nennen, einer Singmaus.

In der Wahl ihres Wohnorts ist die Klappergrasmücke nicht eigen. Ihr behagt es bald in dichten Hecken der Gärten, in Städten und Dörfern, wenn sie nur kleine Excursionen nach benachbarten Obstbäumen anstellen kann und in den frühzeitig grünenden Stachelbeersträuchern einen passenden Standort für ihr Nest findet; bald in den jungen Laubholzschlägen, wo Dornesträuch und Brombeerranken die beliebten Verstecke bilden; bald aber auch, und zwar vorzugsweise in unserm Walde, in den reinen Fichtenbeständen, deren Zweige sich noch am Erdboden verschränken; Wunderbar ist, daß der Vogel, der sonst auf Laubholz angewiesen ist, auch hier sein Fortkommen findet und mit Goldhähnchen und Meisen die Nadelzweige durchschlüpft. Es ist mit großer Genugtuung hervorzuheben, daß die jungen Nadelholzbestände in unserer Zeit der Vogelwelt überall die sichersten und besten Schutzgehege bieten und daß sich

gerade hier unzählige der anderswo heimatlos gewordenen Sänger ansiedeln. Leider macht man ja von Jahr zu Jahr mehr mit den dichten Hecken und Büschen der Felder tabula rasa; die Hainungen mit dem eng verwachsenen Unterholze müssen nach den Prinzipien der neuern Forstmänner *reinen Beständen Platz machen*; dagegen pflegt man die Nadelholzkulturen, als die rentabelsten mit besonderer Vorliebe und bietet dadurch den Singvögeln zu Brutansiedelungen die passendste Gelegenheit.

Das Nest des Müllerchens, ein lockerer von unten durchsichtiger Bau, hängt oft niedrig im Dorngebüsch, in Stachelbeergebüsch, in Holunderzweigen, oft aber auch, und zwar im Nadelholze, über Manneshöhe im trocknen, nicht grünen Nadelgezweige. Man kann es hier, wenn es keine Eier enthält, leicht mit dem Nest des Mönchs verwechseln. Die Alten lieben ihre Brut außerordentlich, übertragen diese Liebe, wenn ihnen ihre Kinder geraubt sind, sogar auf hülfssbedürftige Kinder fremder Eltern, was folgende Beobachtung „aus den goldenen Tagen der Kindheit“ erklären möge.

Ich erhielt einst von einem Knaben, der vom Lande her oft junge Vögel zur Stadt brachte, drei Stück halberwachsene Klappergrasmücken. Niemand hatte ihm die Vögel abnehmen wollen und schon war das Todesurteil darüber verhängt, als ich mich im entscheidenden Augenblicke zum Retter aufwarf. Zunächst suchte ich meinen Adoptivkindern in einem Käfige ein warmes Nestchen zu bereiten und trug sie dann in den Garten, um ihnen an einer der Sonnenwärme ausgesetzten Wand einige Fliegen zu erhaschen. Raum hatte ich mein Fütterungsgeschäft begonnen, als ich desselben auch schon wieder enthoben wurde, da sich ein Pärchen Müllerchen einfand und mir durch sein Benehmen bald zu verstehen gab, daß ihm das Wohl meiner Pflegebefohlenen am Herzen liege. Ich wartete im Gebüsch versteckt der Dinge, die da kommen sollten und siehe! die fremden Eltern trugen ein grünes Räupchen über das andere herbei und fütterten die Jungen mit großer Sorgfalt und Liebe groß. Als sie erwachsen waren, öffnete ich das enge Gefängnis und gab sie der Freiheit zurück, „von der sie genommen waren.“

In der Gefangenschaft sieht man das kleine muntere Tierchen selten. Mein alter vogelfundiger Freund L. Hausmann unterhielt einst ein Müllerchen mit gewöhnlichem Drosselfutter einen ganzen Winter hindurch freifliegend auf einem Vorplatze seines Zimmers. Obgleich die Temperatur oft tief unter Null stand, blieb der Vogel dennoch gesund und wurde im nächsten Frühjahr, als er sich als Weibchen entpuppte, wieder in Freiheit gesetzt.

Wenn ein Vogel Ursache hat, sich über Veränderung und Verminderung seiner beliebten Aufenthaltsorte zu beklagen, so ist es unsre allbekannte Dorngrasmücke, (*Curruca cinerea*) bei uns sonderbarer Weise Flachs död del oder wilder Död del genannt. Ich kenne Gegenden wo vor einem Vierteljahrhundert überall aus den grünen Hecken der Felder, Wiesen und Weiden die frische, fröhliche Weise seines Liedes klang, die aber heute sang und klanglos daliegen, weil der Mensch in seinem verstockten Egoismus es für geraten hielt, die trauten sicheren Heimstätten der Vogelwelt auszurotten. In unserm Waldgebirge freilich, wo an den Feldwegen noch dichte Hecken stehen, die Weidekämpe und Viehtristen mit Schwarzen und Weißdorn, untermischt mit Hainbuchen und Rotbuchen eingefasst sind, findet der Vogel noch immer die schönsten Brutplätze, ist aber auch in den reinen Fichtenbeständen bis hoch ins Gebirge ständiger Sommergast. Sonderbarerweise lebt er häufig auch in Gegenden, wo man seine Lieblingsplätze, Gebüsch und Hecken, gänzlich vernichtet hat und zwar bewohnt er hier die großen Raps- und Rübsenbreiten; ein neuer Beweis, daß sich der Vogel lokalen Veränderungen zu akkommmodieren versteht.

Ein charakteristischer Zug im Wesen der Dorngrasmücke ist eine stete Unruhe, eine fortwährende Rührigkeit und Leben-

digkeit. Seit langen Jahren schon nistet ein Pärchen in unmittelbarer Nähe meines Hauses und habe ich jederzeit die schönste Gelegenheit, dem Treiben der lebensfrohen Tierchen zuzusehen. Sobald das Männchen im Frühlinge wieder angelangt ist, macht es sich auch durch seinen Gesang bemerklich. Bald erscheint es in kecker Stellung mit aufgeblasener Kehle auf einer Hecke oder einem Busche, oder hoch auf einem Baume; bald schwingt es sich mit heiterem Sange über das Haus, den Garten hin und stürzt sich dann plötzlich in's Gebüsch herab; bald durchschlüpft es die benachbarten Hecken, den Beobachter mit einem rasch ausgestoßenen Wät, wät, wät, wät! begrüßend. Es singt so fleißig, daß es oft in einer Minute 8 mal seine Strophe erschallen läßt. Ja, in der Nacht selbst, in der lauen stillen Frühlingsnacht, hebt es sich plötzlich von Liebe begeistert aus dem duftenden Weißdorngebüsch und schmettert seine Strophe aus voller Brust über den Garten hin. Ich hege für diesen Vogel eine besondere Vorliebe, war er es doch, der beim Begegnisse des alten Naturpriesters Brehm den Grabgesang anstimmte.

Das Nest der Dorngrasmücke, ein leichter aus Würzeln, dünnen Gräsern, Spinnweben und Pferdehaaren bestehender Bau, steht der Regel nach in Weißdorn- und Schwarzdorngebüsch, oft dicht am Boden, dann aber auch zwischen Raps- und Rübsenstengeln. Da ich einst Gelegenheit hatte, ein Pärchen unseres Vogels bei Anlage des Nestes zu beobachten, so möge die nähere Beschreibung hier folgen. Es war an einem warmen Apriltage, noch waren die Gebüsche nicht vollständig belaubt, und ich konnte daher das Treiben des bauenden Paars unbehindert belauschen. Unter fortwährendem leisen Gezwitscher hob das Männchen die Baustoffe bald am Rande, bald inmitten des Gebüsches auf und trug sie der geschäftigen Gattin zu, die deren Anordnung eifrig besorgte. Aber nicht immer erwartete sie die Ankunft des Gemahls, und wenn dieser sich auf einige Augenblicke etwas weit vom Neste entfernte, dann entschlüpfte sie dem halbvollendeten Baue und promenierte von einem Zweige zum andern. Höchst spaßhaft sah es aus, wenn die Vögel lange dürre Halme des Vogelfnöterichs im Schnabel tragend, in stolzer Haltung, die Kopfedern gesträubt, die Kehle aufgeblasen und mit den Augen neugierig umherspähend auf den Zweigen balanzierten.

Die Dorngrasmücke ist, wie alle anderen ihrer Art, eine leidenschaftliche Liebhaberin von allerhand Beeren, unter denen die roten Johannisbeeren und die des Traubenhunders die gesuchtesten sind. Sobald das Brutgeschäft beendet ist, verschwinden sie wieder aus dem Reviere. Im September ist bereits der Zug dieser zarten Kerbtierfresser, die im Räfige noch einer gehalten werden müssen als eine Nachtigall, beendet.

Nach den Grasmücken stellt die Familie der *Laubfänger* zu den Waldkonzertisten ein nicht unbedeutendes Contin-
gent und zwar mehr, wegen ihres häufigen Vorkommens und ihrer starken Vertretung, als ihrer musikalischen Befähigung. Betrachten wir das Trifolium der kleinen laubfarbigen Schar nach der Reihenfolge in der es sich bei uns einzustellen pflegt.

Schon im März, wenn die Bäume noch kahl und nackt dastehen, wie mitten im Winter und nur die am Waldesrande wachsenden Salweiden ihre Blütenfätzchen ausgehängt, hat sich der Kleinste unserer Kleinen, der sogenannte *Weiden-
laubvogel* (*Phylopneuste rufa*) ein Vögelchen von der Größe unseres Goldhähnchens, schon wieder in der Heimat eingefunden. So lange die Sonne scheint und milde Südwinde wehen, fehlt es ihm nicht am Besten, am täglichen Brote; wenn aber der tückische Winter sein Schneeflockenspiel wieder beginnt, da ist er gezwungen, aus den Kronen der Bäume herabzusteigen und am Waldbache, an Quellen und Teichen sich kümmerlich zu ernähren. Daß er aber selten Mangel leidet, seltener als alle andern Frühlingsgäste, zeigt er auch jetzt durch seinen Gesang an, denn trotz Schnee und Eis stimmt er immer lustig sein originelles Geleier an. Sein Gesang hat verschiedene Übersezer und Übersetzungen gefunden. *Brehm* bezeichnet denselben durch die Sylben: *Till, tell, till, tell!* *Bechstein* durch: *Zip, zap, zip, zap!* *Naumann* so un-

übertrefflich durch: Dilm, delm, demm, dilm, delm, demm' dölm! und unsere liebe Dorfjugend singt mit dem Kleinen in die Wette: Sippensappen, sippensappen!

Zu seinem Aufenthaltsorte liebt der kleine Leiermann den gemischten Wald, tritt aber bei uns auch im reinen Nadelwalde auf. Fast den ganzen Tag sieht man ihn in den Kronen der Buchen, Eichen und anderer Bäume umherhüpfen, immer mit Flügeln und Schwanz zuckend, hin- und wieder eine Fliege erhaschend, eine niederfallende Raupe, Spinne oder Motte in geschicktem Purzelbaum schlagen wiederfangend und dabei von Zeit zu Zeit mit einem sanften Huid — huid — huid! sein Dasein bezeichnend. Im Juli begibt er sich in die Gärten der Walddörfer, wo man in einer Erbsenrabatte wohl ein Dutzend dieser flinken Tierchen herumhüpfen sieht, die sich sehr geschickt zu verbergen wissen. Einige Obstbäume, die dicht an Gebäuden stehen, an deren sonnigen Wänden sich die Fliegen gern aufhalten, werden von ihm vorzugsweise besucht. Hier ist er besonders im Spätherbst zu finden, wenn sich der Mangel an Käfern bemerklich macht.

Eigentümlich ist's, daß dieses lebendige Vögelchen, welches sonst nur in den Kronen der Bäume sein Wesen treibt, bei Anlage seines Nestes nach dem Erdboden strebt und hier im niederen Gestüpp, im hohen Grase, im dichten Dorngebüsch und in dichten Fichtenbäumchen, in Fahrgleisen und zwischen Erdschollen die ziemlich locker gewebte Behausung errichtet. Da dieselbe nur aus Grasrispen, Halmen und trocknen Blättern besteht, der bindenden Moose, Flechten, Spinnengewebe und Wolle ganz entbehrt, kann sie sich an Schönheit mit dem königlichen Palaste des Vogels Zaun nicht messen. Auch der Eingang ist weit und mit dem Nestboden fast in gleicher Höhe, welcher Umstand dem Neste das Ansehen eines Backofens verleiht. In Süddeutschland nennt man den kleinen Baukünstler deshalb Bäcköferle; unsere derbe norddeutsche Jugend hat aber einen derberen Ausdruck dafür und nennt ihn schlichtweg Bäckofendrechsler. Das Nestinnere ist mit einer großen Menge von Hühner- und Taubenfedern ausgelegt, die der Vogel oft weit heranschleppt. Einmal fand ich ein Nest sogar 5 Fuß hoch vom Erdboden in einer Fichtenkrone verborgen; ein andermal mehrere Fuß hoch in einem dichten Weißdornbusche, Fälle, die in der Nidologie gewiß vereinzelt dastehen.

Ein Vöglein, welches schon seit Jahren in der Nähe meines Hauses nistete, erschien am 21. März. Erst am 24. April bemerkte ich, wie das Weibchen mit Halmen und dürrer Laube beladen einem etwa 1 m hohen unter einer Hecke geschützt stehenden Fichtenbüschchen zueilte, um in diesem das Nest zu errichten. Anfangs schichtete es Grashalmen und dürres Laub aufeinander, um erst eine solide Unterlage zu schaffen. Schon am dritten Tage begann es die Kuppel in Angriff zu nehmen, die bereits nach vier Tagen vollendet war. Jetzt erst schritt es zur inneren Auskleidung. Vor der Küchentür, wo im Laufe des Winters ein paar Borstenträger abgeschlachtet waren, lag das benötigte Material massenhaft und nach hier wandte das bauende Weibchen stets seinen Flug. Der Herr Gemahl half auch nicht im geringsten bei der Herstellung des Nestes und während die Gattin sich abmühte, daß er gemütlich leiernd im Baumwipfel. Am 1. Mai lag ein Ei im Neste, klein, zartschalig, weiß mit rötlichen Punkten. So lange das Weibchen das Legegeschäft noch nicht beendet hatte, schlief es auch nicht im Neste. Erst als das Neste vier Eier enthielt, daß es am Abend im Neste. Als ich am 5. Mai wieder das Neste betrachtete, bestand der Satz aus 5 Eiern. Das Weibchen nahm schon heute, als es das Neste verließ, zu der Verstellungskunst seine Zuflucht, indem es wie gelähmt am Boden umherschlitterte und dann im Gebüsch verschwand. Am 21. Mai enthielt das Neste 5 Jungen, von denen jedes mit 3 Dunen geziert war, an jedem Flügel eine und eine auf dem Kopfe. Am 4. Juni war das Neste leer und die Jungen saßen dicht aneinandergedrängt in einem nahen Brombeerbusche. Schon am 10. Juni sah ich, daß sie Versuche anstellten, ein Kerbtier im Fluge zu erhaschen, ein Zeichen, daß sie früh selbstständig werden.

In der Stube ist dieser kleine Gast leicht einzugewöhnen und zwar am bequemsten zur Zeit, wenn die Stubenfliege zur wahren Hausplage geworden ist. Schon in der ersten Stunde seines Gefangenlebens beginnt er seine Jagd, indem er die am Fenster tanzenden Duälgeister erschnappt, später verfolgt er sie überall, mögen sie nun am Fußboden oder unter der Decke sitzen. Ich engagiere alle Jahr auf einige Wochen einen solch billigen Fliegenfänger und ich bin mit seinen Leistungen immer sehr zufrieden. Da er meist in den Blumen

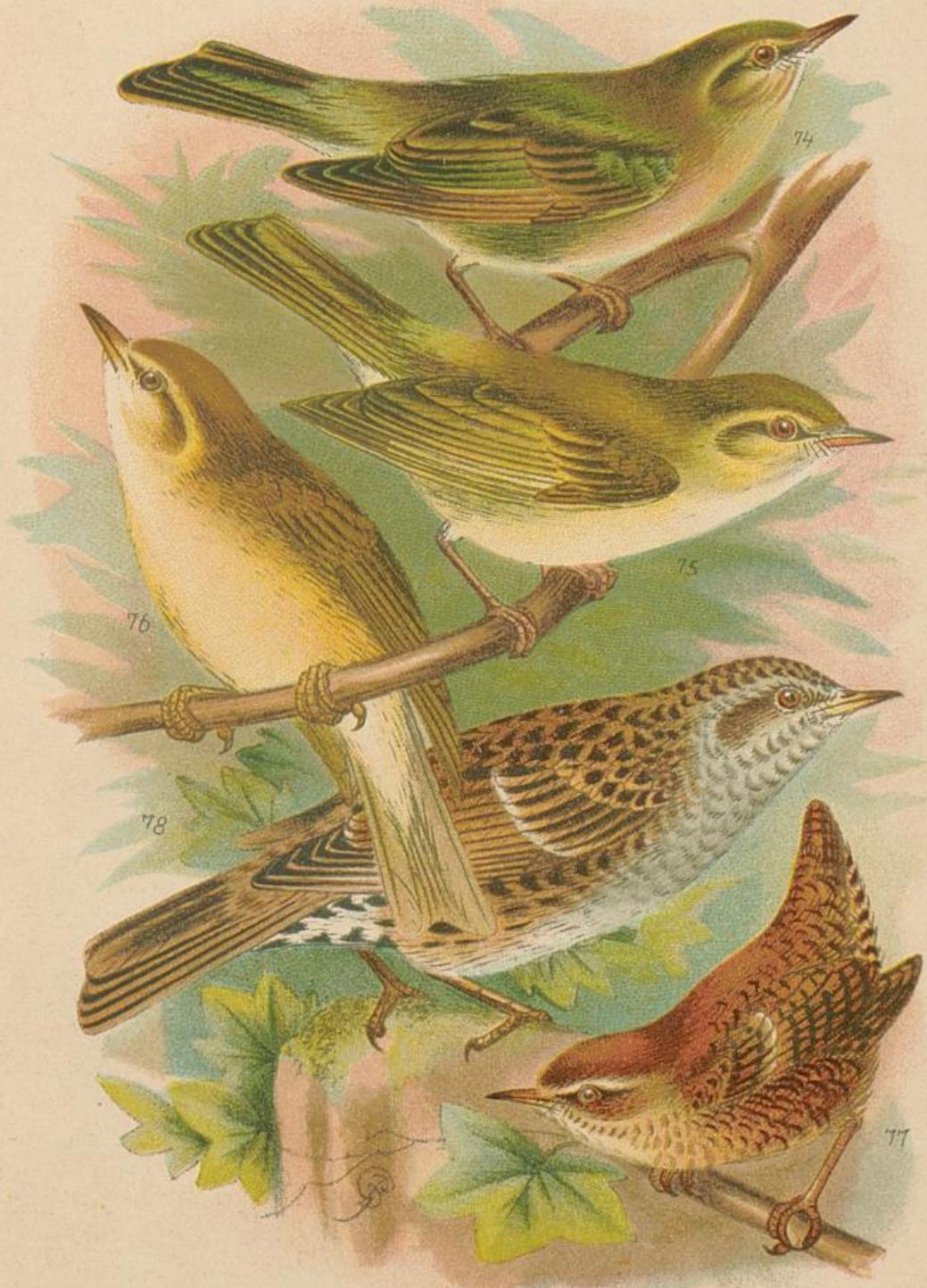
am Fenster sitzt und von dort aus seine Jagden anstellt, auch Nachtruhe daselbst hält, hat man eine Verunreinigung des Zimmers nicht zu befürchten.

Im Herbst, wenn die meisten Sänger schweigen, da ist unser Weidenzeisig noch in voller Gesangstätigkeit und sein Dilm, demm, dölm ertönt lustig zu dem girlenden Liede des Hausrotschwänzchens. Ich hörte ihn noch am 19. Oktober singen, dann aber war er nach Süden aufgebrochen, um 5 Monate lang fern von den Wäldern der Heimat zu leben.

Nach dem Weidenlaubvogel, etwa im 2. Drittel des Aprils, stellt sich der *Fitis* (*Phyl. fitis*) wieder an seinem Brutplatz ein. Er hat dieselbe Größe wie der Weidenlaubvogel und ist durch sein seidenweiches, gelbliches Röckchen und seine fleischfarbenen Füße von demselben zu unterscheiden.

Wenn der *Fitis* bei uns anlangt, hat der Lenz schon bedeutende Fortschritte gemacht. Die Ebereschen prangen im frischen Grün und die am Waldesaume oder in den Hainungen stehenden Weißdorngebüsche haben längst ihre zarten Blätterknospen dem warmen Sonnenscheine erschlossen. Hier finden wir unsern kleinen Sommergärt jetzt in voller Tätigkeit. Unermüdlich treibt er sich in dem jungen Grün umher, wo angelockt durch den Duft der frischen Blätter, allerhand fliegendes Geziefer sich einzustellen pflegt. Sehr fleißig lässt er aber auch sein Frühlingslied erschallen, eine reizende Strophe, die, einem Silberglöckchen gleich, in lieblich sanften, immer mehr ersterbenden Tönen im langsamem Rhythmus dahinfliest. Es liegt ein süßer Zauber in der seligen Weise unsers kleinen Sängers und die jungen Hainungen, die der Naturfreund so gern im Vorfrühling durchwandert, erhalten dadurch einen besonderen Reiz.

Betrachten wir uns den Aufenthaltsort unsers lieben Frühlingsängers einmal genauer, so finden wir, daß derselbe



74. Weidenlaubvogel. 75. Fitis. 76. Schwirrer. 77. Zaunkönig.
78. Heckenbraunelle.

Kunststalt F. E. Eger, Kaiser, G.m.b.H., Görlitz-Ufermühle.

am Fenster sitzt und von dort aus seine Jagden anstellt, auch Nachtruhe daselbst hält, hat man eine Verunreinigung des Zimmers nicht zu befürchten.

Im Herbst, wenn die meisten Sänger schweigen, da ist unser Weidenzeisig noch in voller Gesangstätigkeit und sein Dilm, demm, dölm ertönt lustig zu dem girlenden Liede des Hausrotschwänzchens. Ich hörte ihn noch am 19. Oktober singen, dann aber war er nach Süden aufgebrochen, um 5 Monate lang fern von den Wäldern der Heimat zu leben.

Nach dem Weidenlaubvogel, etwa im 2. Drittel des Aprils, stellt sich der *Fitis* (*Phyl. fitis*) wieder an seinem Brutplatz ein. Er hat dieselbe Größe wie der Weidenlaubvogel und ist durch sein seidenweiches, gelbliches Röckchen und seine fleischfarbenen Füße von demselben zu unterscheiden.

Wenn der *Fitis* bei uns anlangt, hat der Lenz schon bedeutende Fortschritte gemacht. Die Ebereschen prangen im frischen Grün und die am Waldesaume oder in den Hainungen stehenden Weißdorngebüsche haben längst ihre zarten Blätterknospen dem warmen Sonnenscheine erschlossen. Hier finden wir unsern kleinen Sommergärt jetzt in voller Tätigkeit. Unermüdlich treibt er sich in dem jungen Grün umher, wo angelockt durch den Duft der frischen Blätter, allerhand fliegendes Geziefer sich einzustellen pflegt. Sehr fleißig lässt er aber auch sein Frühlingslied erschallen, eine reizende Strophe, die, einem Silberglöckchen gleich, in lieblich sanften, immer mehr ersterbenden Tönen im langsamem Rhythmus dahinfliest. Es liegt ein süßer Zauber in der seligen Weise unsers kleinen Sängers und die jungen Hainungen, die der Naturfreund so gern im Vorfrühling durchwandert, erhalten dadurch einen besonderen Reiz.

Betrachten wir uns den Aufenthaltsort unsers lieben Frühlingsängers einmal genauer, so finden wir, daß derselbe

junges Stangenholz, niedere Hainungen, in deren Nähe ein perlender Bach unter dem Gebüsch dahineilt, bevorzugt, aber auch die Fichtenschonungen, in welchen Heidekraut wächst, bis hoch ins Gebirge hinein bewohnt. Auch hier scheint sein Tisch immer reichlich gedeckt zu sein und sehen wir ihn das Nadelgezweig mit der Behendigkeit eines Goldhähnchens durchschlüpfen. Auch in den Baumhöfen und Gärten der Walddörfer siedelt er sich an und besucht dieselben regelmäßig zur Zeit seiner Ankunft. Einst trieb sich ein schmückes Männchen sogar unter meinem Fenster auf einem Blumenbeete umher und sang auf dem Erdoden hüpfend zwischen blühenden Primeln und Hyazinthen seine liebliche Strophe.

Das Nest, ein backofenförmiger Bau, wie der des Weidenzeisigs, steht meist nahe am Boden, oft aber auch in buschartigen Fichten und dichten Weißdornbüschchen, einige Fuß hoch von der Erde. Ich traf einst ein Weibchen beim Bau beschäftigt und sah, wie es Baustoffe: dürre Blätter, zarte Grashalme usw. nur wenige Schritt vom Standorte auflas. Es war ein sonderbarer Anblick, wenn der winzige Vogel, ein trockenes Blatt, das ebenso groß war, wie er selbst, im Schnabel haltend, aus dem Gebüsch aufstach und damit fortsteuerte. — — Allerliebste Geschöpfe sind die jungen Fitisse. So eben beim Niederschreiben dieser Zeilen beschäftigt, präsentiert sich mir auf einem unter meinem Fenster stehenden Zwetschgenbaum ein Fitisvater und zwei seiner Kinder mit ihm. Die Jungen, die mit aufgedunsem Gefieder zusammen auf einem Ast sitzen, erscheinen viel größer, als ihr Ernährer, der alle Augenblick, den Schnabel mit Blattläusen gefüllt, sich ihrer erbarmt. Oft hüpfst ein Junges hinter ihm drey, kehrt aber bald um und setzt sich wieder dem Nestbruder zur Seite. Ungefähr eine Viertelstunde verweilen sie dort im Strahl der Morgensonne, dann aber setzen sie ihren Streifzug in den Garten fort.

Sobald der August heranrückt, begeben sich die Fitisse in die Gärten der Walddörfer und durchsuchen Hecken, Obstbäume, Erbsenbeete usw. nach Kerzen. Die jungen Männchen singen dann schon vollständig das Lied ihres Vaters, nur nicht so laut als im Frühlinge. In den kleinen Vögeln steckt eine unverwüstliche Necklust. Fliegt einmal vom Hausdache ein argloser Star, ein sanfter Baumpieper, ein beweglicher Rot-

schwanz, gleich stürmt ein kleiner Raufbold mutig hinterdrein und sucht den Davoneilenden zu belästigen.

Er ist im Zimmer ein ebenso geschickter Fliegenfänger wie sein Better, der kleine Weidenzeisig. Sitzt er einmal am Fenster, so bekommt er auch häufig Besuch von den freien Genossen, die an den Scheiben herumflattern und neugierig hineinlugen. Setzt man ihn in einem Käfige auf die Fensterbank nach draußen, so nimmt der Besuch gar kein Ende, da alle Vettern und Basen der Nachbarschaft herbeikommen, um sich über das Schicksal des Gefangenen zu unterrichten.

Der wunderschöne Monat Mai führt uns auch den letzten und zartesten unserer Laubläufer wieder zu, den Waldlaubläufer (Phyl. sibilatrix), auch schwirrender Laubvogel genannt.

In der Lebensweise gleicht er den beiden vorhergehenden Arten, nur weicht er in der Wahl seines Aufenthaltes insofern davon ab, als er niemals den reinen Nadelwald zum Wohnsitz wählt, sondern immer den Laubwald. Unter allen Bäumen bevorzugt er auffallender Weise die Birke, in deren hängendem Gezweig er gern umherhüpft. Auch ist er mehr Waldvogel, als die beiden vorhergehenden Arten, da er Gärten und Baumhöfe seltener besucht.

Sehr leicht erkennt man ihn an seinem eigentümlichen Gesange. Der Anfang desselben erinnert an die Strophe des Titis, der Schluß besteht aus einem lauten Schwirren, das wie Sirrrrr klingt. Dabei schwingt sich der entzückte Sänger oft im sanften Bogen durch das Blättergrün, mit zitternden Flügelbewegungen den Taft zu seinem Liede schlagend. Zeitweilig vernimmt man auch seinen sanft flötenden Lockton, ein langgezogenes Tui! dem Lockton des Gimpels so täuschend ähnlich, daß er selbst den Kenner irre leiten kann.

Sobald sich die Pärchen zusammengefunden, schreiten sie zum Nestbau. In einer Vertiefung des Waldbodens, oft von Grasbüscheln überschattet, findet man das mit dünnen Blättern und Halmen sorgfältig bereitete, oben überwölbte Nest, immer so versteckt, daß man es nur entdeckt, wenn der Vogel davon fliegt. Später, wenn erst Junge darin sind, braucht man sich nur etwas verdeckt aufzustellen und wird dann bald an dem Fluge der futtertragenden Alten den trauten Ort, wo die Liebe ihr Haus gebaut, ausgefundschaftet haben, wobei man sich nur zu hüten hat, das Nest nicht zu zertragen, wie es dem Unkundigen wohl einmal passieren kann.

Schon im August wandert der Waldlaubvogel wieder dem wärmeren Süden zu, wenigstens habe ich ihn nach dieser Zeit weder an seinem Brutplatz, noch in den Gärten und Baumhöfen der Walddörfer mehr angetroffen.

Leider scheint dieser zarte Sommergäst von Jahr zu Jahr bei uns abzunehmen, denn ich kenne Gegenden unseres Waldes, wo er vor einem Jahrzehnt noch jährlich aufzufinden war, die aber heute gänzlich von ihm verlassen sind.

Ein zwischen den Grasmücken und Laubvögeln stehender Sänger von ausgezeichneter Begabung und hohem Rufe ist die *B a s t a r d n a c h t i g a l l* (*Sylvia hipolais*), auch *S p o t t - v o g e l*, *S p ö t t e r*, *g e l b b ä u c h i g e G r a s m ü c k e* genannt. Ein alter, mir wegen seiner Vogelkenntnis befreundeter Dörfler, der die eigene Marotte hatte, alle ihm dem eigentlichen Namen nach unbekannten Vögel ohne weitere Umstände zu taufen, nannte diesen Vogel *S p r a c h m ä n n c h e n*, weil, wie er sagte, der Gesang aus den Sprachen anderer Vögel zusammengesetzt sei. Und der Mann hatte Recht! Dem aufmerksamen Horcher klingen in diesen im schnellsten Allegro dahinrollenden Strophen die verschiedensten Reminiszenzen aus den Liedern anderer Vögel ins Ohr. Eingeleitet wird der Gesang durch den wohl-

klingenden Lockton, der etwa wie Detroit klingt, dann wechseln zischende, schwirrende, gurgelnde, flötende und schnalzende Laute in den reichsten Modulationen mit einander ab, zeitweilig unterbrochen vom Ruf der Meise, vom Schlag der Wachtel, vom Pfiff des Piols oder von den Stimmen umwohnender Grasmücken. Die Töne überstürzen sich förmlich und es ist wunderbar, wie sich in der kleinen Kehle des Sängers in einem Augenblicke diese mannigfaltigen Töne erzeugen können.

Unser Spottvogel ist ein Feind von nasikalter oder rauher Witterung; ihm behagt es am liebsten in milder, warmer Sommerluft, weshalb er auch erst im Mai, wenn alle anderen Sänger bereits erschienen sind, sein Standquartier bezieht. Dieses liegt niemals tief im Walde, selten am Waldesrande, dagegen wohl in Hainen und Feldgehölzen, die etwas feuchten Boden haben und in welchen die verschiedensten Baumgruppierungen vorkommen, oder auch in den Gärten und Baumhöfen der Walddörfer, wenn nur klares Wasser in der Nähe ist. Selbst in den Anlagen und Gärten der Städte ist er anzutreffen. Vor allen Dingen muß sein Aufenthaltsort mit einigen oder wenigstens einem hohen Baume versehen sein, denn seine Laubvogel-Natur offenbart sich gerade dadurch, daß er sich beständig in den Kronen umhertreibt und nur, wenn Not und Mangel eintritt, zur Erde kommt. Als vor einigen Jahren noch spät im Mai ein arges Schneegestöber unsern Wald durchbrauste, kam ein Spottvogel des Tages mehrerermaß nach Kerbtieren suchend in einem Winkel meines Baumhofes zur Erde, woselbst ich ihm einige Mehlwürmer servierte, die ihm sehr zu munden schienen.

Das Nest, ein wahrer Prachtbau, gehört zu unsern schönsten Vogelnestern. Es steht in einer Höhe von 1—4 m. Dasjenige, welches mir zu meiner Beschreibung gedient, stand auf den dichtbelaubten Zweigen einer jungen Eiche und war aus wenigen 10 cm langen Moosrispen, trockenen Gräsern mit Insektengespinst und Birkenrinde vermengt, fest gewebt. Ich nahm dieses schöne Nest erst im November ab, als schon manches Regenschauer, mancher Sturmwind darüber hingezogen war und, nachdem es bereits lange Jahre meine Nestsammlung geziert, hatte es noch das Ansehen, als ob es der Vogel erst eben verlassen hätte. Die weiße Birkenrinde verleiht dem

Neste das Ansehen, als wäre es mit Hobelspänen oder Papierschnitzeln ausstaffiert. Die Nester, die ich sonst noch gefunden, standen im dichten Buchengebüsch, in jungen Fichten, in Hainbuchenkronen, ja auch eins war auf einer, dichten Erlenengebüsch durchziehenden Brombeerranke, mit Insektengespinnsten äußerst künstlich befestigt. Dem schönen Neste entsprechen auch die schönen rosafarbenen, schwarzpunktirten Eier.

In dem etwa 330 m hoch im Teutoburger Walde gelegenen Dörfchen Feldrom ist der Spottvogel ständiger Sommergäst, aber nur gelegentlicher Brutvogel. Ein halbes Dutzend liebesseliger Männchen pflegt sich alle Jahr an den bestimmten Plätzen einzustellen. Bis in den Juli hinein erflingen ihre Weisen, dann aber ist's aus mit der Herrlichkeit. Welches die Ursache dieser auffallenden Erscheinung ist, wird sich erst feststellen lassen, wenn man diese Beobachtung auch in anderen, ebenso hoch und unter gleichen Breitengraden liegenden Ortschaften gemacht haben wird.

Ein anderer talentvoller und auch fleißiger Sänger ist der Sumpfschilfsänger (*Calamoherpe palustris*).

Dieser in einigen Gegenden Deutschlands äußerst seltene Vogel scheint sich in den letzten Jahren immer mehr auszubreiten. Er nimmt im großen Vogelflorzette als Sänger und Spötter einen hervorragenden Platz ein und wird sogar von einigen Vogelfundigen dem Spottvogel vorgezogen. Wie dieser trifft der Sumpfschilfsänger erst bei uns ein, „wenn alles in der Blüte steht“, selten vor Mitte Mai, in hochgelegenen Gegenden oder bei nasser Witterung erst im Juni. Am Ende des Augustmonds, wo die Tage merklich kürzer werden, wandert er schon wieder dem warmen Süden zu.

Seinem Namen nach sollte man schließen, der Vogel sei nur in Sümpfen oder schilfigen Gegenden anzutreffen, dem ist

aber durchaus nicht so. Man findet ihn wohl in feuchten, mit Weidicht, Schilf und schilfartigen Gräsern bewachsenen Niederungen, doch tritt er ebenso oft auf trockenen Getreidefeldern, in Rübsen-, Raps- und Bohnenbreiten auf, unternimmt von hier kleine Spazierflüge nach benachbarten Feldbäumen, siedelt sich aber auch in Gärten an, wenn er daselbst dichte Erbsen- und Bohnen-Rabatten und dichtes Gebüsch findet. Zwischen Häusern und in geschlossenen Ortschaften scheint es ihm weniger zu behagen, da ihm der Mensch und sein Treiben unangenehm ist.

Auch in seiner Lebensweise und seinem Betragen unterscheidet er sich vielfach von dem gelben Spottvogel. Während dieser sich mehr in den Baumkronen umhertreibt und in Gegenwart des Menschen seine erborgten Weisen herableiert, fühlt sich der Sumpfschilfänger am wohligsten in der Nähe des Erdbodens und hüllt sich sofort in tiefes Schweigen, sobald er sich beobachtet glaubt. In den Bohnenfeldern steigt er beim Singen gern auf die oberen Spitzen, wählt aber nie hervorragende Stengel zum Ruheplatze, sondern sitzt immer so, daß ihn das benachbarte Grün den Blicken der Menschen entzieht. Mit geradezu quecksilberner Gewandtheit weiß er das dichteste Gebüsch zu durchschlüpfen, hält sich nach der Weise aller Schilfänger gern klammernd an senkrecht stehenden Halmen und Ruten, durchellt, wenn die Umstände dazu drängen, im raschen Fluge die Luft und stürzt sich pfeilgeschwind wieder in das verbergende Gesträuch. Unstet und munter wie er ist, hält er sich nie lange an einer Stelle auf, was man deutlich wahrnimmt, wenn er singend und wandernd zugleich sich bald hier bald dort vernehmen läßt.

In Anbetracht seiner Gesangsfertigkeit steht der Sumpfschilfänger mit dem Spötter auf gleicher Stufe, doch hört der einigermaßen Vogelsprachkundige aus dem Liede sofort das eigentümliche Ter, ter, ter, zir, zir, zir, oder Tret, tret, tret, trit, trit, trit der Schilfänger, seiner Artverwandten, heraus. Das ganze Tonstück besteht aus den verschiedensten Vogelstimmen, hauptsächlich aus Lockrufen und kürzeren Strophen, die im wunderbarsten Durcheinander mit einer Leichtigkeit und Eleganz vorgetragen werden, daß daraus eine echt künstlerische Original-Produktion zu entstehen scheint. Eine eigenartige

Färbung erhält das Lied noch durch das Presto-Tempo, in welchem es vorgetragen wird. Man gedenkt dabei unwillkürlich der Worte: „Wie mit wildem Ungezüm Wellen sich ergießen.“ Am meisten fesselt uns das Lied in der Stille einer milden Sommernacht, wenn tiefes Schweigen die schlummern- den Fluren umfängt. Da will es mir immer scheinen, als wollte sich der nimmer rastende Sänger durch Benutzung der Nächte für den kurzen Aufenthalt in der Heimat schadlos zu halten suchen.

Der Sumpfschilfsänger nistet nur einmal im Jahre. Wenn aber die erste Brut verunglückt, folgt noch eine neue. Das Nest ist insofern leicht von andern Rohrsängernestern zu unterscheiden, als es niemals über dem Wasser steht. In seiner Konstruktion trägt es unverkennbar den Stempel aller Rohrsängernester, weil es, einem Körbchen gleich, frei zwischen aufrech stehenden Weidenschößlingen, Bohnenstengeln, Getreidehalmen oder sonstigen Pflanzenstengeln hängt. Einst fand ich ein Nest im Gerstenfelde, nur von wenigen Halmen getragen, ein anderes im Rotklee und eins zwischen zwei Strünken des Braunkohls. In nassen Sommern gehen viele Brutens verloren, besonders diejenigen in Roggenfeldern, wenn der Roggen sich lagert. Das Weibchen ist es allein, welches das Nest baut. Beim Herbeischaffen der Baustoffe wird es stets vom Männchen begleitet.

Die Jungen verlassen sehr früh das Nest, halten sich in den ersten Wochen immer treu zusammen, wissen sich aber bei nahender Gefahr, gewarnt von den Angstlauten der Alten, sehr geschickt im Grase oder Geesträuch zu verstecken. Dennoch werden sie manchmal eine Beute der Katzen, Wiesel und sonstigen Raubgesindels. Erfreulicher Weise ist eine beständige Zunahme dieses Vogels zu bemerken.

Von allen Sängern erfreut sich keiner einer größeren Popularität, als der jedermann bekannte *Zaunkönig* (*Trochilus parvulus*), auch *Winter-* oder *Schneekönig* genannt. Er gehört zu den wenigen Vögeln, die jahraus jahrin in der Heimat bleiben und deren Lieder auch in jener Zeit unser Herz erfreuen, wenn alle anderen Sänger verstummt oder verschwunden sind. An den schönen Herbstmorgen, wenn zu unsern Häupten die wanderlustigen Scharen lockend oder lautlos dahinsegeln, läßt der kecke Vogel aus dem Reisighaufen des Baumhofes plötzlich seine lustige Weise erschallen, als wollte er der Wanderer spotten, die, um dem Mangel und der bitteren Not zu entgehen, gezwungen sind, ihr Vaterland zu verlassen. Und wenn dann später der Winter in sein silberglänzendes Gewand Wald und Flur eingehüllt hat und die Strahlen der aufgehenden Wintersonne durch die blumenbemalten Scheiben glitzern, da erklingen unter unserm Fenster wieder dieselben Lieder mit gleicher Kraft und gleichem Wohlklang. Ein solcher Sänger muß mit seinen Liedern unser Herz erobern und unser Interesse im hohen Grade erregen.

Betrachten wir ihn in seinem täglichen Leben, in seinen Sitten und Gewohnheiten einmal näher, so finden wir, daß er schon früh am Morgen, wenn am östlichen Himmel „die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporsteigt,“ sein Versteck verläßt, um seine Streifzüge durch sein Gebiet anzutreten. Dieses liegt gewöhnlich tief im Walde, wo sich der Gebirgsbach mühsam durch Fels und Gestein zwängt, dichtes Gebüsch und Gestrüpp die Ufer besäumt und hin und wieder Baumwurzeln und Felsklüfte beliebte und gesuchte Schlupfwinkel bieten. Aber auch in den Gärten und Baumhöfen der Walddörfer, wenn sich nur dichte Hecken, tote Zäune, Reisighaufen, aufgeschichtetes Holz, offene Schuppen u. s. w. vorfinden, ist er ständiger Bewohner. Vermöge seines winzigen Körperbaues ist er imstande, die engsten Spalten zu durchschlüpfen, überall einzudringen, jeden Winkel, jedes Ecken genau zu durchstöbern. Er hält sich meist verborgen und nur zeitweilig taucht er empor, erscheint auf einem Zaunpfahle, einem dünnen emporstehenden Reis, trillert sein Lied, verneigt sich, dreht sich einigemal mit keck erhobenem Schwänzchen im Kreise herum, lockt auch wohl mit lautem Zerrr oder Zek, zek, zek! eilt dann schwirrenden Fluges weiter und verliert sich wieder in seinen

Verstecken. Den Spechten ähnlich, durchstreift er sein Revier mit einer gewissen Regelmäßigkeit und erscheint täglich zur bestimmten Stunde wieder an bestimmten Orten.

Recht spaßhaft sieht er aus, wenn er einmal bei meinen unter dem Fenster im Garten stehenden Stubenvögeln erscheint und ihnen seine Visite abstattet. Ohne weitere Umstände spaziert er an der einen Seite in den Käfig hinein, an der andern hinaus, natürlich zur großen Verwunderung der eingekerkerten Freunde. Sehr oft besucht er auch Scheune und Stallungen, Küche und Keller, wo er mit dem spitzen Schnabel die schlafenden und verborgenen Bruten der Kerfe aus ihren Schlupfwinkeln hervorzieht.

Schon früh im Jahre regen sich in dem Herzen unsers Liliputers „der Liebe zarte Triebe,“ sah ich ihn doch schon Mitte Januar bei 5° Kälte und tiefem Schnee seine Erokorene mit aufgeblähtem Gefieder und den wunderlichsten Kapriolen umtanzen, wobei er derselben die süßesten Schmeicheleien ins Ohr zwitscherte. Natürlich schreitet er um diese Zeit noch nicht zum Nestbau, jedoch fängt er damit, wie alle Standvögel, schon Ende März an. Der kleine Vogel ist ein ausgezeichneter Baukünstler. Wer hat ihm nicht schon Bewunderung gezollt, dem einfachen Königspalaste, der sich bald im dichtesten Fichtengebüsch und Brombeerestrüpp, bald in den Epheuranken alten Gemäuers, bald in den düsteren Fugen der russigen Köhlerhütte, bald in dem Bleichhäuschen der Wäscherin, bald unter dem Strohdache des Landmanns vorfindet? Es gibt unter unsren Baukünstlern keinen zweiten, der ein solch praktischen Sinn in der Wahl der verschiedenen Dertlichkeiten befundet wie der Zaunkönig. Einmal fand ich sein Nest sogar in einer Höhe von 6 m auf dem herüberhängenden Ast eines knorriegen Birnbaums. Das schönste Exemplar eines Nestes aber, welches ich je gesehen habe, stand einst in der Nähe meiner Wohnung, ungefähr 1 m hoch in der moosigen Umhüllung einer alten Eiche. Damit nämlich der zirkelrunde Eingang durch fortgesetzten Besuch des Nestes seitens der Vögel nicht übermäßig erweitert werde, war derselbe durch einige horizontal liegende Reiser gleichsam mit einer Schwelle versehen; über dem Eingange aber war eine etwas abstehende aus Moos und Reisern gemachte Bedachung angebracht, so daß weder Zug-

wind noch Neigen die häusliche Gemütlichkeit stören konnte. Der Zaunkönig scheint an der Herstellung des Nestes ein eigenes Wohlgefallen zu haben, denn während die ehrsame Gattin dem Brutgeschäfte obliegt, treibt sich der Herr Gemahl nicht schwelgend und lungernd oder neue Liebesverhältnisse anknüpfend umher, sondern er errichtet nach Art der Webervögel Südafriens und Afrikas in seinem Herrschergebiete sogenannte Vergnügungsbauten. Man kann diese Vergnügungsnester leicht von der eigentlichen Wohnung unterscheiden, denn es fehlt ihnen die warme Federauspolsterung. Dass aber ein solcher Vergnügungsbau auch einmal zur Familienstube eingerichtet werden kann, habe ich auch schon beobachtet. Ich fand nämlich einst ein Vergnügungsnest in einem alten moosbewachsenen Hainbuchenstamme. Im Jahre darauf blieb der Bau unbesetzt, ward aber im Lenz des nächsten Jahres renoviert, zur neuen Bruststätte eingerichtet und auch als solche benutzt. Ob diese Vergnügungsbauten später als Schlafkammern der jungen Königskinder dienen können, habe ich noch nicht beobachtet, wohl aber weiß ich aus Erfahrung, dass in den nahe am Boden stehenden Nestern zur Winterzeit gern ein oder das andere Waldmäuschen sein Quartier aufschlägt.

Sobald die Jungen, gemöhnlich 6—8 an der Zahl, unter der sorgsamsten Pflege herangewachsen sind, verlassen sie das enge Häuschen und verstecken sich im nahen Gebüsch, das eine hier, das andere dort. Aber schon nach wenigen Stunden hat sie der Eltern sorgender Ruf wieder vereinigt und nun bietet sich dem Beobachter das schönste Naturbild dar. Auf einem wagerechten Zweige, vom duftenden Grün umschattet, sitzt eins ans andere gereiht die kleine Schar, das allerliebste Stumpfschwänzchen emporgestreckt und mit munteren Augen keck in die Welt hineinschauend. Kaum aber ertönt der Eltern Warnungsruf, da stürzen sich alle ins Gebüsch hernieder. Nur eins bleibt vielleicht noch ein Weilchen sitzen, richtet sich hoch auf, schaut ängstlich spähend umher, um bald auf gleiche Weise zu verschwinden.

Zur Nachtruhe sucht sich der Zaunkönig im Winter gern ein warmes Plätzchen, schläft auch gern mit seinesgleichen zusammen, wie ich an folgender Beobachtung zeigen werde: Neben meinem Stubenfenster standen einst zwei Hausschwalben-

nester. Im Anfange des Winters bezog ein Zaunkönig eins derselben als Schlafgemach. Nach einiger Zeit brachte er sich eine Gesellschafterin mit. Ungefähr eine Woche später, als der Schnee mehrere Fuß tief lag, stand ich abends am Fenster, um die beiden Hausfreunde, die sich regelmä^ßig einstellten, zu erwarten und siehe da! es erschienen nicht zwei, sondern fünf Stück meiner Troglodyten, die alle, wie auf Kommando, in die Schwalbennester schlüpften.

Den Schluß unserer Sängergruppe bildet ein Vogel, der als vorzugsweiser Bewohner der Mittelgebirge sich auch bei uns der allgemeinsten Verbreitung erfreut und der vom Fuße des Waldes bis hoch zu dem mit der Krummhölzkiefer bestandenen Berggrücken der Velmarstot ständiger Sommer- und oftmals auch Wintergast ist. Dieser Vogel ist kein anderer, als unsere beliebte *Heckenbraunelle* (*Accentor modularis*), ein harmloses, äußerst zutrauliches und ein bescheidenes Da-sein führendes Vögelchen, welches in seiner Lebensweise und auch in seiner Haltung und Färbung vielfach an den Zaunkönig erinnert.

Die ersten warmen Märztage haben uns den Sänger wieder zugeführt, der unter Hecken und Gebüsch, unter Reisighaufen und an toten Zäunen von dem geübten Auge des Vogelfundigen bald bemerkt wird. Allgemeineres Interesse erregt das Männchen erst, wenn es im Gebüsch emporsteigt, sich frei auf einen Zweig setzt und nun sein frisches Frühlingsliedchen, das in seiner Klangfarbe und in seinem Rhythmus auffallend an den Zaunkönigsgesang erinnert, in die Welt hineintrillert. Um diese Zeit ist es gewöhnlich noch still in der Natur und wird eben das Lied dadurch auffallender. Oft geschieht es auch, daß der Sänger inmitten eines Dornbusches sitzt, mit Behagen die warmen Strahlen der Märzsonne auf sich wirken läßt und dabei nach Herzenslust singt. Nach eini-

ger Zeit begibt er sich wieder zum Erdboden nieder, um unter den Blättern, die er nach Drosselart mit dem Schnabel zur Seite wirft, seine Nahrung aufzusuchen.

Fanden wir unter den Grasmückenarten leidenschaftliche Beerenfresser, so zeigt sich uns die Braunelle als große Liehaberin der verschiedensten öl- und methaltigen Körner und Sämereien. Daß sie auch Beeren verzehre, habe ich niemals bemerkt. Von allen Sämereien gibt sie aber dem Mohne unbedingt den Vorzug. Sobald derselbe in den Gärten zu reifen beginnt, finden sich sofort Braunellen dabei ein, und wenn eine Pflanze auch noch so versteckt, vielleicht mitten in einem Kartoffel- oder Rübenstück stehen sollte, sie wird von der Braunelle aufgefunden. Ihr schwacher Schnabel gestattet ihr freilich nicht, die harten Kapseln zu zerflauen, ein Geschäft, welches die Meisen besser auszuführen verstehen, und kann sie nur die ausfallenden Körner erlangen. Nebenbei besteht ihre Nahrung aber auch aus allerhand kleinem Ge- würm, Schnecken, Käfern und deren Larven, wie sie eben die Jahreszeit darbietet.

Jedes Braunellenpärchen bewohnt ein streng abgegrenztes Gebiet, aus welchem jeder Eindringling, der vielleicht mit der ehr samen Braunellengattin schön zu tun sich erfuhrte, mit Eifer vertrieben wird. Da die eifersüchtigen Männchen führen oft mit einander erbitterte Kämpfe auf und jagen sich unter scharfem Sirirufen und laut schnurrendem Fluge durch Busch und Hecken. Recht spaßhaft sieht es aus, wenn das Männchen seine Geliebte mit nachlässig herabhängenden Flügeln, ausgebreiteten Schwanze und sanft flüsternden Tönen umtanzt, um ihr dadurch seine zärtlichen Gefühle recht einschmeichelnd zu Gemüte zu führen. Die Geliebte kann solchen dringenden Liebesbewerbungen selten widerstehen und gewährt dem Schmachtenden bald der Minne süßen Lohn. Die einmal verbundenen Pärchen halten treu zusammen und betätigen ihre Eintracht zuerst beim Nestbau. Es ist sehr unterhaltend, den beweglichen Tierchen zuzusehen, wenn sie in der Nähe des Standortes die Baustoffe zum Neste auflejen. Sie fehren meist immer zur alten Stelle zurück, hüpfen unter beständigem Seitwärtschnellen oder Zucken des Schwanzes suchend und wählend umher und fliegen, beladen mit den leichten Schäßen,

davon, um bald wieder zu erscheinen. Das Nest steht sehr häufig in dichten Fichtenbüschchen und Hainbuchenhecken, auf alten Stämmen, in Reisighaufen und toten Zäunen, oft nahe am Boden, oft auch wohl 6 — 8 m hoch. Ältere Pärchen, die bei ihren dicht am Boden stehenden Nesterne üble Erfahrungen machen mußten, bauen meist hoch, während jüngere Pärchen die Nester oft so unvorsichtig anlegen, daß der Bau allen Blicken zugänglich ist. Die Vögel machen regelmäßig zwei Brut. Die 4—6 grünblauen Eier nehmen sich in dem, meist aus Erdmoos bestehenden Neste allerliebst aus.

Gegen den Oktober hin haben die meisten Pärchen ungern Wald verlassen, obwohl einige noch im November reisen. Einzelne aber bleiben fast alle Winter bei uns, suchen erst unter dem Gebüsch allerlei Sämmereien auf, gehen bei Schnee und Frost an offene Gewässer, fliegen aber auch in Holzställe, Scheunen und Schuppen und wissen sich überhaupt in die böse Zeit zu schicken.

In der Gefangenschaft gibt es nicht leicht einen liebenswürdigeren und zutunlicheren Vogel, als die Braunelle, besonders wenn sie jung aufgezogen ist. Sie gewöhnt sich außerordentlich leicht an einen bestimmten Ruf, setzt sich auf Kopf und Schulter, auf den Finger, läßt sich streicheln, im Zimmer umhertragen und zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen. Dazu singt sie fleißig ihr helltönendes Liedchen, was sich besonders lieblich anhört, wenn sie am Fenster in den Blumensträuchern sitzt. Die Pärchen schreiten sogar in der Stube zum Nestbau, hatte ich doch einst ein einzelnes Weibchen, welches ein Nest baute und auch Eier legte, natürlich ohne Erfolg. Selbst alt eingefangen, verschmerzt sie leicht den Verlust der Freiheit und geht sofort ans Stubenfutter, wenn man ihr anfangs nur Mohn vorwirft. Auf Mohn ist sie so erpicht, daß ich schon eine zwölfmal nacheinander in einer Falle sing, die mit Mohn bestreut war. Sobald ich sie wieder aus der Hand ließ, kehrte sie nach der Falle zurück.

XII. Meisenartige Vögel (Paridae.)

Zu den begabtesten und nützlichsten aller Kerbtierjäger, die nicht nur in Forst und Wald, sondern auch in unsrern Gärten, Baumhöfen und Baumpflanzungen unermüdlich tätig sind und daselbst ihre reiche Beute liefernden Jagden betreiben, gehören vor allen unsre Meisen.

Es gab eine Zeit, und sie liegt noch nicht ganz weit hinter uns, wo man im deutschen Vaterlande systematisch die Verminderung und Ausrottung der Vogelwelt betrieb. Das Einliefern der Sperlingsköpfe, das Ausnehmen und Aushauen der Stare und Spechte am Himmelfahrtstage, die Drossel-, Finken- und Lerchenherde, die Dohnenstiege, die Krähenhütten, vor allen aber die Meisenhütten, das waren alles Institutionen der seligen Zeit, wo der Mensch noch das aus der Genesis erlernte: Herrschet über die Tiere! auf breitesten Basis auszuüben suchte. Auf den Meisenhütten, wo man die den wahren Naturfreund so angenehm berührende Neugier, Zutraulichkeit und liebenswürdige Zudringlichkeit der munteren Tierchen zu ihrem Verderben benutzte, wurden oft an einem Herbstmorgen mehrere Schock Meisen erbeutet, denen der Vogelsteller mit eben denselben kalten Gleichmute den Schädel eindrückte, wie er den zufällig in seine Hände geratenden Hühnerhabichten oder Sperbern die Fänge abschnitt und sie dann lachend in Freiheit setzte. Wie groß, wie unberechenbar aber der Schaden ist, der durch das Abschlachten so vieler lebensfroher und rühriger Tierchen der Wald-, Feld- und Gartenwirtschaft zugefügt wird, das muß jedermann einleuchten, welcher nur einmal ein Meisenpaar auf seinen täglichen Streifzügen beobachtet, wie es unermüdlich von Ast zu Ast eilt, hier an der Rinde hämmert und pocht, dort sich an die feinsten Zweige und Blätter häkelt, alle Ecken und Winkel durchstöbert, überall zulangt und die im Geheimen schaffenden Kerfe und deren Eier und Larven zu Hunderten vertilgt.

In unserm Waldgebirge finden wir acht Arten meis-
artiger Vögel, von denen fünf echte Höhlenbrüter sind, näm-
lich die Kohl-, Blau-, Tannen-, Sumpf- und Hauben-
meise; die übrigen drei Arten bauen ihre Nester, wahre Kunst-
bauten, versteckt auf Laub- oder Nadelbäume, und zwar sind
dies: die Schwanzmeise und das feuerköpfige und gelb-
scheitelige Goldhähnchen.

Die größte aller hiesigen Meisen, die Kohlmeise (Parus major) auch Fink- oder Tintelmeise genannt, ist ein allen Wald-
bewohnern sehr bekannter Vogel, dessen silberheller Frühlings-
ruf schon im Januar, wenn „der Tauwind kommt vom Mittags-
meer“, die Gärten und Baumhöfe der Gebirgsdörfer durchdringt.
Spinn dicke, spinn dicke oder spinn dünne, spinn dünne oder
spinn lütik, spinn lütik (d. i. klein, kurz) schallt es wohl fünfzig
Mal hintereinander aus dem Baumwipfeln. Hoch im Gebirge
oder im tiefen Walde hört man diesen Ruf nicht und tritt an
dessen Stelle ein helles Sitz i da, sitz i da! was aber lange
nicht so gemütlich klingt und deshalb auch weniger populär
ist. Man vergegenwärtige sich nur einmal, um den Ruf besser
würdigen zu können, ein Stübchen unserer Waldleute im
Winter, wenn der warme Sonnenschein durch die blanken
Scheiben lacht, das Feuer im Ofen knistert, die Spinnräder
lustig schnurren und am Fenster von dem Birnbaum, „der
übers niedere Dach sich biegt“, der beliebte Mahnruf dringt:
Spinn dicke, spinn dicke u. s. w.

Die Kohlmeise ist ein äußerst kecker, neugieriger, lebens-
lustiger und unter Umständen auch mordsüchtiger Vogel, der
nur bei unsren Bienenwirten in sehr üblem Ruf steht, weil
sie sich zur Winterzeit an die Fluglöcher der Bienenkörbe be-
gibt, dort mit dem Schnabel anpocht, nicht um etwa Einlaß
zu begehrn, sondern nur, um die halb Schlaftrunkenen zum
Heraustreten zu bewegen, sie dann aufzuheben und zu ver-
zehren. Einige Strohdocken vor die Fluglöcher gehängt und
die Bienen werden ungestört bleiben! — Die Neugier der
Kohlmeise ist so groß, daß sie, wenn man vor ihren Augen
eine Falle, einen sogenannten Meisenkasten aufstellt, schon hin-
einfliest, wenn man noch dabei steht. Einmal fing ich in
dieser Falle vor meinem Stubenfenster in einem Tage 25
Stück, die ich natürlich alle wieder in Freiheit setzte. — Einst



79. Kohlmeise. 80. Blaumeise. 81. Tannenmeise. 82. Sumpfmeise. 83. Schwanzmeise. 84. Goldhähnchen.

Kunstdruck-F. Eugen Richter, L. m. v. H., Gera, Untermarkt.

ließ ich eine Kohlmeise, die sich auf mein Zimmer verirrt hatte, frei zwischen Finken, Lerchen, Ammern und Kanarienvögeln umherfliegen. Nach wenigen Tagen hatte sie das schönste Kanarienmännchen überfallen, ihm den Schädel eingehackt und das Gehirn vertilgt. Solche abnorme Triebe treten jedoch nur bei gefangenen Meisen und, wie ich beobachtet habe, nur bei älteren Vögeln auf. Ich glaube nicht, daß sie draußen jemals einen gesunden Vogel übersäßt, ob schon ich einst Zeuge war, daß sie an dem Schädel einer im Garten liegenden Vogelleiche gierig herumhackte. — Einst hatte es das Unglück gewollt, daß ein Kohlmeisenpärchen zufällig an eine Leimrute geraten war. Als ich hinzukam, hatten sich beide gegenseitig getötet, da jede in der andern die Urheberin ihres Unglücks vermutet hatte.

Rührend ist die Anhänglichkeit der Kohlmeise gegen ihre Brut. Ich kann unbekümmert den Brutkasten mit dem brütenden Weibchen aus dem Baumhöfe holen, den Deckel öffnen und ins Zimmer setzen, das Tierchen verläßt die Eier nicht. — Einst hatte mein Bruder auf meine Veranlassung einen Meisenkasten am Hause ausgehängt. Ohne daß man es bemerkte, hatte ein Pärchen denselben in Besitz genommen. Da mein Bruder niemals die Vögel am Kasten bemerkte, nahm er ihn ab und stellte ihn in die Stube. Hier blieb er bis zum andern Tage stehen. Als mein Bruder dann den Deckel öffnete, um einmal einen Blick ins Innere des Kastens zu tun, fand er zu seiner nicht geringen Überraschung darin ein Meisennest mit Eiern und darüber ruhig brütend das Weibchen. — In günstigen Sommern nistet das Meisenpärchen zweimal und zieht in erster Brut gewöhnlich 12, in zweiter aber nur 6—8 Junge groß. Die ersten 5—6 Eier, die das Weibchen legt, werden mit Wolle und Tierhaaren beim Verlassen des Nestes sorgfältig zugedeckt. Ein höchst merkwürdiges Meisennest fand ich im Jahre 1869 in einem Bienenkorbe. Die Geschichte dieses Wunderbaues möge hier näher folgen. In meinem Gebirgsdorfchen wohnt ein listiger Bauermann, der nicht nur ein gewaltiger Jäger ist, besonders wenn es gilt, den zahmen Kolkrahen seines Nachbarn von der Dachfürst herunter zu donnern, sondern der auch Bienenwirt ist, es aber in der Imkerei so weit gebracht hat, daß im Frühlinge des eben genannten Jahres zwei Dutzend leere Körbe in seinem

Bienenhause paradierten. Da sich nun durchaus kein Bienen-
schwarm in den vakanten Körben ansiedeln wollte, was doch nicht
unmöglich war, weil ja, wie unser Bäuerlein deduzierte, sich
sogar in dem Skelette des Löwen, den Simson erschlug, ein
Schwarm einfand, so fiel es einem Kohlmeisenpärchen
ein, wenigstens einen Korb behufs seines Nestbaues in Beschlag
zu nehmen und zwar denjenigen, dessen Luftloch in der Kuppel
zufällig geöffnet war. Obgleich nun der Korb an der Basis
über einen Fuß (35 cm) im Durchmesser enthielt, was ihm
gewiß als Nisthöhle für ein so winziges Böglein nicht zur
Empfehlung gereichte, so schien es den Meisen doch zu gefallen
und sie trugen, oder vielmehr das Weibchen, da dies alleinige
Baumeisterin ist, den Korb 18 cm hoch mit Moos, Stroh,
Schweinsborsten, Kuhhaaren u. s. w. aus, auf welche Weise
ein ganz kolossales Nest entstand.

Man denke sich nur eine aus den verschiedensten Nist-
stoffen dichtgefützte 18 cm hohe und 35 cm im
Durchmesser enthaltende Platte! In dieser Platte befand sich
nun seitwärts, nicht gerade in der Mitte, die eigentliche Nest-
mulde mit den feinsten Haaren ausgefleidet, in der bald 12
Eier lagen. Das Bäuerlein bewachte diesen Schatz mit Argus-
augen, besonders da ich den Wunsch äußerte, ein benachbartes
Naturalienkabinet damit bereichern zu wollen. Weil ich es
aber nicht gutwillig bekommen konnte, so blieb mir weiter kein
Mittel übrig, als es heimlicher Weise auszuführen, was mir
auch glücklich gelang. Heute befindet sich dies seltsame Bau-
werk in der Nester Sammlung des Detmolder Museums, und
ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß dies
Exemplar als Unikum dasteht.

Im Winter, wenn der Erdboden durch das weiße Hunger-
tuch verhüllt wird, kommt die Kohlmeise mit Späßen und
Ammern nach den menschlichen Wohnungen und sucht oft aus
den Kehrichthaufen allerlei Genießbares. Auf meinem Futter-
platze gehört sie zu den regelmäßigen Gästen, welche den
süßen Hanf- und Haferkörnern nachgehen. Es sieht possierlich
aus, wenn sie ein Hanfkorn auf einen Zweig trägt, es mit
den Füßen geschickt festhält und nun mit steif gehaltenem
Kopf und Schnabel darauf los hämmert. Sehr gern verzehrt

sie auch animalische Kost und hänge ich im Winter im Baumhofe immer einige Fuchskadaver aus, welche von den Meisen meist ganz verzehrt werden und wobei sie sich so wohl fühlen, daß sie selbst bei der bittersten Kälte ihr Spinn dicke! ertönen lassen.

Kleiner als die vorherige Meise und auch seltener ist die Blaumeise (*Parus caeruleus*.)

Wir finden sie zur Brutzeit in den lichten Laubwaldungen, in welchen sich hohes Buschwerk vorfindet, aber auch in den Baumhöfen und Gärten der Waldörfer.

Es ist ein ungemein rühriges, possierliches Tierchen mit fecker Physiognomie, das sich durch die Gegenwart eines Menschen nicht im geringsten auf seinen täglichen Streifzügen stören läßt. Die Vögelchen bilden stets ein Bild treuer Gattenliebe dar, weil sie immer zusammenhalten und sich beständig mit einem hellen Zi zi zirrr! locken. Als einst ein Sperber das Weibchen eines in meinem Baumhofe nistenden Vögelchens vor meinen Augen überrumpelte und in die Lüfte trug, wollte das Locken des verwitweten Gatten gar kein Ende nehmen. Beständig flog er im Garten auf und ab, stieg auf die höchsten Baumwipfel, lockte und lockte aufs inständigste, aber immer vergeblich. Am andern Tage kehrte er wieder, lockte aufs eifrigste und verließ dann auf ewig den Ort, wo ihm sein Liebtestes so plötzlich entrissen ward. Bei ihrer sonst großen Wachsamkeit, ihrer versteckten Lebensweise, ihrer Angst vor Raubvögeln, passiert es übrigens selten, daß sie in die Klauen der schnell einherziehenden Räuber gerät. Einst beobachtete ich eine Blaumeisenschar, die von einem hohen Buchenbestande über ein niederes Buschholz hinweg einem finstern Nadelwalde zueilen wollte. Nachdem sie bei ihrer grenzenlosen Furcht vor Raubvögeln lange genug gezögert hatten, traten sie endlich die kleine Reise an. Eben waren sie etwa in der Mitte des Weges

angelangt, da schlug urplötzlich aus dem Dickicht der grelle widerwärtige Schrei eines Hämers und wie auf Kommando! stürzten sich die erschreckten Wanderer senkrecht ins Gebüsch herab.

Ihr Nest bauen sie gern in Astlöcher, meist über Mannshöhe, doch scheinen ihnen auch ausgehängte Brutkästen zu behagen. Man muß diese aber mit einem sehr kleinen, etwa zwei Zentimeter im Durchmesser enthaltenen Eingangloche versehen, weil sie sonst von anderen Vögeln zuviel Störung erleiden. Einst hatte sich ein Pärchen vor meinem Fenster in einem an der höchsten Stange schwebenden Starenhäuschen angesiedelt, mußte aber leider erfahren, daß ein heiratslustiger Starmatz nachher eine gründliche Säuberung des Hauses vornahm und sämtliches Inventar nebst den kahlen hülfsbedürftigen Meisenkindern zur Tür hinauswarf.

Dicht unter meinem Fenster hatte ich einst einen Brutkästen in den Zweigen eines Apfelbaumes angebracht, der sofort von einem Blaumeisenpärchen eingenommen wurde. Als erst Junge im Neste erschienen, konnte man stundenlang den emsigen Tierchen in ihrem Treiben zusehen, hauptsächlich war es mir aber darum zu tun, den Ausschlag der Jungen zu beobachten. Gegen Mittag, an einem kalten, stürmischen und regnerischen Tage, erschien ein Junges im Flugloche, schaute sich neugierig nach allen Seiten um und stieg auf den Brutkästen; sofort kam ein zweites heraus und flog auf einen hohen Apfelbaum; nun folgten Nr. 3—8 in schneller Reihenfolge nach. Am Abend fand ich ein Junges, das Nesthäufchen, von Kälte und Regen erstarrt tot am Boden liegend. Dieser Brutkästen wurde auch im folgenden Jahre wieder bezogen, aber das Weibchen schaffte fast zwei Tage lang die alten Baustoffe heraus, ehe es mit dem Nestbau begann. Ähnlich machen es ja auch unsere Stare.

Sobald die Jungen unter der sorgsamsten Pflege von Seiten der Alten herangewachsen sind, begeben sie sich auf die Streife und nun sieht man sie täglich die verschiedensten Gehölze, Baumpflanzungen und Gärten nach allen Richtungen hin absuchen. Einige alte Pärchen bleiben auch den Winter über bei uns, durchwandern einzeln oder in Gemeinschaft anderer Meisen ein bestimmtes Revier und besuchen dann auch gern

die Vorratskammern, besonders wenn daselbst Fleischwaren aufbewahrt werden. So beobachtete ich einst ein Pärchen, welches täglich regelmäßig zur bestimmten Stunde durch ein offenes Fenster auf eine Rauchkammer spazierte und daselbst am Specke und Schinken und sonstigen ihm behagenden Fleischstücken naschte.

Daß die Blaumeisen bei Abend, wenn sie im Schlafe gestört werden, nach dem Lichte fliegen, ist erklärlich, unerklärlich bleibt mir aber immer der Vorfall, wo sich eine Blaumeise am hellen Tage in ein auf dem freien Felde angezündetes Kartoffelstrohfeuer stürzte. Ich hatte nämlich einst, ungefähr hundert Schritt von einer niederen Hecke, ein solches angezündet, als sich plötzlich, indem ich dabei stand, eine Blaumeise ins Feuer stürzte, sich an der Flamme Flügel und Federn etwas verbrannte, aber durch einen beherzten Griff meinerseits noch herausgezogen wurde. Sie hatte weiter keinen Schaden genommen, konnte nur nicht fliegen, lebte noch einige Tage und ertrank dann im Wassereimer. Das arme Tier! Aus dem Feuer glücklich gerettet, mußte es im Wasser umkommen.

Unter dem Namen *kleine Tintelmeise* kennt man bei uns eine Meisenart, die fast immer im Nadelwalde lebt; es ist dies die *Tannenmeise* (*Parus ater*).

Sie ist merklich kleiner als die Kohlmeise, hat einen aschbraunen Oberrücken und ist überhaupt nicht so lebhaft gefärbt als diese. Wie alle übrigen Meisenarten, zeichnet sich auch die Tannenmeise durch stete Geschäftigkeit und Rührigkeit aus. Den ganzen Tag ist sie in Bewegung, bald hoch im dunklen Nadelgrün, bald unten am moosigen Waldesboden. Unverwüstlich wie ihre Laune, ist auch ihr Appetit. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist sie unaufhörlich mit dem Auffinden ihrer Nahrung beschäftigt, ohne einen Augenblick stillsitzend der

Berdauung zu pflegen. Ein die Wipfeln durchkletterndes Eichhörnchen oder eine am Boden hinhüpfende Waldmaus wird von ihr mit lauten Angsttönen begrüßt. Selbst dem Naturbeobachter, der sie mit seinen Blicken belästigt, wird durch ein helles Sitätä! etwas eindringlich ins Gewissen geredet.

Sehr früh im Jahre belebt sie durch ihren helltönenden Ruf die dunklen Nadelforsten und schreitet schon im Anfange des Aprils zur Fortpflanzung. Sie scheint lieber in Erdlöchern, zwischen Steinspalten und in alten Stämmen, als in Baumhöhlen zu nisten. Ja einst nistete hier im Walde ein Pärchen wenigstens 2 m tief zwischen mächtigen Sandsteinfelsen und brachte daselbst glücklich zwei Bruten auf. Vor einigen Jahren fand sich sogar ein Pärchen in meinem Baumhöfe ein und benutzte zur Niststätte einen daselbst hängenden Brutkasten, in welchem in früheren Jahren immer Kohlmeisen gebrütet hatten. Mit großer Freude hieß ich die neuen Gäste willkommen, konnte ich doch vom Fenster aus das Leben und Treiben eines Vogels beobachten, den ich sonst immer nur im Nadelwalde aufzufinden vermochte. Das Weibchen baute recht fleißig, holte die Baustoffe aber immer weit heran, während das Männchen nur zur Begleitung mitslog. Eben lag das zehnte Ei im Neste, da erschien das Unglück in der Gestalt eines nestverwüstenden *W e n d e h a l s e s*, welcher in einem Morgen die Eier zur Tür hinaus beförderte. Die unglücklichen Meisen fehrten noch einige Tage zu der Stätte ihres Glücks und Unglücks zurück, verließen aber darauf den Ort und haben sich bis heute noch nicht wieder eingestellt.

Als ich einst am Rande eines Fichtenwaldes entlang ging, vernahm ich die lauten Angstlaute eines Tannenmeisenpärchens und sah bald, daß eine große graue Käze die Ursache des Gezeters war. Ich ging dem Platze zu und trieb die Käze mit Steinwürfen davon. Bald vernahm ich zwitschernde Laute, die aus dem Erdboden drangen. Die alten Vögel hatten in einem Mauselöche ihr Nest angelegt und durch die Hungersstimmen der Jungen war die Käze herbeigelockt. Leider war es mir nicht möglich, das Nest zu schützen, und mußte ich die junge Brut ihrem Schicksale überlassen.

Die Sumpfmeise (Parus palustris) in dem grauen Röckchen mit den weißen Backen und dem schwarzen Käppchen ist eine allerliebste Erscheinung, ja in meinen Augen die niedlichste aller Meisen. Sie ist ein echtes Waldfind, das nur im Herbst und Winter auf den täglichen Streifzügen in Gärten und Baumhöfen erscheint, aber durchaus nicht zu bewegen ist, dort ihren Hausstand zu begründen, wollte man ihr auch die passendste und bequemste Brutstätte einrichten. Ihr behagt es nur im freien Walde, besonders aber dort, wo der rauschende Waldbach in ungebändigter Kraft schäumend von Fels zu Fels springt.

Diese niedliche Meise gehört mit zu unseren Standvögeln, da sie selbst im strengsten Winter noch futtersuchend vor unserm Fenster erscheint. Es gelingt sehr leicht, sie durch Anpflanzen von Sonnenblumen, die man im Winter stehen läßt und deren Samenkörner sie gar artig zerklaut, so zu fesseln, daß sie Tag für Tag wieder erscheint. Sehr gern verzehrt sie auch die Körner der Ebereschen. Sie erfaßt gewöhnlich eine Beere mit dem Schnabel, trägt sie auf einen Zweig, klemmt sie zwischen ihre bleigrauen Füße und hebt nun mit tapferem Haken die Kerne aus dem Fleische. In ähnlicher Weise verzehrt sie auch Raupen, die sie mit den Füßen festhält und nun stückweise herunterschluckt. In meinem Garten läßt sie sich im Herbst die Kerne der Beeren der Waldweide oder des Gaisblattes gut schmecken. Ein Hauptnahrungsmittel bieten ihr aber die überall im Gebirgswalde wachsenden Hanfnesseln, deren Körner eine Lieblingsspeise zu sein scheinen. Vor meiner Türe habe ich ihr zum Gefallen einige Hanfnesseln angepflanzt, auf welchen schon im Herbst viel muntere Gäste Einkehr halten und mich allemal mit einem kecken Spit, spit, hähä! begrüßen, wenn ich das Fenster öffne.

Einst hatte ich ein Pärchen so gezähmt, daß es auf meinen Pfiff aus dem benachbarten Walde, selbst noch zur Brutzeit im Mai, vor meinem Fenster erschien und sich die Hanfkörner gut schmecken ließ. Recht ergötzlich war es anzusehen, wenn das Weibchen sich vom Männchen füttern ließ. Leise wispernde Töne ausstoßend saß es mit zitternden Flügeln in bittender

Stellung, wie wir sie von jungen Nestlingen zu sehen gewohnt sind, vor dem Männchen, und dieses steckte ihm die Leckerbissen in den offenen Schnabel.

Auf dem Futterplätze nimmt die Sumpfmeise oft 5—6 Hanskörner auf einmal in den Schnabel, fliegt damit in eine Astgabel und verzehrt sie einzeln.

Die Haubenmeise (*Parus cristatus*), ein mit einer Federhaube gezielter Vogel, ist eine ständige Bewohnerin unserer Nadelwaldungen, die nur auf der Streife, wenn es gilt, von einem Nadelwalde zum andern zu reisen, auf Laubbäumen rastet. Während die übrigen Meisen bei Frost und tiefem Schnee die Nähe der menschlichen Wohnungen aufzusuchen, verläßt die Haubenmeise den Wald nicht, bietet ihr derselbe doch, außer den Eiern und Larven schädlicher Forstkerfe, auch noch Nadelholzgesäme als angenehme Zufoßt.

Zum Nisten bedarf auch sie einer geeigneten Baumhöhle. Da sich aber in unsren Nadelwäldern, die größtenteils aus Fichten bestehen, selten hohle Bäume finden, in welchen sie sich häuslich niederlassen könnte, und da von seiten der Forstverwaltungen bisher wenig oder garnichts geschehen ist, um durch zweckmäßig angebrachte Brutkästen der weitesten Ausbreitung und größten Vermehrung dieses ausgezeichneten Waldhüters Vorschub zu leisten, so legt sie ihr Nest meist in den am Rande stehenden hohlen Eichen oder Buchen an, doch findet sie auch in alten Eichhörnchen- und Krähennestern, in Heckenstämmen, Reisig- und Holzhaufen ihre geschützten Nistplätze. Einst fand ich in einem sehr engen Neste vier flügge und zwei tote Junge und zwei taube Eier.

Ein andermal, als ich mit meinem Stocke an eine Buche schlug, um zu sehen, ob nicht irgend ein Vogel darin seine Wohnung angelegt, drangen plötzlich leise zirpende Töne an

mein Ohr. Bei näherer Untersuchung fand ich in einer nur mit einer dünnen Rinde bedeckten Höhlung ein ganzes Häufchen nackter Haubenmeisen, auf denen leider die Mutter meinem Forschergelüste zum Opfer gefallen war, indem ich sie erschlagen hatte. Ob sich das Männchen später der mutterlosen Schar erbarnt hatte, kann ich nicht sagen, denn ich verließ mißmutig den Ort, den ich auf so unglückliche Weise entweiht hatte.

Wenn die Stürmen des Herbstes den Wald durchwehen und der vergilbte Schmuck der Bäume den Boden bedeckt, erscheinen in den Baumhöfen der Walddörfer manchmal wunderliche Vogelscharen. Sie bestehen aus etwa 12—20 Mitgliedern, kleinen weißlichbunten, einem Federballe gleichenden Geschöpfen, *Schwanzmiezen* (*Parus caudatus*) genannt, mit allerliebsten munteren Gesichtsausdrücke und einem Stufen-schwanze, von dem die beiden mittleren längsten Federn von schwarzer Farbe 9,5 cm, die beiden äußersten mit weißen Streifen versehen 5 cm messen.

Diese kleinen Scharen durchziehen unter fortwährendem Locken die Kronen der Bäume, hängen oft an den äußersten Zweigen, das Köpfchen nach unten gekehrt, in der Luft, suchen unablässig die an den unteren Flächen der Äste verborgenen Kerbtiereier auf, halten sich immer treu zusammen, stürzen sich aber, wenn man eine Mütze in die Luft schleudert, mit einem ängstlichen Terrrr! schnell in's benachbarte Gebüsch herab. Hat sich einmal ein Mitglied der Schar verspätet und sind die andern fortgezogen, so steigt es sofort auf den Wipfel eines Baumes, lockt nun so inständig und anhaltend, bis aus der Ferne Antwort erfolgt, worauf es anscheinend hoch erfreut von dannen eilt.

Sobald der Lenz erscheint, haben sich die Pärchen zusammengefunden und erwählen sich nun ein bestimmtes Revier,

welches sie täglich, je nach der Größe, oft zweimal bis dreimal durchstreifen. Um die Mitte des Aprils beginnen sie den Bau ihres künstlichen Nestes. Dieses ist 13—16 cm tief, hat eine konische Gestalt und steht mit seiner Basis entweder auf den dünnen Zweigen eines Fichtenbusches oder auf den starken Ästen verschiedener Wald- und Obstbäume. Trotzdem die Vögel die Baustoffe aus nächster Nähe herbeiholen, indem sie mit dem kurzen scharfen Schnabel zartes Baummoos und weiche Flechten von den benachbarten Bäumen lesen, nimmt der Nestbau geraume Zeit in Anspruch. Es vergehen wohl 14 Tage, ehe das Häuschen bezogen werden kann, und selbst während der Brutzeit sieht man die Tierchen noch Federn zur inneren Ausfütterung herbeischleppen. Der Eingang zu diesem Wunderbau befindet sich dicht unter oder sogar mittan in der Kuppel. Ein sonderbares Ansehen erhält das Nest erst, wenn Jungs darin sitzen. Die Kinderschar, wohl 8—10 Köpfe stark, scheint sich's nämlich in dem engen Behältnisse nicht recht bequem machen zu können und rumort deshalb in Abwesenheit der Eltern so gewaltig darin herum, daß die Jungen auseinander gehen, wodurch dann alle ihre Pfannenstiele d. i. Schwänze stecken. Anfangs steht die kleine Schar unter Leitung der Eltern und durchzieht mit ihnen Wald und Gehöfte; später auch, wenn diese zur zweiten Brut schreiten, halten sie noch treulich zusammen, sitzen sogar bei Nacht alle in der Reihe dicht aneinander gedrängt und alle nach einer Richtung blickend, in dem grünen Blätterdache einer Hainbuche oder Eiche u. s. w. Lange Zeit hindurch kehren sie zu derselben Schlafstätte zurück, sitzen auch immer auf ein und derselben Zweige, wie ich einst sogar an zwei Familien beobachtete.

Einst beobachtete ich am 13. April am Saume einer Fichtenhainung ein Pärchen Schwanzmeisen, das eifrig bemüht war, auf einer 3 Fuß hohen Fichte ein Nest anzulegen. Der Bau schritt, da die Witterung angenehm war, rüstig vorwärts. Da trat Regenwetter ein, bis zum 19. April wurde der Bau sistiert, dann aber wieder fleißig aufgenommen und am 27. April vollendet. Am 28. April lag das erste Ei darin. Am 4. Mai nahm ich das Nest fort und brachte es in das Museum zu Detmold. Die Tierchen behaupteten aber dessen un-

geachtet ihr einmal erwähltes Revier. Am 29. Mai ward ein neuer Bau fundiert; diesmal aber nicht auf einer niederen Fichte, sondern 30 Fuß hoch in den Gabelästen einer starken Eiche.

Der Kolibri unsers deutschen Waldes ist das *Goldhähnchen*, von dem beide Arten, das *feuerköpfige* G. (*Regulus ignicapillus*) und das *gelbköpfige* G. (*Reg. flavigapillus*) im Teutoburger Walde heimisch sind.

Betreten wir zur Winterzeit, wenn tiefer Schnee die Erde verhüllt und der Raubkreis silberfarbig die Zweige infestiert, den nunmehr einem Feentempel gleichenden Nadelwald, so gewahrt das aufmerksame Auge eines Naturfreundes bald eine Schar ungemein rühriger Vögelchen, die unter beständigem Locken daselbst ihr Wesen treiben und sich oft dicht vor uns niederlassen, so daß sie eine geschickte Hand wohl einmal ergreifen kann. Diese allerliebsten zierlichen Tierchen sind Goldhähnchen, die einzigen Vögelchen, die im Graus der Wildnis uns begrüßen. Man sollte es nicht denken, daß ein so zartes kleines Geschöpf den Unbilden unseres Winters Troz zu bieten vermöchte, was auch durchaus unmöglich wäre, wenn nicht die fürsorgliche Mutter Natur seinen Tisch auch jetzt noch gedeckt hätte. Ein Häher oder Rabe kann wohl im Winter einmal des Hungertodes sterben, ein Goldhähnchen nicht. Der Nadelwald mit seinem dichten Gezweige umfängt es mit schützenden Armen und birgt unter den Ästen immer einen solchen Reichtum von Kerbtieren, daß niemals Mangel eintritt. Die bei uns überwinternden Goldhähnchen gehören der *gelbscheiteligen* Art an, leben immer in kleinen Flügen zusammen oder schließen sich den verwandten Meisen an. Das *feuerköpfige* Goldhähnchen liebt die Gesellschaft nicht, verläßt uns im Herbst und erscheint im Frühjahr einzeln oder paarweise in unseren Hecken. Einst überbrachte mir ein Knabe

eins, welches er in einem Busche mit der Hand ergriffen hatte. Ich ließ es frei im Zimmer fliegen, knüpfte kleine Mehlwürmer an Fäden, die ich von der Decke frei im Zimmer schwelen ließ. Allein es ignorierte dieselben vollständig und da ich keine Fliegen hatte, die ich ihm servieren konnte, mußte ich es wieder in Freiheit setzen.

Zu jeder Jahreszeit, hauptsächlich im Frühlinge, vernimmt man auch den höchst eigentümlichen Gesang dieser zarten Waldfinder, ein sanft beginnendes und lauter anschwellendes Si siri, siri, sieh! So fein und leise erklingt, kann man ihn doch bei windstillem Wetter noch auf 200 Schritt deutlich vernehmen, während man den Läufkäfer, ein sanftes Si, si, si! kaum noch auf 50 Schritt vernimmt.

Von ausgezeichneter Schönheit ist das Nest des Goldhähnchens, meist aber so versteckt im Nadelgrün angebracht, daß schon ein geübtes Auge dazu gehört, es aufzufinden. Oft hängt es hoch im Wipfel, oft an den äußersten Zweigen der Fichten, stets aber so, daß es die wärmenden Strahlen der Morgensonne erreichen können. Es ist sehr künstlich mit Insektengepinnsten unter den Zweigen befestigt, aus grünem Erdmoose und Baumflechten dicht gefilzt und innwendig mit den weichsten Federn ausgefüllt. Die 8—10 fleischfarbenen erbengroßen Eier sind noch etwas stärker, als die Eier der Schwanzmeise und werden 12 Tage lang bebrütet. Ungemein zierliche und winzige Geschöpfe sind die Jungen, die ihren Eltern nicht viel Nahrungsorgeln zu bereiten scheinen. Sind sie erst flugbar, so durchstreicht das kleine Völkchen, Vater und Mutter voran, den Nadelwald nach allen Richtungen und bietet auf seiner Wanderung einen recht ergötzlichen Anblick. Besonders unterhaltend ist es, wenn die Alten ein fliegendes Kerbtier erhaschen wollen und dieses ihnen wieder entschlüpft und herabfällt. Da stürzen sich die zierlichen Waldbewohner von den höchsten Zweigen oft wunderliche Purzelbäume schlagend, hinterdrein, bis sie mit lautem Schnabelgeklapper dasselbe wieder ergreifen und ihren Kindern zutragen.

geachtet ihr einmal erwähltes Revier. Am 29. Mai ward ein neuer Bau fundiert; diesmal aber nicht auf einer niederen Fichte, sondern 30 Fuß hoch in den Gabelästen einer starken Eiche.

Der Kolibri unsers deutschen Waldes ist das *Goldhähnchen*, von dem beide Arten, das *feuerköpfige* G. (*Regulus ignicapillus*) und das *gelbköpfige* G. (*Reg. flavigapillus*) im Teutoburger Walde heimisch sind.

Betreten wir zur Winterzeit, wenn tiefer Schnee die Erde verhüllt und der Raubkreis silberfarbig die Zweige infestiert, den nunmehr einem Feentempel gleichenden Nadelwald, so gewahrt das aufmerksame Auge eines Naturfreundes bald eine Schar ungemein rühriger Vögelchen, die unter beständigem Locken daselbst ihr Wesen treiben und sich oft dicht vor uns niederlassen, so daß sie eine geschickte Hand wohl einmal ergreifen kann. Diese allerliebsten zierlichen Tierchen sind Goldhähnchen, die einzigen Vögelchen, die im Graus der Wildnis uns begrüßen. Man sollte es nicht denken, daß ein so zartes kleines Geschöpf den Unbilden unseres Winters Troz zu bieten vermöchte, was auch durchaus unmöglich wäre, wenn nicht die fürsorgliche Mutter Natur seinen Tisch auch jetzt noch gedeckt hätte. Ein Häher oder Rabe kann wohl im Winter einmal des Hungertodes sterben, ein Goldhähnchen nicht. Der Nadelwald mit seinem dichten Gezweige umfängt es mit schützenden Armen und birgt unter den Ästen immer einen solchen Reichtum von Kerbtieren, daß niemals Mangel eintritt. Die bei uns überwinternden Goldhähnchen gehören der *gelbscheiteligen* Art an, leben immer in kleinen Flügen zusammen oder schließen sich den verwandten Meisen an. Das *feuerköpfige* Goldhähnchen liebt die Gesellschaft nicht, verläßt uns im Herbst und erscheint im Frühjahr einzeln oder paarweise in unseren Hecken. Einst überbrachte mir ein Knabe

eins, welches er in einem Busche mit der Hand ergriffen hatte. Ich ließ es frei im Zimmer fliegen, knüpfte kleine Mehlwürmer an Fäden, die ich von der Decke frei im Zimmer schwelen ließ. Allein es ignorierte dieselben vollständig und da ich keine Fliegen hatte, die ich ihm servieren konnte, mußte ich es wieder in Freiheit setzen.

Zu jeder Jahreszeit, hauptsächlich im Frühlinge, vernimmt man auch den höchst eigentümlichen Gesang dieser zarten Waldfinder, ein sanft beginnendes und lauter anschwellendes Si siri, siri, sieh! So fein und leise erklingt, kann man ihn doch bei windstillem Wetter noch auf 200 Schritt deutlich vernehmen, während man den Läufkäfer, ein sanftes Si, si, si! kaum noch auf 50 Schritt vernimmt.

Von ausgezeichneter Schönheit ist das Nest des Goldhähnchens, meist aber so versteckt im Nadelgrün angebracht, daß schon ein geübtes Auge dazu gehört, es aufzufinden. Oft hängt es hoch im Wipfel, oft an den äußersten Zweigen der Fichten, stets aber so, daß es die wärmenden Strahlen der Morgensonne erreichen können. Es ist sehr künstlich mit Insektengepinnsten unter den Zweigen befestigt, aus grünem Erdmoose und Baumflechten dicht gefilzt und innwendig mit den weichsten Federn ausgefüllt. Die 8—10 fleischfarbenen erbengroßen Eier sind noch etwas stärker, als die Eier der Schwanzmeise und werden 12 Tage lang bebrütet. Ungemein zierliche und winzige Geschöpfe sind die Jungen, die ihren Eltern nicht viel Nahrungsorgeln zu bereiten scheinen. Sind sie erst flugbar, so durchstreicht das kleine Völkchen, Vater und Mutter voran, den Nadelwald nach allen Richtungen und bietet auf seiner Wanderung einen recht ergötzlichen Anblick. Besonders unterhaltend ist es, wenn die Alten ein fliegendes Kerbtier erhaschen wollen und dieses ihnen wieder entschlüpft und herabfällt. Da stürzen sich die zierlichen Waldbewohner von den höchsten Zweigen oft wunderliche Purzelbäume schlagend, hinterdrein, bis sie mit lautem Schnabelgeklapper dasselbe wieder ergreifen und ihren Kindern zutragen.

XIII. Schwalbenartige Vögel (Chelidones).

Ueberall in unserm Waldgebirge treffen wir zur Sommerzeit die Familie der *Schwalben*. Wohin wir unsere Blicke wenden mögen, immer sind es diese schnellsegelnden Kinder der Luft, die uns begrüßen! Weilen wir auf der höchsten Kuppe unseres Waldes, so schweben sie über uns in unermesslicher Höhe; schreiten wir über die mit Heidekraut bedeckten Berg Rücken, so jagen sie auch dort raschen Fluges ihrer Beute nach; wandern wir einsam in den tiefen Waldtälern dahin, so kann sich auch dort unser Auge an ihren Flugspielen ergötzen. Fast alle europäischen Arten sind bei uns vertreten und gedenken wir dieselben in nachfolgender Reihe dem freundlichen Leser vorzuführen: die *Rauchschwalbe*, die *Hausfuchsschwalbe*, die *Uferschwalbe*, die *Turmfuchsschwalbe* und die *Nachtschwalbe*.

Von allen Vögeln, die unter dem Schatten unsers Dachs Einkehr halten und ihre Nester bauen, ist keiner so anhänglich, zutraulich und dreist, als der liebe Sommergäst — die *Rauchschwalbe* (*Hirundo rustica*). Jahr aus, jahrein fehrt sie aus den unerforschten Gefilden Afrikas nach der erwählten Brutstätte zurück, findet sie doch immer eine freundliche Aufnahme. In dem Häusermeer großer Städte ist sie gänzlich unbekannt, da sie stolze Paläste ignoriert; aus den kleineren Ackerstädten verschwindet sie von Jahr zu Jahr mehr, weil die großen Dreschställen, auf welchen früher der schwerbeladene Erntewagen Platz fand, immer mehr abnehmen. Was bleibt ihr da anders übrig, als bei dem glücklichen Volke der Gefilde, „dessen Wünsche der Ernten ruhiger Kreislauf beschränkt“, Wohnung zu nehmen und ihren Hausstand zu begründen? Hier fühlt sie sich heimisch und ist auch fast in jedem Hause anzutreffen; findet sie sich doch selbst in der in tiefster Wald einsamkeit liegenden *Silbermühle*, wohin sich der zudringliche Hausfreund Spatz noch niemals verlor.

Ich habe für die Schwalbe immer eine besondere Zuneigung gehabt und ward nicht wenig erfreut, als sich im Sommer 1873 ein Pärchen auf meiner Hausflur ansiedelte, nachdem ich 8 Jahre lang die Gesellschaft derselben hatte entbehren müssen. Da dies Pärchen auch im folgenden Jahre wiederkehrte, habe ich sein Leben, Lieben und Treiben einer besonderen Beachtung unterzogen, wovon ich das Resultat in nachfolgenden Zeilen darlegen werde.

Es war am 22. April, einem heiteren sonnigen Frühlings-tage, als sich kurz nach Mittag das alte Schwalbenmännchen wieder im Hause einfand und sofort auch das bekannte Lieblingsplätzchen, eine von mir unter dem Balken angebrachte Sitzstange, einnahm. Hier hatte es im vorigen Jahre oft gesessen, hier hatte es seiner brütenden Gattin stets die schönsten Weisen vorgezwitschert. Heute jedoch blieb es stumm, wenn auch draußen der Lenz die jungen Schwingen mächtig regte und es an Nahrung und Wärme durchaus nicht gebrach. Einigemal flog es fort, saß aber am Abend wieder auf seiner Sitzstange, wo es auch früher der Nachtruhe gepflegt hatte. Am nächsten Morgen früh vor 6 Uhr öffnete ich die Tür und bald schwang es sich in's Freie. Gegen 9 Uhr kehrte es mit fröhlichem Gezwitscher zurück und mit ihm — die treue Ge-nossin, an der weißen Brust leicht von dem Gatten zu unterscheiden. Beide flogen lustig mit einander ein und aus. Jetzt fand ich es geraten, an der Decke noch zwei Nistbrettchen von 15 cm Länge und 9 cm Breite anzubringen, damit die Vögel nicht gezwungen waren, die vorjährigen Nester, von denen freilich eins nur halbvollendet stand, wieder einzunehmen. Zugleich löste ich aus dem an der Flur befindlichen Fenster eine Scheibe, um den Tieren die Passage so leicht wie irgend möglich zu machen. Auch dieser „nicht ungewöhnliche Weg“ war ihnen bald wieder bekannt. Abends saßen beide treu vereint auf der Sitzstange. Am andern Morgen gegen $5\frac{1}{2}$ Uhr flogen sie wieder aus und kehrten nach 4 Minuten zurück. Eine Stunde später stellte sich das Weibchen allein ein und flog auf eins der neu angebrachten Nistbrettchen, trippelte geschäftig auf demselben umher, drehte sich bald rechts, bald links, als ob es die lokalen Verhältnisse genau abschätzen wolle. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr war der Plan zum Nestbau bereits gefaßt, denn jetzt schon kehrten beide Alten mit Lehmklümpchen beladen heim.

Merkwürdiger Weise schienen aber unter dem Pärchen in Bezug auf den Standort des Nestes Differenzen obzuwalten, denn das Weibchen begann auf dem hinteren und das Männchen auf dem vorderen Nestbrettchen zu bauen. Der Transport des Baumaterials nahm gewöhnlich 2 Minuten in Anspruch, während das Anordnen desselben nur eine oder nur eine halbe Minute dauerte. Sobald die Vögel im Hause anlangten, ließen sie ein lautes Wit, wit! erschallen, auch dann, wenn sie sich wieder nach draußen begaben. Dagegen musizierte das Männchen nur sehr wenig im Hause, es schien eben keine Zeit dazu erübrigen zu können. Abends, als ich noch beim Lampenscheine meine Lieblinge beobachtete, saß das Männchen auf der Sitzstange, das Weibchen dagegen neben dem begonnenen Nest auf dem Nestbrettchen.

Am 25. April, morgens früh 6 Uhr, saßen beide dicht aneinandergedrängt auf der Sitzstange. Nachdem sie sich draußen im Nebel einige Zeit umhergetrieben, kehrte das Männchen allein zurück und sang ein lustiges Morgenlied. Dann flog es aus, blieb den ganzen Morgen fort und kehrte erst in Begleitung der Gattin zurück, als mittags die Strahlen der Sonne das Nebelmeer siegend zerrissen. Jetzt wurde der Bau wieder fleißig in Angriff genommen. Das Männchen hatte sich bereits der Wahl des Standorts für das Nest, wie sie das Weibchen getroffen, akkomodiert und unterstützte mit regem Fleiß den neuen Bau.

Am 27. April, als das Termometer morgens + 6° zeigte, entwickelten die Vögel wieder eine große Rührigkeit beim Bauen. Gegen Mittag trug sogar das Männchen schon einige Halmie herbei. Gegen 5 Uhr nachmittags wurde von mir der Bau einer sorgfältigen Besichtigung und Messung unterzogen, nachdem, um nicht von den Vögeln bei dieser Arbeit überrascht zu werden, alle Türen und auch die schon erwähnte Fensterscheibe geschlossen waren. Zur rechten Seite über das 15 cm in der Länge messende Nestbrett hinaus war an dem Balken noch eine Fortsetzung von $5\frac{1}{2}$ cm und an der linken Seite von $2\frac{1}{2}$ cm angebracht, sodaß die Länge des Nestes am Balken gemessen gerade 25 cm betrug. Der Borderrand des Nestes stand genau auf der äußersten Kante des 9 cm breiten Nestbretts und maß $1\frac{1}{2}$ cm in der Höhe und 2 cm

in der Stärke. Das Material erschien fest und trocken. Einzelne Halme waren in dem Nestrande verklebt, andere bedeckten schon lose den Boden. — Zugleich untersuchte ich auch das vom Männchen allein begonnene Werk. Es zeigten ich auf dem Brettchen nur die Anfänge eines Nestes von $1\frac{1}{2}$ cm Höhe und 1 cm Stärke. Das Material erschien schon sehr trocken und hart.

Da bekanntlich die Schwäbchen das Material bei der Verarbeitung mit ihrem Speichel anfeuchten, untersuchte ich auch ein frisch eingesetztes Lehmklümpchen, konnte aber die klebrige Substanz nicht herausfühlen. Damit erging es mir wie meinem Freunde B., einem gewaltigen Jäger, der einst seine Nase in ein frisch verlassenes Hasenlager steckte, aber keine Witterung mehr darin verspürte.

Am 28. April, als bei starkem Nordwestwinde eine ziemliche Abkühlung der Temperatur stattfand und das Thermometer $+ 5^{\circ}$ zeigte, wurde der Bau fistiert. Gegen die Mitte des Morgens saß das Weibchen in trauriger Stellung mit herabhängenden Flügeln am Neste. Nur selten ließen sich die Vögel tagsüber im Hause sehen, keine frohe Liederstrophe, kein zwitschernder Laut entrang sich ihrer Kehle. Kurz nach Sonnenuntergang saß das Weibchen, um Nachtruhe zu halten, auf dem Nistbrette und das Männchen daneben auf der Sitzstange. Als ich aber später beim Lampenschein das Pärchen beobachtete, saßen beide Brust an Brust gedrängt zusammen, um sich gegenseitig zu erwärmen und boten so ein überaus liebliches Bild treuer Gattenliebe dar.

Am 29. April sank die Temperatur noch tiefer. Draußen im Walde sah es betrübt aus. Das Wonnebild des jungen Lenzes war in einer einzigen Nacht vernichtet. Auch auf mein Schwäbchenpaar schienen die tückischen Schläge des Nachwinters nicht ohne Einfluß zu bleiben. Alle Baulust war dahin. Um 9 Uhr morgens saßen sie noch im Hause, flogen dann fort und kehrten nur einigemal zurück. Überhaupt trug die Zeit vom 29. April bis zum 6. Mai einen winterlichen Charakter und statt des ersehnten Mailüsterl suchte Boreas seine Herrschaft geltend zu machen. Ja, als eines Morgens dichte Schneeschauer das Haus umtobten, wagte sich mein



85. Rauchschwalbe. 86. Hausschwalbe.

Kunststahl F. Eugen Kohler, G.m.b.H., Gera-Ueterhaut.

Schwalbenpaar nicht einmal in's Freie und blieb lieber hungernd daheim. Flogen sie später aus, so kehrten sie vor Abend selten zurück. Aber wo trieben sie sich bei dieser ungünstigen Zeit umher? Auf meinen Spaziergängen traf ich viele Schwalben in tiefen Waldtälern, wo sie, geschützt vor rauhen Lüften, gemeinsam ihre Kerbtierjagden exerzierten.

Als aber am 6. Mai der warme Sonnenstrahl sich mittags freundlich über Berg und Tal ergoß und lauere Weste wehten, da kehrten die Schwalben mit Baustoffen beladen wieder und gingen rüstig ans unterbrochene Werk. Tags darauf verdoppelten sie ihre Anstrengungen und als ich am Nachmittage den Bau einer neuen Besichtigung unterzog, da betrug die Höhe der Nestwand schon $2\frac{1}{2}$ cm. Als Material waren auch einzelne Pferdehaare mit verbraucht, die sogar am Neste herunterhingen.

Am 8. Mai, früh vor Sonnenaufgang, als noch alles im Hause im tiefen Schlummer lag, erfreute mich das Schwalbenmännchen zum ersten Male durch ein reizendes Morgenkonzert. Dieses Frühkonzert, das unser Altmeister Naumann schon so unübertroffen beschreibt, gewährt jedem Menschen, der nur irgend Sinn und Gefühl für den Vogelgesang hat, einen überaus hohen Genuß. Sind es auch nicht die schmetternden Strophen der Nachtigall, die rezitativischen Waldrufe der Drossel, die vollen Flötentöne der Amsel, die dem Schwalbenmunde entströmen, so ist es doch ein äußerst gemütliches und erheitendes Lied, recht zu der Morgenfrühe des Hauses passend. — Gegen 6 Uhr früh sah ich schon beide Vögel wieder in voller Bautätigkeit begriffen.

Am 9. Mai entspint sich im Hause ein erbitterter Schwalbenkampf. Ein Nebenbuhler, ein fremdes Schwalbenmännchen, ist in's Haus gedrungen und wird sofort von dem rechtmäßigen Cheherrn auf's eifrigste angegriffen. Mit lautem schrillem Gefreisch verfolgten sich die Streitenden. Jetzt jagen sie sich beständig an der Decke umher, jetzt liegen sie am Boden und zerren und zaufen sich aus Leibeskräften. Jetzt sucht sich der Eindringling mit weit geöffnetem Schnabel und feuchter Brust an einem Balken festzuhäkeln, wird aber sofort wieder aus seiner Position gestoßen. Er ist der unterliegende Teil und

als er endlich mit genauer Not die Tür erreicht hat, macht er sich schleunigst aus dem Staube. Raum aber ist der Eindringling verscheucht, als sich der Sieger dicht neben seiner Gattin niederläßt und sich mit dieser auf's eifrigste unterhält. Die Vögel nicken dabei fortwährend mit den Köpfen und blicken sich gegenseitig an. Ihre Unterhaltung besteht in einem sonderbaren faulderwelschen Geplauder, welches ich zu deuten leider nicht imstande bin. In demselben Augenblicke kam es mir aber vor, als habe der Gatte seiner Ehehälft eine kleine Straflektion gehalten, weil sie vielleicht durch allzugroße Liebenswürdigkeit den Fremdling herangelockt. Immerhin aber schien es mir ein sicherer Beweis dafür zu sein, daß die Unterhaltungen, die unsere Vögel oft miteinander pflegen, doch gewiß mehr sein können, als bloße Lockrufe oder Warnungssignale. — — Nach einer neuen Messung des Nestes betrug die Höhe der Wandung gerade 3 cm.

Am 11. Mai, als es wieder sehr kalt war, bemerkte ich, daß die Vögel nur Halme herbeitrugen und auch nur des Morgens einige Stunde bauten.

Am 12. Mai, beim starkem Regenwetter, flogen sie nur eben in's Freie und kehrten bald zurück, um die Zeit im Nichtstun und Stillsitzen zuzubringen. Wieder vergingen einige kalte Tage, an welchem der Bau nur geringe Fortschritte machte.

Am 18. Mai, als es morgens wieder geregnet hatte, sah ich, daß die Schwalben ihr Material dicht vor der Haustür aufnahmen und fleißig den Bau förderten.

Bei einer am 21. Mai stattfindenden Revision des Nestes stellte sich heraus, daß die Nestwand jetzt genau $5\frac{1}{2}$ cm maß und bis oben hin mit Pferdehaaren durchwirkt war, deren Enden rings das Nest umflatterten. Die Nestmulde war mit weichen Gräsern ausgelegt.

Am nächsten Tage streute ich vor der Haustür eine Handvoll Federn aus, um auch meinerseits den Tieren, die schon mit so vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, die Fertigstellung des Nestes möglichst zu erleichtern. Schon nach wenigen Augenblicken hatten beide die willkommene Spende bemerkt und machten davon den ergiebigsten Gebrauch.

Am 24. Mai stand das Nest endlich fertig da. Die Nestmulde enthielt außer den Federn noch Pferdehaare als Polstermaterial. Der Nestbau, welcher am 24. April begonnen wurde, hatte somit gerade einen Monat in Anspruch genommen.

Am 25. Mai lag das erste Ei im Neste.

Am 27. Mai entspann sich nochmals im Hause ein heftiger Kampf, der aber, wenn ich nicht zeitig genug eingeschritten wäre, gewiß einen üblen Ausgang genommen hätte. Wieder war nämlich dem Schwalbenmännchen die Aufgabe geworden, einen Fremdling abzuweisen, und es zeigte sich dieser Aufgabe so gewachsen, daß der Fremdling bald betäubt und feuchend am Boden lag. Ich nahm ihn auf, behielt ihn solange in der Hand, bis er aus seiner Betäubung erwachte und setzte ihn dann wieder auf den Boden vor die geöffnete Haustür. Das Männchen hatte alles dies von seiner Sitzstange herab beobachtet. Raum aber gewahrte es den Nebenbuhler wieder am Boden, als es sofort darauf losstürzte, um noch einmal daran sein Mütchen zu fühlen. Zum Glück gelang es dem übel Zugerichteten das Freie zu gewinnen und sein Heil in schleuniger Flucht zu suchen.

Am 29. Mai, als das Gelege vollzählig war und fünf Eier enthielt, begann das Weibchen sein Brutgeschäft und wurde darin vom Männchen insofern unterstützt, als dieses der Gattin Futter zutrug oder ihr von Zeit zu Zeit die schönsten Weisen vorzwitscherte. Allemal, wenn das Männchen im Hause erschien, stieß es einen eigenen Lockton aus, den das Weibchen auf dem Neste mit einem längeren Geschwätz, welches der Dichter Andersen mit den Worten: „Quirewirewit! mein Mann ist gekommen!“ übersetzt haben würde, beantwortete. Besonders war es aber die Morgenfrühe, in welcher das Männchen fleißig musizierte. Auch hielt es seine Nachtruhe stets dicht neben dem Neste auf der Sitzstange. Zeitweilig verließ auch das Weibchen die Eier, um sich Nahrung zu holen, kehrte jedoch schon nach wenigen Augenblicken zurück.

Am 12. Juni sah ich, daß beide Eltern vereint auf dem Nestrande saßen, in das Innere des Nestes blickten und sich dabei gegenseitig unterhielten. Das hatte etwas zu bedeuten!

Und richtig, das lang ersehnte Ereignis war eingetreten, die Familie hatte sich vergrößert, denn im weichen Federbette des Nestes lagen im Dunenkleide 5 zarte Schwälbchenkinder, die offenen Schnäbel bittend emporgehoben. Jetzt gab es Arbeit genug für unsere glücklichen Eltern! Vom ersten Tagesgrauen bis zur späten Dämmerstunde waren sie unablässig bemüht, ihren Sprößlingen das tägliche Brot zu beschaffen. Ihr breiter Schnabel kommt ihnen bei diesem Geschäfte vorzüglich zu statten. Nicht nur beim Erhaschen der Kerfe leistet er gute Dienste, nein, er ist auch ganz dazu geeignet, hinreichende Quantitäten derselben aufzunehmen, um mehr als ein Junges gleichzeitig befriedigen zu können. Oft halten die Alten auch, um sich von den strapazierenden Jagden zu erholen, auf der Sitzstange eine kurze Rast, aber immer nur allein, niemals zusammen. — Dabei haben die Vögel alle Menschenfurcht abgelegt. Mag es auf der Flur auch noch so geräuschvoll und laut zugehen. Als ein hochbeladener Heuwagen in's Haus gebracht wird und über demselben bis zur Decke nur ein kleiner Raum bleibt, füttern die Vögel ruhig weiter. Wenn ich in der Haustür stehe, fliegen sie mir oft so dicht am Kopfe vorbei, daß sie mit den Schwingen mein Haar streifen.

Die Jungen wachsen bald heran und erscheinen schon nach wenigen Tagen (am 17. Juni) über dem Neste. Einige Tage später sitzen sie alle der Reihe nach auf dem Nestrande, die Ankunft der Alten mit lautem Gezwitscher begrüßend. In dem Fütterungsgeschäfte herrscht gewöhnlich große Regelmäßigkeit und ein Junges nach dem andern erhält seine Portion; oft aber geschieht es auch, daß ein und dasselbe Junge zwei Portionen nacheinander bekommt, wie ich auch zeitweilig beobachten konnte. Recht unterhaltend sah es aus, wenn einmal eine Fliege oder Mücke das Nest umflog. Wie sich da die Hälschen reckten und streckten, wie begierig 10 muntere Auglein die kleine Beute betrachteten, bis endlich eins der Eltern erschien und diese weg schnappte.

Am 5. Juli, also 23 Tage nach dem Ausschlüpfen, waren die Jungen herangewachsen und eins derselben wagte gegen Abend den ersten Flug aus dem Neste. Jedoch flog es nicht mehr ins Freie, sondern blieb im Hause und schloß sich später wieder den Geschwistern im Neste an. Am andern Morgen

gegen 7 Uhr riskierte das älteste den ersten Ausflug, suchte sich bald auf der Dachfirst ein sonniges Plätzchen und ließ sich füttern. Eine Stunde später saß Nr. 2 vor der Haustür am Boden, ängstlich umflattert von der sorgsamen Mutter. Bald erhob er sich leicht und behende und flog in die Krone einer benachbarten Esche. Nr. 3 flatterte kurz darauf am Fenster, ich ergriff es und ließ es im Hause fliegen. Gegen 10 Uhr endlich ist das Nest leer und die ganze Kinderschar durchsegelt schon draußen in Gesellschaft der Alten die Sommerlüfte, läßt sich tagsüber auch nicht mehr beim Hause sehen. Um 7 Uhr abends sitzen sie alle wieder auf dem Dache, werden dort noch eine zeitlang gefüttert und dann einzeln von den Alten zur Nachtruhe ins Haus geführt. Zum Neste kehren sie nicht zurück und halten ihre Nachtruhe auf demjenigen Nistbrettchen, welches, wie schon angegeben, vom Männchen zuerst zum Nistplatz erkoren wurde. Dabei nimmt sie die Mutter noch in treue Obhut, denn sie sitzt dicht daneben, der Vater aber entfernt davon auf seinem alten Platze.

Von nun an kehren sie noch 14 Tage, bis 20. Juli, allabendlich ins Haus zurück. Einmal aber, als die Türen des Hauses verschlossen waren und die unerfahrenen Jungen den Eingang durchs Fenster noch nicht kannten, saßen sie draußen im Baumhofe in der dichtbelaubten Krone eines Apfelbaumes. Ängstlich versuchten Mutter und Vater die Kinder durchs Fenster zu führen, allein vergebens. Endlich, da alle Anstrengungen in dieser Hinsicht erfolglos waren, ließ sich die Mutter neben ihren Sprößlingen in der Baumkrone nieder, bis sie, das Köpfchen unter die Flügel gesteckt, ruhig eutschlummert waren; dann, als es fast dunkel war, erhob sie sich plötzlich und flog schweigend ins Haus zu ihrem — Manne.

Bereits am 13. Juli schritt mein Schwalbenpaar zur 2. Brut und wählte sich zu dem Ende ein recht versteckt stehendes Nistbrettchen aus, auf welchem noch vom vorigen Sommer die rohen Anfänge eines Nestes standen. Schon nach sieben Tagen war der Bau vollendet, konnte aber, was Affuratesse der Arbeit anbetrifft, durchaus nicht mit dem ersten Neste konkurrieren, ein neuer Beweis für meine schon früher ausgesprochene Behauptung, daß die Nester der ersten Brut immer die schönsten und dauerhaftesten sind.

Am 24. Juli lagen 4 Eier im Neste, auch noch am 6. August, nachdem sie bereits 14 Tage bebrütet waren. Am nächsten Tage jedoch sah ich, daß das Männchen häufiger als sonst am Neste erschien. Die Familie hatte einen neuen Kindesegen zu verzeichnen, der aus 3 Köpfen bestand. Das 4. Ei war taub.

Am 17. August fanden sich gleichzeitig die 5 Kinder der ersten Brut wieder im Hause ein, so daß heute die Familie vollzählig bei einander war. Die Liebe der Eltern schien auch gegen die Erstgeborenen noch nicht erkaltet zu sein, da sie sich durchaus nicht feindselig gegen dieselben betrugen.

Am 18. August morgens fand auf meinem Hause die erste diesjährige Schwalbenversammlung statt. Haus- und Rauchschwalben hatten sich in großer Anzahl eingestellt, saßen in langer Reihe auf der Dachfirst, zwitscherten, putzten sich, stellten die verschiedensten Flugübungen an und freuten sich ihres Lebens im warmen Strahl der Morgensonne.

Schneller als die Jungen der ersten Brut wachsen die Jungen der zweiten heran, was ich teils der günstigen Witterung, teils aber auch dem Umstände zuschreiben möchte, daß der Jungen diesmal 2 Köpfe weniger waren. Bereits am 1. September verließen sie das Nest. Als eins derselben am Fenster flatterte, fing ich es ein, um es nach draußen zu bringen. In seiner Angst stieß es die fläglichsten Töne aus. Sofort erschien die Mutter und umzetzte mein Haupt mit den schrillsten Misstönen. Natürlich setzte ich ihr Kind so bald wie möglich in Freiheit, aber seitdem hatte ich es mit der Mutter verdorben. Wir hatten lange Zeit in Friede und Freundschaft unter einem Dache gewohnt und nun wurde dies schöne Verhältnis getrübt. Ja, wenn mich die Mutter im Garten gewahrte, kam sie augenblicklich herbei und umzetzte mich gewaltig. Zum Glück vergaß sie des kleinen Zwischenfalls schon nach einigen Tagen und das frühere gute Einvernehmen wurde wieder hergestellt.

Am 4. September, einem stürmischen und regnerischen Tage, verließen die Jungen das Haus nicht. Selbst die Alten wagten sich selten heraus und Schmalhans war bei ihnen Küchenmeister.

Nachgerade war nun die Zeit herangerückt, wo in der Schwalbenwelt alles Leben und Bewegung ist und wo man sich rüstet zu der großen Reise nach der südlischen Hemisphäre. In diesen Tagen fanden sich die Jungen der ersten Brut wieder sehr häufig im Hause ein, schien es doch, als wollten die Kinder zusammen bleiben, um gemeinsam die weite Strecke unter Führung der erfahrenen Eltern zurückzulegen. Noch am 15. September bemerkte ich gegen Abend die Alten und auch die Jungen der letzten Brut im Hause — am 16. war die ganze Familie bereits abgereist. — Die Dauer ihres Aufenthalts in der Heimat umfaßte also einen Zeitraum von 148 Tagen.

War es im Jahre 1874 nur ein Rauchschwalbenpaar, mit welchem ich mich genauer beschäftigte, so zog ich im Jahre 1876 sämtliche in unserm Dorfe nistenden Pärchen in den Kreis meiner Beobachtung. Zunächst galt es mir festzustellen, wie groß die Zahl der Brutpaare sei, was nicht viel Mühe verursachte, da die Rauchschwalbe hier nur in den Häusern ihren Brutplatz erwählt. Ich fand, daß von den 40 Gebäuden unseres Dorfes 28 von Rauchschwalben bewohnt waren. In zwei Gebäuden fand ich gleichzeitig zwei Nester, jedoch nicht in demselben Raum, da sich zwei Pärchen stets aufs ärgste befedden; eins der Nester stand, wie es Regel ist, auf der Flur und das zweite auf dem Boden am Dachbalken. Im ganzen fanden sich also 30 brütende Pärchen. Von diesen brüteten 12 Pärchen zweimal, und dies waren aller Wahrscheinlichkeit nach ältere, wenigstens zweijährige Pärchen. Sechs dieser Paare benutzten zur zweiten Brut ein neues Nest, die übrigen 5 Paare restaurierten blos das alte. Die Nachkommenschaft dieser 12 Paare bestand aus 110 Köpfen, von denen 2 Stück, ehe sie flugbar waren, aus dem Neste zu Boden fielen und natürlich eingingen. Im Durchschnitt zog jedes alte Paar 9 Jungen groß.

Die übrigen 18 Pärchen, die nur einmal brüteten, stellten eine Kinderschar von 71 Köpfen, von denen wieder 5 Stück durch einen unglücklichen Fall aus dem Neste starben. Aus einem Neste fielen sogar 3 Jungen tot zu Boden. Im Durchschnitt lieferte jedes Paar 4 Jungen. Hierbei ist noch zu bemerken, daß von diesen 18 Paaren 1 Paar zweimal durch Razen im Brüten gestört und ein anderes durch die Instand-

sezung des Hauses vertrieben, bezüglich vom Brüten abgehalten wurde. Was die Zeit des Ausfliegens der Brüten anbetrifft so flog die erste bereits im Juni, die letzte aber erst am 18. September aus; die meisten Jungen verließen im August die Nester.

Von sämtlichen 30 Paaren entstand also eine Nachkommenschaft von 174 jungen Rauchschwalben. Wenn nun die 30 alten Schwalbenpaare und ihre 174 Kinder im folgenden Frühjahre glücklich aus der Ferne heimkehrten, so würde es ihnen in der Tat bei uns an den nötigen Brutstätten mangeln. Aber diese Kalamität wird nicht eintreten. Ich glaube sicher daß nicht mehr als 30 Pärchen wiederkehren werden. Wo aber bleiben die übrigen? Gründen sie sich in andern Ländern eine neue Heimat? Nun da würden wir die allgemeine Klage über Abnahme der Schwalben als unbegründet zurückweisen müssen. Erliegen sie, könnten wir weiter fragen, den Strapazen der Reise, fallen sie in die Klauen der Raubvögel oder ereilt sie das Verderben auf andere uns unbekannte Weise? Es ist uns bis jetzt noch nicht möglich, auf alle diese Fragen eine genaue Antwort zu erteilen. Wir kennen nur die eine, leider sehr traurige Wahrheit, daß Tausende und Abertausende der wanderlustigen Scharen, die im Herbst gesund und fröhlich von dannen ziehen — ihr Vaterland nie wiedersehen.

In der Neuzeit nisten unsere Rauchschwalben, vielleicht durch Wohnungsmangel veranlaßt, auch ganz gegen frühere Gewohnheiten, manchmal kolonienweise, ähnlich wie Hauss- und Ufer schwäbeln. So fand ich einst auf einer Tenne, welche die Gestalt eines länglichen Vierecks von 15 m Länge, 4 m Breite und 5 m Höhe hatte, eine Brutkolonie von 20 Paaren. Nach Verlauf von 5 Jahren fand ich auf derselben Tenne nur noch 3 Pärchen und heute ist nur noch ein einziges Pärchen vorhanden, ein Beweis, daß die Klage über die Abnahme unserer Schwalben gerechtfertigt ist.



87. Uferschwalbe. 88. Turmschwalbe. 89. Nachtschwalbe.

Weit empfindlicher gegen Frost und Kälte, trübe und regnerische Witterung ist die allbekannte *Hausschwalbe* (*Hirundo urbica*), ein niedlicher mit den einfachsten Farben geschmückter Vogel, den man hier zu Lande mit dem eben nicht ästhetischen Namen *Dreckschwalbe* belegt.

Während man die Rauchschwalbe immer freundlich willkommen heißt und ihr die weitgehendsten Freiheiten bei Anlage ihres Nestes gestattet, tritt man der Hausschwalbe immer verdrießlich entgegen; nicht etwa, weil die ländlichen Wohnungen durch den Kot der Jungen verunziert werden, nein, weil, wie man törichterweise wähnt, das Schwalbennest eine Brutstätte der gefürchteten *Bettwanze* sei. Nun wimmelt freilich ein Schwalbennest, wenn erst Junge darin sind, von Milben und Läusen mancherlei Art, auch wohl von Schildwanzen und anderm häßlichen Geziefer, aber das ist auch alles und eine Bettwanze wird man weder in unseren Schwalbennestern noch in unseren Walddörfern finden. Doch die Abneigung gegen unsern Vogel besteht einmal und scheint sich, aller besseren Belehrung zum Trotz, wie eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht weiter zu schleppen. Doch nicht allein mit der Dummheit der Menschen hat unsere Schwalbe im Kampfe um's Dasein zu streiten, ein sehr großer Feind, der ihrer Vermehrung und Ausbreitung bedeutenden Abbruch tut, ist auch Herr *Spatz*, der sans façon die mühsam erbauten Nester in Besitz nimmt und sich in seiner spießbürgerlichen Behäbigkeit darin breit macht.

Während die Rauchschwalbe meist niedrig zwischen Gebäuden jagt, stellt die Hausschwalbe ihre Jagden gewöhnlich in den höheren Lufschichten an. Bei naßkalter Witterung sucht sie gemeinschaftlich diejenigen Plätze auf, an welchen kein Infektionsmangel eintritt und zwar sehr gern die sogenannten Nonenstellen des Rindviehs, wo auf den dort lagernden Exrementen sich das verschiedenste Geschmeiß einzustellen pflegt. Ich fand sie auf diesen meist am Waldessaume liegenden Plätzen oft zu Hunderten jagen.

Sehr leicht lässt sie sich beim Nestbau beobachten; einmal wenn sie auf den feuchten Plätzen erscheint, behutsam mit den kurzen Füßchen in den Schmutz trippelt, mit dem breiten Schnabel einige Klümpchen der klebrigen Masse aufnimmt und sich damit leicht in die Lüfte schwingt; dann aber auch, wenn sie vor unserm Fenster die zubereiteten Klümpchen ansetzt und festdrückt. Oft können die Hausschwalben der Dürre wegen in ohnehin wasserarmen Gegenden nicht zum Nisten gelangen. Wenn dann aber einmal ein tüchtiges Regenschauer auf Straßen und Wegen den nötigen Kot erzeugt, da sieht man sie an bestimmten Plätzen in großer Menge erscheinen und mit regem Eifer das Werk in Angriff nehmen.

Ein schönes Beispiel echter Elternliebe eines Hausschwalbenpaars erlebte ich im Sommer 1860. Dieses baute nämlich unter einem vorstehenden Balken am Nachbarhause ungestört sein Nest. Als nach einigen Wochen die Jungen halb erwachsen waren, stürzte das Nest plötzlich zur Erde, doch blieb die Brut unbeschädigt. Ich erbarmte mich der unmündigen Kleinen und hing sie in einem hölzernen Vogelbauer (sogen. Harzbauer), aus dem ich seitwärts zwei Sprossen zum Durchgang für die Alten genommen am Hause auf. Die Alten flogen sogleich Futter tragend ab und zu. Nach einigen Tagen wollte ich einmal nachsehen, wie es mit den Jungen stehe und siehe! die treuen Eltern waren nicht nicht nur für Nahrung besorgt gewesen, sondern hatten auch ihren Kindern den nötigen Schutz gegen Witterungseinflüsse angedeihen lassen, da sie das Bauer von allen Seiten mit Lehm vermauert hatten.

Dieses merkwürdige Schwalbennest zierte noch hute die Nestersammlung des Museums in Detmold.

Die dritte deutsche Schwalbenart, die Uferschwalbe (*H. riparia*), ist im Waldgebiete selbst nicht zu finden und

nur in den Vorbergen als Brutvogel anzutreffen, aber auch hier nur sehr selten. Man erkennt sie leicht, selbst im Fluge, an der graubraunen Oberseite, sonst gleicht sie sehr der Haus-schwalbe. Sie lebt immer in der Nähe der Gewässer; selbst ein großer Teich, wenn sie nur in der Nähe eine Brutstätte errichten kann, vermag sie zu fesseln. Am merkwürdigsten wird uns die Schwalbe dadurch, daß sie im Stande ist, in lehmige oder auch sandige Uferwände eine 1—4 Fuß tiefe, hinten erweiterte Röhre zu graben, in welcher sie ihre Brut großzieht. Meist brütet sie kolonieenweise in Mergel- und Lehmgruben, doch fand ich sie schon einzeln an den Ufern von Fuhrwegen nisten. Als zärtlicher Vogel verläßt sie uns bereits im August wieder.

Auch diese Schwalbenart verschwindet von Jahr zu Jahr immer mehr. Ich habe oft im Lehm- und Kiesgruben 10—20 Paare angetroffen; heute findet man dort höchstens 3—5 Pärchen.

Hoch über den Bergkuppen unseres Waldes, oft in einer Höhe, daß sie unser Auge kaum noch zu erreichen vermag, durchsegelt die T u r m- oder M a u e r s c h w a l b e (*Cypselus apus*) die sommerlichen Lüfte. Mit erstaunlich raschem Fluge fährt der russfarbige Vogel, an den langen sickelförmigen Flügeln leicht zu erkennen, über Wald und Flur jagend dahin. Vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend ist er in fortwährender Bewegung, niemals läßt er sich bei Tage zur Ruhe auf einem Baume oder einem Gebäude nieder, er muß fliegen und immer wieder fliegen. An den lauen Sommerabenden schart er sich mit seinesgleichen in großen Flügen zusammen und führt um Felsen, Türme oder andere hochaufragende Gebäude jene bekannten, wunderbaren Flugspiele auf, die mit einem wild kreischenden Srih, srih, srih! beständig begleitet werden. Erst die Nacht setzt diesem rasenden Jagen ein Ziel.

Zur Brutstätte erwählt sich die Turmschwalbe Spalten und Löcher der Burgen, Kirchen und Türme, bezieht aber auch Höhlungen an Felsen oder hohen Gebäuden, ja sie siedelt sich auch in Baumhöhlen und Starenkästen an. Oftmals entstehen zwischen Star und Turmschwalbe beim Besitzergreifen eines Brutkastens erbitterte Kämpfe. Daß dabei die Turmschwalbe als kleinerer und schwächerer Teil oftmals Siegerin bleibt, wird folgende Beobachtung dartun: Eine Turmschwalbe hatte in einem Brutkästen, der hinter der hölzernen Giebelwand meines Vaterhauses hing, in einem Jahre glücklich seine Brut aufgezogen. Im nächsten Jahre stellte sich frühzeitig ein Starenpärchen ein, das bald darin friedlich auf 6 Eiern brütete. Mitlerweile waren aber die Turmschwalben wieder erschienen und suchten nun den Star aus ihrem Heim zu vertreiben. Eines schönen Tages drang aus dem Kästen das jämmerliche Geschrei des Stares, und als mein Bruder herbei eilte und den Deckel des Kastens öffnete, siehe, da hielt die Turmschwalbe den armen Star am Beine mit ihren Krallen so fest und krampfhaft umschlungen, daß dieser vor Angst weder ein noch aus wußte, und die 6 Eier im Neste zerstreut umherlagen. Die Turmschwalbe ließ auch da nicht von ihrem Opfer ab, als mein Bruder beide Vögel heraus nahm. Um die Vögel zu trennen, mußte er erst eine zweite Person zu Hilfe rufen. Jetzt erhielten beide Vögel die Freiheit. Dem armen Star war alle Lust zum Brüten vergangen, er ließ sein Nest im Stiche. Die Turmschwalbe saß abends wohlgeruht im Kästen und zog darin wieder ihre Brut groß.

Die eifersüchtigen Männchen befehdten sich auf's ärgste verfolgen sich unter lautem Gefreisch und häkeln sich mit den scharfen Zehen oft so fest aneinander, daß sie zusammengekrallt aus der Luft fallen.

Sehr häufig findet man im Sommer auf dem Erdboden erschöpfte oder sonst frische Turmschwalben, was zu dem wunderbarlichen Gerüchte Veranlassung gegeben, die Turmschwalbe sei, sobald sie sich am Boden befände, nicht imstande, sich wieder emporzuheben, weil ihre langen Flügel sie daran hinderten. Dies ist natürlich ein albernes Gerede, jedes vernünftigen Grundes bar.

Ungefähr drei Monate lang verweilt die Turmschwalbe in ihrer Heimat. Sobald das Brutgeschäft beendet ist, bricht sie mit ihren Jungen schon wieder nach Süden auf. Dies geschieht in unserm Walde am 1.—3. August, während die Zeit ihrer Ankunft in die ersten Maitage fällt. Dass auch Ausnahmen von dieser Regel stattfinden, bewies einst eine Turmschwalbe, die schon am 19. April den Giebel meines Nachbarhauses umflog. Im Jahre 1875 beobachtete ich sogar noch am 3. Oktober eine auf der Wanderung begriffene Turmschwalbe, die, auf freiem Felde in südlicher Richtung fortstreichend, dicht an mir vorüber eilte. Ein so später Abzugstermin einer Turmschwalbe ist meines Wissens noch von niemand beobachtet worden.

Dass die Turmschwalben, deren Reisen sich tief ins Innere von Afrika erstrecken, bei uns wieder in ihr altes Heim zurückkehren, geht aus folgender Beobachtung hervor, die mein Bruder in Lemgo an seinen Turmschwalben machte. Derselbe schrieb am 30. Juni dieses Jahres: Am 28. Juni 1906 habe ich meinen Turmschwalben einen Aluminiumring Nr. 19 und 20 am Beine befestigt. Als ich am 2. Pfingsttage bei Regenwetter wieder ein Paar Turmschwalben im Kasten sah, mochte ich beide nicht stören und sah nicht nach dem Ringe. Als ich heute, wieder bei Regenwetter, eine Schwalbe im Kasten fand, sah ich nach, und der Ring Nr. 20 saß noch am Beine. Da die Vögel aber bei dem abnormalen Sommerwetter nicht zum Brüten schritten, konnte ich leider nicht mehr feststellen, ob Nr. 19 auch zurückgekehrt war.

Zu der Schwalbenfamilie rechnen wir auch jenen eigen-tümlichen Vogel, der sein Wesen nur zur Nachtzeit treibt, sonst aber in Gestalt und Lebensweise seine innige Verwandtschaft mit den schnellsegelnden Luftbewohnern dokumentiert. Dieser Vogel ist kein anderer, als die *Nachtſchwalbe* (Capri-

mulgus punctatus) auch *Ziegenmäcker* oder von uns
jern *Waldbewohnern* *Tag schläfer* genannt.

Um einmal ein Stück aus dem Leben dieses geheimnisvollen Gesellen kennen zu lernen, begeben wir uns an einem windstillen, lauen Juniabende auf eine von Heidekraut bestandene und mit Fichten umsäumte Waldblöße. Sobald die erste Dämmerung die Täler umschleiert, umschwebt uns mit leisen Flugeschlägen ein dunkler Vogel von Turteltaubengröße. Sobald wir unserern Hut oder ein Tuch in die Höhe schleudern, fliegt der schwarze Gesell darauf los, drüber oder drunter fort, hält inne, rüttelt einem Raubvogel ähnlich, streicht fort, überschlägt sich im Fluge und flatscht oft mit seinen Flügeln so mächtig, wie die beste Schlägertaube. Bald taucht ein zweiter auf, er scheint das Weibchen zu sein, und nun beginnt ein reizendes Flugspiel über die Heide hin, um die grünen Kronen der schlanken Fichten, oft dicht an uns vorbei, niemals hoch, aber mit einer Eleganz und Abwechslung, die uns zur Bewunderung hinreißt. Plötzlich ertönt ein wunderliches Schnurren oder Spinnen aus dem Fichtenbestande. Das Männchen hat sich im Heidekraute niedergelassen und unterhält oder lockt das Weibchen mit einem eigentümlichen Derrrr, errrr! in bald steigenden, bald fallenden Tönen. Mehrere Minuten dauert diese Nachtmusik, dann beginnen die Flugs piele mit dem obligaten Klatsehen von neuem, gleichsam Pausen bildend in dem nächtlichen Konzerte. Oftmals geschieht es auch, daß ein fremder Nebenbuhler das gemütliche Stillleben der Gatten zu stören versucht, worauf sich die beiden Rivalen tüchtig in's Gefieder geraten und im Fluge vor einander rennen. Üble Folgen scheint aber ein solches Lufttreffen niemals zu haben, denn bald darauf schnurrt der Verjagte gemütlich vom nächsten Schläge herüber seine bekannte Weise.

Bei anhaltender, regnerischer Witterung, wo des Abends Mangel an fliegenden Nachtschmetterlingen, der hauptsächlichsten Nahrung unseres Ziegenmellers, eintritt, kommt der Vogel in die Walddörfer und sitzt oft dicht vor den Fenstern auf einem hervorragenden Gegenstande oder umfliegt das Dach in gewandtem Fluge. In meinem Garten jagt er um diese Zeit gern die auf dem Grase fliegenden *Hopfenspinner*.

Bei Tage sitzt der Vogel der Länge nach auf einem trockenen Ast, gewöhnlich dort, wo ihn die wärmenden Strahlen der Morgensonne treffen können. Nicht jedes Auge ist imstande, ihn hier zu entdecken, da er mit dem Ast, auf welchem er sitzt, die größte Ähnlichkeit hat.

Vom Nestbau ist bei ihm keine Rede. Ohne auch nur einen einzigen Halm hinzutragen, legt das Weibchen seine beiden weißen mit grauen Flecken übertüpfelten Eier auf die bloße Erde, gewöhnlich in Heidekraut oder Heidelbeersträucher. Unkundige, wenn sie nicht gerade den brütenden Vogel bemerken, stecken die Eier ohne weiteres ein, indem sie nachher naiv erklären, sie hätten da und da ein paar Eier gefunden.

Die Jungen machen sich, sobald sie flugbar sind, allabendlich durch einen lauten zirpenden Ton bemerklich. Geht man diesem Tone nach, so bewegt sich derselbe von einem Orte zum andern, ohne daß man, bei der im Walde herrschenden Dunkelheit, die Jungen bemerken kann. Nur auf offenen Waldwegen lassen uns die Jungen nahe herbei kommen, fliegen dann eine Strecke fort, segen sich wieder, erheben sich aufs neue und kann man sie auf diese Weise oft weit in den Wald treiben.

XIV. Taubenartige Vögel (Columbidae).

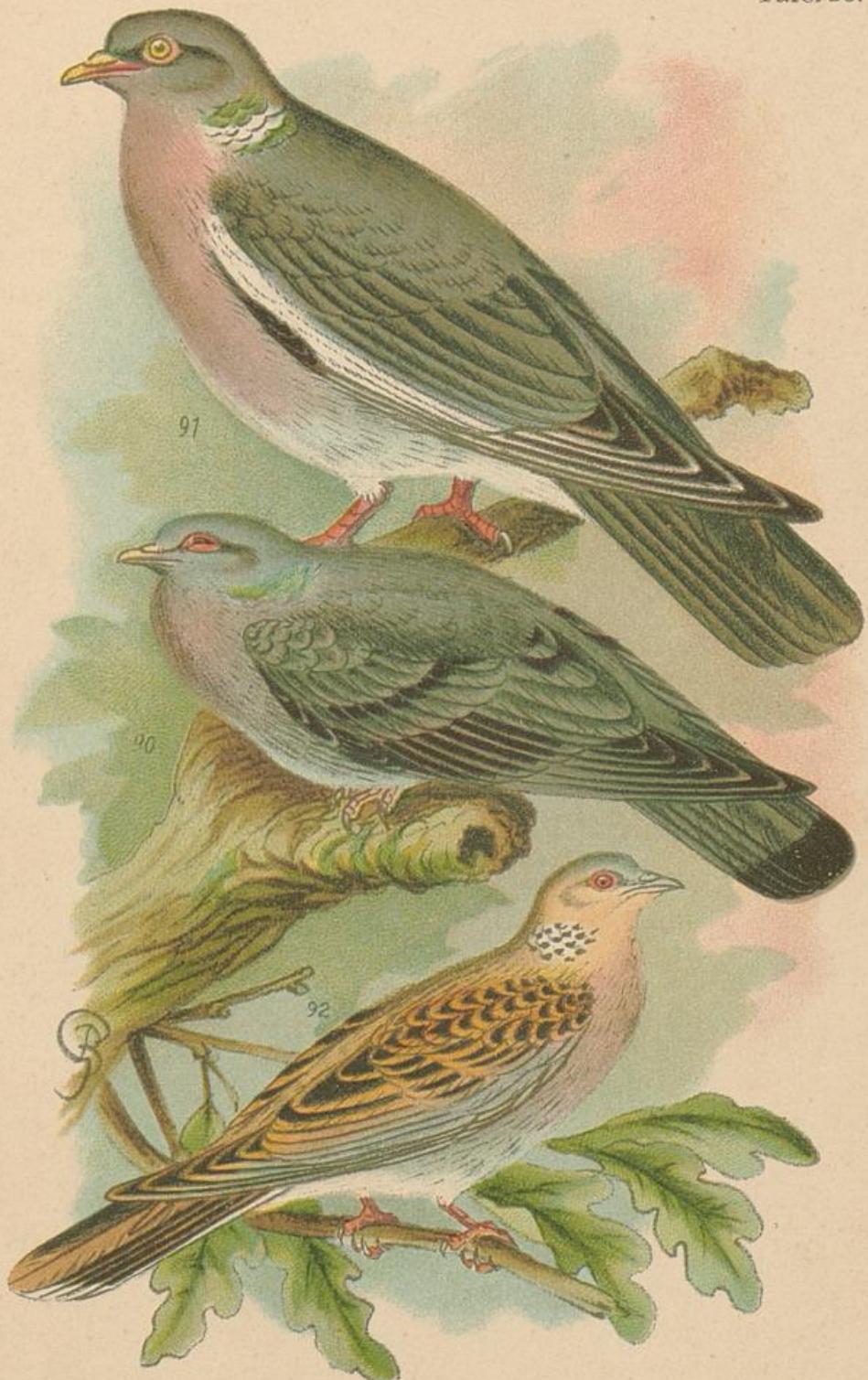
Aus dem Stimmengewirr, welches zur Frühlingszeit die weiten Hallen des Waldes durchflutet, heben sich aufs auffälligste die wohlklingenden Gutturaltöne unserer Wildtaubenfamilie. Schon im März vernehmen wir in den mit hohlen Buchen bestandenen Revieren zu dem Gehämmer und Schnurren der Spechte den Ruf der *Hohltäube*; im April schallt aus den dunklen Fichtenbeständen durch die Jubelsänge der *Amselfn*.

und Drosseln das laute Rucken der Ringeltaube und im Mai dringt aus den jungen Nadel- und Laubholzschlägen durch die schmetternden Weisen der Finken und Grasmücken das liebliche Girren der Tureltaube. Diese drei Taubenarten sind es auch, die sich in unserm Walde noch der größten Verbreitung erfreuen und die, wenn sie auch sonst kein auffallendes Leben führen, doch zur Belebung der Gehölze das Jhrige beitragen. Wir betrachten darunter zunächst die Hohltaube.

Die Hohltaube (*Columba oenas*) hat eine große Ähnlichkeit mit unserer gewöhnlichen Haustaube, nur sind die schwarzen Flügelbinden nicht recht deutlich gezeichnet. Sie erwählt zu ihrem Sommeraufenthalt nicht nur die mit hohlen Bäumen versehenen Laubholzwaldungen der Ebene, sondern auch des Gebirges. Hier stellt sie sich oft schon im Februar ein und macht sich an sonnenhellen Tagen durch ihr lautes Huhfuß! bemerklich. In den Höhlungen der Bäume bereitet sie ein höchst einfaches Nest, zu dem sie die wenigen Stoffe oft vor den Türen einsam gelegener Waldhäuser aufliest. Man hat vielfach behauptet, die Hohltaube benütze zur zweiten Brut immer eine neue Höhle. Bei sehr engem Raum mag dies der Fall sein, doch fand ich einst in einer weiten Höhlung zwei flügge Junge und daneben das alte Weibchen wieder auf zwei frischen Eiern brütend. Manchmal brütet die Alte so fest, daß man sie mit der Hand ergreifen kann, überbrachte mir doch einst ein Knabe ein auf diese Weise erbeutetes Tier.

Der alte Brehm schreibt in seiner Naturgeschichte der Tauben, daß es noch nicht gelungen sei, die Hohltauben zu zähmen und zum Ein- und Ausfliegen zu gewöhnen, glaubt aber, daß es bei fortgesetzten Bemühungen in der dritten oder vierten Generation möglich wäre, und bittet deshalb die Freunde der Ornithologie, durchaus wiederholte Versuche mit Zähmung und Paarung der Hohltauben zu machen.

Dieser Aufforderung eines Ornithologen von Gottes Gnaden als williger Schüler nachzukommen, nahm ich um 8. August 1865 aus einer hohen Buche ein Nestpärchen obiger Tauben. Das eine Junge verunglückte leider, ehe es vollständig befiedert war, das andere aber erwuchs zu einem hübschen Täubchen.



90. Hohltaube. 91. Ringeltaube. 92. Turteltaube.

Es war bald gezähmt, fraß mir das Futter aus Hand und Mund, flatterte aber bei einer ungewöhnlichen Erscheinung ängstlich im Käfige umher, eine Scheu, die man übrigens bei jedem Vogel in der Gefangenschaft beobachten kann. Nach einiger Zeit wies ich ihm sein Quartier auf einer Dachkammer an, und von hier aus fand es bald Gelegenheit ins Freie zu entkommen. Schon hielt ich meine Wildtaube für verloren, als sie sich plötzlich inmitten meiner Haustaubenschar auf der Dachfirst niederließ. Am Abend, als die zahmen Tauben zur Ruhestätte auf den Schlag eilten, begab sie sich zum benachbarten Nadelwalde und hielt ihre Nachtruhe auf einer hohen finsternen Fichte. Tagsüber aber kam sie mit den anderen Tauben ungeniert auf den Hof, die Hausflur, selbst in Stube und Küche und pickte eifrig das hingetreute Futter auf; ja sie saß auch eines Mittags mit auf dem Schlage, so daß ich glaubte, sie werde jetzt, da schon die Herbststürme den Wald unwirtlich machten, auch unter Dach und Fach ihr Nachtlogis suchen; aber nein! immer wieder eilte sie in der Dämmerstunde zum nahen Wälzchen und war morgens, wenn ich zur Fütterung pfiff, regelmäßig der erste Gast an der gedekten Tafel. Da aber, an einem kalten, nebelgrauen Tage (1. Dezember) erschien mein Täubchen nicht. Ich pfiff, ich lockte, ich dachte, sie habe sich vielleicht verirrt; — ich hoffte, der Nebel werde sich verziehen, um dann nach der Entschwundenen besser rekonnozieren zu können, doch vergebens. Immer dichter wallten die feuchten Schauer von den Bergen nieder, es wurde Mittag, Abend, — mein Täubchen war und blieb verschwunden. Die Schlafsielle im Nadelwalde wurde sorgfältig inspiziert, ein, zwei Federn lagen am Boden, oben in den Zweigen konnte ich des Nebels wegen nichts erspähen. Wohin war mein Täubchen geraten? War sie vielleicht in der Nacht vorher, als der Vollmond seinen goldenen Schein über die Wälder goß, vom Wandertriebe besellt, aufgebrochen und dem warmen Süden zugeeilt? — Doch nein — die Tauben reisen ja nur am Tage und überdies ist die Zugzeit schon lange vorüber. Tags darauf ging ich nochmal zur alten Ruhestätte, zum nahen Walde. Der Nebel hatte sich verzogen und die Dezembersonne warf ihre bleichen Lichter wehmüdig durch das düstere Nadelgrün. Ich schaute empor — aber o Jammer! — Die Zweige des Baumes, worauf mein Täubchen stets geschlafen, hingen

voll Federn und eine abgerissene grüne Lode war über und über mit Federn bedeckt. Jetzt war mir alles klar! Ein nächtlicher Räuber, gewiß der große Waldkauz (Strix aluco), hatte sie als gute Beute gekapert und alle Hoffnung auf interessante Beobachtungen vernichtet.

Durch diesen Unglücksfall ließ ich mich in meinen Versuchen keineswegs abschrecken. Im Frühjahr 1866 wurden aufs neue drei Stück Hohltauben acquiriert und in einem großen Käfige untergebracht, den ich auf der Flur vor meiner Wohnstube aufstellte, damit sich die Tierchen vor allen Dingen an den Anblick von Menschen gewöhnen sollten. Nach einigen Wochen entwischte mir eine und umflog in weiten Kreisen meine Wohnung, kehrte jedoch zurück und ließ sich im Obstgarten nieder. Mit einer an eine Stange gesteckten Leimrute belegt, kam sie bald wieder in meine Hände, und diese kleine Promenade war also vorläufig ohne Schaden abgelaufen. Bis zum Oktober blieben die drei Wildlinge im Käfige vereint, dann aber, trotzdem es zur Zugzeit war, (13. Oktober) setzte ich eine zuerst in Freiheit. Sie hielt sich sofort zu den Haustauben, schließt aber bei Nacht — in dem verhängnisvollen Nadelwalde. Am 18. Oktober ließ ich die beiden andern auch ins Freie. Eine davon stieg schnell in die Luft und eilte reißenden Fluges dem fernen Walde zu, ließ sich tags darauf noch einmal, hoch im Blauen über meiner Wohnung kreisend, beobachten, und — ward dann nicht mehr gesehen. Die andere dagegen hielt sich als treue Genossin stets zu der ersteren und beide erschienen stets gemeinschaftlich auf dem Hofe zwischen den Haustauben, ja sie erkannten sogar ihre frühere Wohnung, den großen Käfig wieder, den ich draußen unter einem Baume etwas erhöht angebracht, schlüpften ohne Furcht hinein und ließen sich ihr Körnerfutter wohl schmecken. Das war eine Lust, diese beiden Wildlinge so gezähmt, so zutraulich nebeneinander zu sehen! Wohin die eine flog, eilte auch die andere, sie schienen unzertrennlich. Dies Zusammenleben dauerte ungefähr 14 Tage — da plötzlich war die eine verschwunden und aller Wahrscheinlichkeit nach dem fernen Süden zugeeilt. Nun stand die andere allein da, schien sich aber um die Entschwundene nicht viel zu grämen und schloß sich inniger den Haustauben an: flog mit ihnen aufs Feld, auf den Hof, auf den Boden und — was die Hauptſache war — hielt

auch Nachtruhe auf dem Taubenschlag. Hier hatte meine Wildtaube, wie jede der übrigen Haustauben, ein besonderes Ruheplätzchen, was sie regelmäßig jeden Abend einnahm und gegen manchen bissigen Tauber hartnäckig verteidigte. In der ersten Zeit verbreitete sie draußen unter den Haustauben oft einen großen Schrecken, wenn sie sich, einem Sperber gleichend, eilenden Fluges aus der Krone eines Baumes unter die sorglose Schar mischte. Da stob die ganze Gesellschaft in wilder Flucht hoch in die Lüfte. Später aber erkannten die Haustauben den kleinen Bangemacher und ließen sich nicht mehr außer Fassung bringen. — Als zur Winterzeit tiefer Schnee die Erde bedeckte, erschien sie täglich am Stubenfenster und hatte so alle Scheu abgelegt, daß sie die Brotkrümchen vom Tische las. Die Wintermonate waren bald vergangen. Mein Täubchen hatte sein säuberlich das Hochzeitskleid angelegt und schien des kommenden Bräutigams zu warten. Als am 23. März die warmen Lenzeslüfte wehten und Scharen von Zugvögeln Heimkehr hielten, da gedachte ich auch meiner im Herbst mutmaßlich fortgezogenen Hohltaube und äußerte halb im Scherze, sie müsse jetzt wieder kommen. Am 24. März morgens früh sah ich erstaunt auf einer Esche nahe am Hause — eine fremde Hohltaube! Sollte dies die Entschwundene und Erwartete wirklich sein? — Ich möchte es fast glauben, da bekanntlich jeder Zugvogel zuerst an den Ort zurückkehrt, von wo er ausgezogen. Die fremde Hohltaube blieb des Tages abwechselnd bei meiner Wohnung, flog des Abends dem Walde zu — und kam nicht zurück. In dieser Zeit ward meine Wildtaube von einer besonderen Unruhe ergriffen. Oft war sie stundenlang nicht beim Hause zu sehen, kehrte aber am Abend regelmäßig zurück und schien große Neigung zu einem blauen Tünnlertauber zu hegen. Schon hoffte ich, die Paarung werde glücklich von statten gehen, als am 5. April meine Wildtaube spurlos verschwand. Gewiß war sie unter den Klauen des Hühnerhabichts (Astur palumbarius) verendet, da sich dieser blutdürstige Räuber auch am 7. April unter meiner Taubenschar ein Opfer erwählte und mich dann in kurzer Zeit um sechs Stück meiner schönsten Tauben brachte. —

Von weiteren Zähmungsversuchen mußte ich leider, nur dieses gefährlichen Räubers wegen, abstehen, weil derselbe in

einem neben meiner Wohnung liegenden Fichtenwalde stets den besten Hinterhalt fand und meinen prachtvollen Taubenflug in kurzer Zeit gänzlich auftrieb. Doch glaube ich hinlänglich gezeigt zu haben, daß es ein sehr Leichtes ist, die Hohltaube zum anhänglichen Hausvogel zu machen, was sie, ihrer liebenswürdigen Eigenschaften wegen, gewißlich verdient.

Bon unsren Wildtauben zeichnet sich die Ringeltaube (*Columba torquata*) durch ihre ansehnliche Größe und ein prachtvolles Federkleid aus.

Sobald der Schnee geschmolzen ist und die ersten Amsel-
lieder aus den dunklen Nadelforsten ertönen, stellt sich der Ringeltauber mit seinem Weibchen wieder am alten Brutplätze ein und macht sich bald, besonders an den sonnenklaren Morgen, durch sein lautes Rucksen bemerklich. Auf hervorragenden dürren Wipfelästen oder auf den Spizzen der höchsten Fichten sitzen oft beide mit eingezogenem Halse und aufgeblähtem Gefieder stundenlang im süßen Nichtstun. Bei Regenwetter und an den heißen Sommermittagen suchen sie gerne Schutz in den Kronen der Bäume, wo sie auch ihre Nachtruhe halten. In gemischten Beständen übernachten sie immer auf den Laubbäumen, nisten jedoch lieber im Nadeldicke.

In der Lebensweise der Ringeltaube herrscht eine gewisse Regelmäßigkeit. Früh vor Sonnenaufgang begrüßt der Tauber mit seinem angenehmen Rucksen den kommenden Tag. Während des Ruckens hält er sich immer in den Kronen der Bäume versteckt. Dann fliegt er mit seinem Weibchen auf die Baumwipfel, von wo Beide eine weite Rundsicht haben. Hier sitzen sie oft lange im Strahl der Morgensonne, nesteln im Gefieder, putzen sich und schauen hinaus in die schöne Gotteswelt. Später gehts aufs Feld, um „die Begierde der Speise und des Trankes zu stillen.“ Um 10 Uhr kehren sie ins Revier zurück. Das Rucksen ertönt von neuem bis gegen

Mittag. Um diese Zeit, wo auch unsere Haustauben zu Feste ziehen, beschäftigen sich die Ringeltauben wieder mit dem Aufsuchen ihrer Nahrung. Sie halten jetzt die *zweite Hauptmahlzeit*. Die *dritte* wird gegen 4 Uhr nachmittags eingenommen. Sind aber Jungs zu ernähren, so wird noch eine *vierte* Mahlzeit gehalten und zwar nach Sonnenuntergang.

Zur Paarungszeit ist der Tauber sehr aufgereggt. Durch nachgemachtes Rucken auf der hohlen Hand lässt er sich aus weiter Ferne herbeilocken. Gegen seine Aluserforene spielt er jetzt den verliebten Gauch. Um sich ihr angenehm zu machen, schwingt er sich oft hoch in die Luft, flatscht mit den Flügeln laut und vernehmlich und kehrt im sanften Bogenfluge wieder in ihre Nähe zurück. Ihm scheint auch das Geschäft obzuliegen, ein passendes Plätzchen zur Anlage des leicht gebauten Nestes auszuwählen, denn wir sehen ihn bald in diesem, bald in jenem Fichtenwipfel herumwirtschaften, hören ihn bald hier, bald dort rucken, bis sich zuletzt die Täubin bei ihm einfindet, um dem Plane ihre Zustimmung zu erteilen. Die Baustoffe lesen Beide in der Nähe des Nestes am Boden auf.

Es gibt einige Ringeltauben, die sich gegen ihre Brut höchst gleichgültig benehmen und schon bei geringer Störung dieselbe dem Verderben preisgeben. Zum Glück ist dies nicht bei allen der Fall. Ein Nest, welches nahe bei meinem Hause stand, wurde verschiedentlich von mir besichtigt, was natürlich ohne Störung nie abgeht, trotzdem brüteten die Alten ruhig weiter.

Als ich einst mit einem Stocke an einen Baum schlug in dessen Wipfel ein Ringeltaubennest stand, stürzte plötzlich mit lautem Rauschen das alte Weibchen vom Neste und flatterte wie gelähmt eine Strecke von 30 m am Boden dahin; erst dann erhob es sich und flog davon. Dass auch Tauben, ähnlich unseren Graemückenarten und Rebhühnern zur Verstellungskunst ihre Zuflucht nehmen, habe ich sonst niemals erfahren.

Während in einigen Gegenden Deutschlands die Ringeltaube so alle Menschenfurcht abgelegt hat, dass sie an belebten und geräuschvollen Orten, wie auf der Brühlschen Terasse, im Wiener Prater u. s. w. ohne Scheu brütet, ist dieselbe in

unserm Walde noch äußerst flüchtig und eilt beim Erblicken eines Menschen schleunigst davon. Nur ein einziger Fall ist mir bekannt, daß eine Ringeltaube unmittelbar vor der Tür eines Hauses brütete und auch ihre Jungen aufzog. Dies geschah auf dem Försterberge bei Meinberg.

Zähmungsversuche, die ich mit der Ringeltaube angestellt habe, waren von keinem Erfolge gefrönt, doch sah ich bei einem Knaben unsers Dorfes einst eine sehr schöne Ringeltaube, die so gezähmt war, daß sie ein- und ausflog. Der Knabe hatte sie am Waldesboden sitzend aufgefunden. Sie war gleich so zutraulich und anhänglich, daß sie mit den Haustauben auf der Tenne blieb, später mit ausflog und vor den Türen im Dorfe ihr Futter auflas, wo ich sie oft beobachten konnte.

Sobald im Sommer auf den beackerten Hochflächen unsers Waldes Rabs und Rübsen gemäht sind, stellen sich aus den benachbarten Gehölzen ungeheure Flüge der Ringeltauben dabei ein, die mit leidenschaftlicher Gier die ausgefallenen Samenkörner verzehren. Im August liefert die Heidelbeere ein gesuchtes Nahrungsmittel. Wenn die Eicheln gut geraten, sind oft in milden Wintern kleinere Taubenflüge in den Eichenforsten unseres Waldes anzutreffen. Im Oktober stellen sich von Norden kommend gewaltige Scharen im Walde ein, die aber selten lange verweilen. Nur bei dichtem Nebel rasten sie längere Zeit in der Nähe von Stoppelfeldern, wo sie so lange ihrer Nahrung nachgehen, bis ein heiterer Himmel zur Weiterreise antreibt. An klaren, milden Herbsttagen kann man an den Wanderstraßen unsers Waldes wohl täglich 12—15 größere oder kleinere Wanderzüge beobachten.

In den Vorbergen unsers Waldes überwintern oft große Flüge der Ringeltauben, auch gewiß nordische Vögel, die bei diesem Schnee sich von den Blättern des Braunkohls ernähren, dabei aber gewaltig abmagern.

Erst im wunderschönen Maienmond, wenn *Hohlu und Ringeltauben* bereits mit der Pflege ihrer Bruten vollauf beschäftigt sind, findet sich die kleinste und zierlichste unserer Wildtauben, die *Turteltaube* (*Col. turtur*), wieder an ihrer Brutstätte ein.

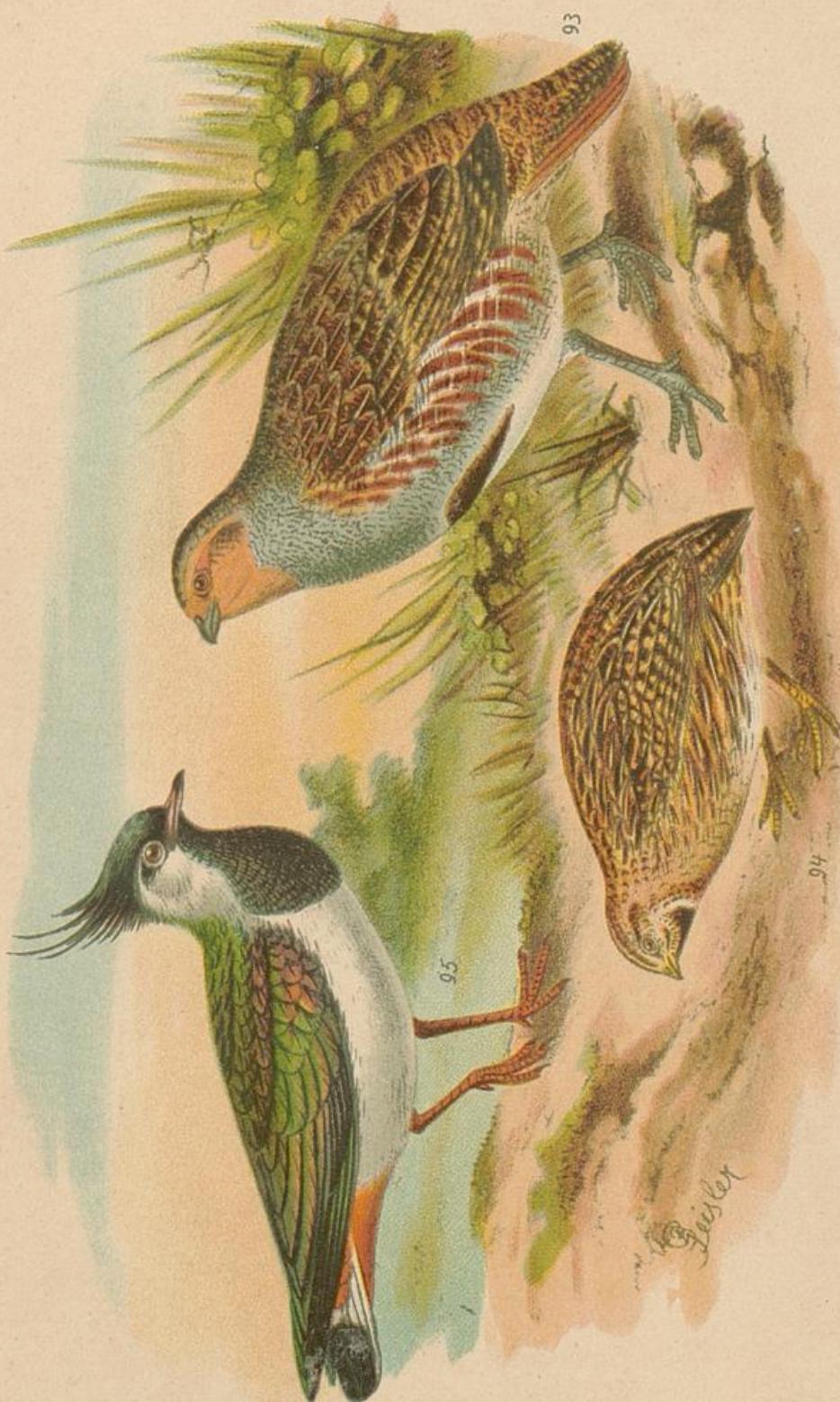
Der größte Teil des Jahres verfliegt ihr unter milderem Himmelsstrichen und nur die Zeit der Liebe ist es, die sie wieder dem heimatlichen Walde zuführt, wo einst unter dem grünen Schattendach ihr die ersten Lebensfreuden blühten. Nur schade, daß sich das allerliebste Täubchen stets mit äußerster Vorsicht den Blicken des Naturfreundes zu entziehen sucht und nur aus dichtem Versteck beobachtet werden kann. Schon das Rascheln durrer Blätter, auf die unser Fuß tritt, macht sie stutzig und mit klatschenden Flügelschlägen sucht sie eiligest das Weite. Nur in der Morgenfrühe, wenn sie hoch auf dürrrem Wipfel halbträumend sich sonnt, oder wenn sie, vom Liebestaumel erfaßt, mit dem brünstigen Weibchen auf einem Ast sitzt und den Kopf niedergesenkt, die Augen halbgeschlossen, ihr sanftes Turtur! girrt, kann man sie manchmal in nächster Nähe betrachten. Gleich dem Ringeltauber erfaßt es auch den Turteltauber oft mit unwiderstehlicher Gewalt, mit lauten Flügelschlägen ins Luftgebiet zu steigen und mit hochgehobenen Schwingen in sanftem Bogenfluge wieder der Geliebten zu zueilen.

Das höchst einfache, aus dürren Reisern zusammenge- schichtete Nest steht meist gut versteckt im dichten Nadelndunkel, oft aber auch frei auf den wagrechten Ästen junger Buchen. Ich sah schon Nester in Buchenschlägen, die nur 3 Fuß vom Boden standen. Es gibt nicht bald ein reizenderes Naturbild im grünen Walde, als ein Turteltaubennest mit dem brütenden Vogel! Man kann sich, behutsam vordringend, demselben auf wenige Schritte nähern und den sonst so wilden Vogel mit Behagen betrachten. Leider werden in unserm Walde viele in jungen Buchenschlägen stehende Nester durch die herumstrolchenden Häher vernichtet, auch Bussarde und Eulen rauben häufig die feisten Taubenkünder.

Daß sich auch wohl einmal ein oder die andere junge Turteltaube den Haustauben zugesellt, kann man in Walddörfern zeitweilig beobachten. So erschien einst auch unter meinem Taubenfluge ein schmuckes Turteltaubchen, das gleich so dreist und vertraut auftrat, als wäre es ein alter Bekannter. Ohne Scheu kam es in der Mitte der anderen Tauben vor die Haustür und pickte emsig die ausgestreuten Körner auf. Ja es flog selbst in den Hof nach dem dort stehenden Trinknapfe, saß stundenlang unter den zahmen Schwestern auf dem Dache, putzte sich und machte selbst die kleinen gelegentlichen Flugübungen mit. Es verweilte etwa eine Woche, dann verschwand es auf Nimmerwiedersehen. Hiernach würde es gewiß leicht sein, die Turteltaube zum Ein- und Ausfliegen zu gewöhnen, wenn der zarte Sommergast nicht so empfindlich gegen Frost und Kälte wäre.

In der Gefangenschaft ist die Turteltaube durch ihre große Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit, mit der sich die Geschlechter gegenseitig behandeln, ein sehr unterhaltender Vogel, der nur die wirklich lästige Untugend an sich hat, daß er zur Zugzeit, ja auch den ganzen Winter hindurch beim Mondschein, wie rasend im Käfige umherfliegt, sich die Flügel blutig zerschlägt und dann feuchend und erschöpft am Boden liegt. Einem von mir aufgezogenen Pärchen brachte ich zum Gesellschafter ein keckes Kanarienhähnchen. Der kleine gelbe Bursche hatte sich bald die Oberherrschaft im Käfige angemäßt, und wenn er einmal gerade am Tröglein stand und sein Futter verzehrte und eine der Tauben es wagen wollte, mitzuspeisen, da richtete er sich hoch auf, sperrte den Schnabel auf, zeterte gewaltig, breitete die Flügel aus und vertrieb sie regelmäßig. Oftmals, wenn die Tauben ruhig auf ihrer Stange saßen, flog er auf ihren Kopf oder Rücken und trillerte sein lustiges Liedchen. Nur bei Nacht drängte er sich oft dicht in ihre Nähe und einmal saß er sogar ruhig zwischen denselben, um sich, dem An scheine nach, zu wärmen. —

Das Pärchen brütete zweimal im Käfige. Als ich das Weibchen später einem Lachtauber zugesellte, ging es mit demselben sofort ein zartes Verhältnis ein, starb aber nach kurzer Zeit an der Legenot.



93. Rebhuhn. 94. Wachtel. 95. Kiebitz.

Kolorirt. u. F. Leisler. Nachr. 10. Aufl. 1. W. Giese. Leipziger Verlagsbuchhandlung.

XV. Hühnerartige Vögel (Gallinae).

Jene Zeit, wo in unserm Walde noch der Au er hahn balzte, ist leider auf immer dahin. Seit 60 Jahren hat sich der stolze Vogel, des Waidmanns Lust und Freude, nicht mehr in unserem Walde blicken lassen. Die Letzten seines Geschlechtes — eine Henne mit Jungen — beobachte der verstorbene Oberförster Schmidt im Grevenhagener Schutzbezirke; seitdem wurden keine wieder gesehen. Bir k h ü h n e r, aber nur Hennen, sind noch zeitweilig an den mit Heidekraut bedeckten Bergwänden anzutreffen, während das schmucke Ha s e l h u h n, die Zierde der Wälder, dem Gebiete gänzlich fremd bleibt. Die einzigen Hühnervögel, die nicht nur am Walde, sondern auch auf den mit Grasplätzen, Weiden, Wiesen und Äckern bedeckten Hochflächen brüten, sind unsere bekannten F e l d h ü h n e r: das Re b h u h n u n d die W a c h t e l.

Einem jeden Vogel ist das Fleckchen Erde, wo er geboren wurde, für immer lieb und wert. Unsichtbare Bande fesseln ihn an seine Heimat, und wenn ihn auch der hereinbrechende Winter hinaustreiben sollte über Land und Meer, nach der Heimat ziehts ihn mächtig zurück. Zu den Vögeln aber, die mit bewunderungswerter Ausdauer und Zähigkeit an ihrem Geburtslande hängen und dasselbe nur im äußersten Notfalle verlassen, gehört unser allbeliebtes Re b h u h n (Perdix cinerea).

Während bei unserm Haushuhn die Vielweiberei in üppigster Blüte steht und der rotfämmige Hühnerultan, außer einem Duß ihm zugesellter Schönen, auch noch „mit anderer Leute Kindern“ schöntut, findet beim Rebhuhn die strengste Monogamie statt und bietet uns dasselbe stets ein Bild des schönsten Familienlebens und der unwandelbarsten Treue dar. Die Chen der Pärchen, von der Liebe geweiht und gesegnet,

werden auf Lebenszeit geschlossen. Der Hahn, als der stärkere Teil, übt gegen seine Erforene alle Pflichten der Ritterlichkeit und Tugend.

Sobald, wohlverborgen im rotblühenden Kleefeld, oder unter schützenden Wallhecken, die Henne dem Brutgeschäfte obliegt, weicht der Hahn nicht aus ihrer Nähe. Jede Gefahr, die in einem herumlungern den Fuchs, einem blutgierigen Wiesel und anderem Raubgesindel droht, wird von ihm sofort entdeckt und mit einem halblauten Kurr, kurr! angezeigt. Die Henne brütet oft so fest, daß ihr die scharfhauende Sense den Kopf wegnimmt. Sobald es erst gilt, die zahlreiche allerliebste Kinderschar zu beschützen, die nach dem Ausschlüpfen, wenn sie eben durch die Mutterwärme getrocknet ist, schon davonläuft, da verdoppelt sich die Wachsamkeit der Eltern. Gegen das fliegende Raubzeug, wie gegen Elstern und Rabenkrähen, selbst gegen den Buschklepper Sperber, setzen sich Beide mutig zur Wehr, indeß die Jungen in allen Ecken und Winkeln ein sicheres Versteck finden. Gegen das vierfüßige Raubgesindel muß die List aushelfen. Nach Art unserer Grasmücken werfen sich Vater und Mutter mit verzweifelndem Flattern dem Feinde zu Füßen, um alle Aufmerksamkeit von den Kleinen abzulenken. Oft erreichen sie hierdurch ihren Zweck vollständig, oft aber fällt auch eins der Alten eben hierdurch dem Verderben anheim und zwar meist der Hahn, als der Kühnste und Verwegenste.

Fast ein Jahr lang bleiben die Kinder unter der Führung und dem Schutze der treuen Eltern. Solange im Herbst die Erde frei vom Schnee bleibt, gibts Nahrung aller Orten, jedoch schlimm siehts aus, wenn erst der Winter kommt. Da sieht man oft in der Nähe von offenen Quellen oder hinter Erdhügeln und Hecken das ganze Völkchen zusammengedrängt in fauernder Stellung bei einander. Selbst in den Gärten der Walddörfer gehen sie um diese Zeit dem Braunkohle nach. Von Raubvögeln verfolgt, flüchten sie oft den menschlichen Wohnungen zu. So zog ich schon zweimal ein Rebhuhn unter einem am Hause liegenden Holzhaufen hervor, ein drittes flüchtete sich einst am hellen Sommermittage in einen Keller, wo ich es, hinter einem Kartoffellager versteckt, auffand. Den Fang eines vierten will ich im Nachstehenden beschreiben.

Im April 1875 bezog ich aus Göthen ein Rebhühnerpaar, um dasselbe in Gefangenschaft beobachten zu können, oder, wenn möglich, mit demselben Züchtungsversuche anzustellen. Leider war der Hahn bei mangelhafter Verpackung auf der Reise verunglückt, und ich mußte die Henne allein in meine Voliere setzen. Hier lebte sie bis in den Juli friedlich und still unter verschiedenen Finkenorten, und alle meine Bemühungen, ihr wieder einen Hahn als Gesellschafter zu verschaffen, waren ohne Erfolg. Von Zeit zu Zeit ließ sie, besonders am späten Abend, ihren Lockruf, das urchdringende Girhäck! erschallen, ein Zeichen, daß „die Sehnsucht ihr im Herzen laut“ wurde. Am 12. Juni, abends gegen 10 Uhr, erklang der Lockruf von neuem, aber lauter und schärfer als zuvor. Ich trat ans Fenster und horchte auf! Plötzlich drangen aus der Ferne von den grünen Feldern herüber die gleichen Locktöne. Die Henne beantwortete sie prompt. Die Töne kamen näher und näher. Bald waren sie nur etwa 100 Meter entfernt. Nach einmal rief die Henne — da plötzlich durchschlug ein schwerer fallender Körper das Gezweig des Baumhofes und — still war Alles. Obgleich die Voliere nur etwa 10 Schritt von meinem Fenster entfernt liegt, konnte ich, der schon herrschenden Dunkelheit wegen, nichts mehr ersehen vernahm auch in der Nacht, in der ich mehr als einmal zum Fenster hinaus horchte, durchaus nichts. Als ich aber um 5 Uhr morgens wieder nachsah, siehe da stand dicht vor der Tür des Vogelhauses ein schmucker Rebhahn und lugte beständig nach dem Drahtgitter hinauf, vor dem zeitweilig die Henne umherflatterte. Es war wirklich eine Lust, den Hahn in der Freiheit, wo wir ihn meistens nur im Fluge sehen, zu beobachten, wie er fech, in stolzer Haltung mit gehobenem Haupte einherstolzierte und den braunroten Schwanz bald rechts, bald links schnellte. Ich trat dicht vor das weit geöffnete Fenster, Frau und Kinder mit mir, und alle freuten wir uns des dreisten, zutraulichen Tierchens, welches sich durch die eingekerkerte Geliebte so angezogen fühlte, daß es von den beobachtenden Menschenkindern nicht die geringste Notiz zu nehmen schien. Erst nach zwei Stunden, als es neben dem Hause lebendiger wurde, Wagen vorbei rollten und lauter Peitschenknall die Luft durchzitterte, da erhob es sich rauschenden Flügelschlages in die Luft und flog wieder den nahen Fluren zu.

Jetzt wurden Vorkehrungen getroffen, um den Hahn bei seiner, voraussichtlich bald erfolgenden Wiederkehr einzufangen und mit der Henne zu vereinigen. Zu dem Zwecke richtete ich vor die Voliere einen großen Käfig, der genau in die Türöffnung passte und dessen nach außen führende Tür mit einer Schnur versehen war, die leicht schließen ließ. Der Boden des Käfigs wurde mit Erde oder Rasen belegt und die Wände mit grünen Zweigen umsteckt. Am ersten Abend trat heftiges Regenwetter ein und der Hahn erschien nicht. Am zweiten Abend war er schon in der Dämmerung in der Nähe, ließ seinen Lockruf ertönen, ward indeß wieder durch einen starken Regenguss vom Erscheinen abgehalten. Am dritten Abende endlich bei heiterer stiller Luft stand er schon kurz nach Sonnenuntergang auf seinem Posten vor dem Käfige. Jetzt griff ich nach der Schnur, um die Tür, sobald er den Käfig betreten, schließen zu können, aber — dieselbe war durch Zufall bereits geschlossen. Der Hahn rannte vor der Gitterwand des Käfigs auf und ab, hinter der die Geliebte stand; er wollte hinein, aber es ging nicht. Jetzt war guter Rat teuer. Es blieb schließlich nichts anders zu tun übrig, als hinzugehen und die Tür zu öffnen. Schon glaubte ich, der Hahn werde, sobald ich mich ihm näherte, sich eiligst davon machen, aber dem war nicht so. Er trat langsam vom Käfige zurück, blieb ungefähr fünf Schritt davon ruhig stehen, sah meinen Manipulationen zu und stand, als ich eben hinter die Voliere getreten war, vor der nunmehr geöffneten Tür. Beide Vögel stießen jetzt leise angenehm klingende Locktöne aus. Raum aber zeigte sich hinter dem Gitter die Geliebte, da rannte auch der Hahn eiligst zur Tür hinein, die ich nunmehr schnell mittels der Schnur schloß. Zwei Jahre hindurch befand sich derselbe mit seiner Henne im besten Wohlein, zeigte sich anfangs freilich etwas scheu, hatte sich aber bei der zahmen Henne bald eingewöhnt.

Eine kleinere Ausgabe des Feldhuhns ist die allbekannte Wachtel (*Perdix coturnix*).

Tritt uns im Leben des Rebhuhns das Bild des schönsten Familienlebens, der unveränderlichen Gattentreue entgegen, so ist bei der Wachtel gerade das Gegenteil zu bezeichnen. Der an der dunkelfarbigen Kehle leicht erkennbare Hahn ist ein gar ungestümer Gesell, welcher, nachdem er bei seiner Schönen Befriedigung gefunden, teilnamlos seines Weges zieht und sich um Mutter und Kind durchaus nicht weiter kümmert. Zum Glück aberwohnt in dem kleinen Mutterherzen auch treue Mutterliebe, sonst würde es um die zahlreiche Nachkommenschaft oft übel bestellt sein. Schon die Eier, in denen noch das Leben der Jungen träumend ruht, werden von der Mutter so gewissenhaft gehegt und bebrütet, daß sie häufig den Hieben des Schnitters zum Opfer fällt. So überbrachte man mir einst eine Wachtelmutter, der man den Scheitel buchstäblich abgeschnitten hatte und die bald ihren Dualen erlag. — Auf einem Gerstenfelde, das eben gemäht war, fand ich einst ein Nest mit acht Eiern. Die Mutter brütete trotz der Veränderung des Nestbezirks ruhig weiter. Nach einiger Zeit wurde die Gerste eingehemst und der Vogel saß jetzt, jedem Wind und Wetter preisgegeben, frei auf dem Felde. Mehreremal trieb ein Schäfer seine zahlreiche Heerde über das Feld und Nest hinweg! der Vogel ließ sich nicht stören. Einigemale trieb ich die Mutter vom Neste, um dann, entfernt davon und versteckt im Gebüsch stehend, mit einem Fernglase ihr Wiedererscheinen beobachten zu können. Schon nach wenigen Minuten erschien sie laufend wieder am Feldraine, umkreiste mehreremal in immer kleineren Bogen das Nest und rannte dann stracks darauf zu. Daß der Vogel, nachdem sich die lokalen Verhältnisse seines Nestbezirks so total verändert hatten, auch jetzt noch im Stande war, seine Behausung mit unfehlbarer Sicherheit wieder aufzufinden, war jedenfalls ein Zeichen seines vortrefflichen Ortssinns.

Die Wachtel gehört zu den Zugvögeln. Auf den hochgelegenen Brutplätzen unsers Waldes erscheint sie erst Ende

Mai, während sie an südlichen und nördlichen Abhängen immer einige Wochen früher eintrifft. Sobald die Felder abgeerntet sind und der Wind über die Stoppelfelder weht, ist ihres Bleibens bei uns nicht mehr und sie unternimmt jetzt die weite schwierige Reise übers Mittelmeer, wobei das Verderben in den verschiedensten Gestalten ihrer wartet und Tausenden und Abertausenden einen jähnen Untergang bereitet. Daher kommt es auch, daß die Zahl der alljährlich wiederkehrenden Wachteln sehr verschieden ist. So war der trockene Sommer des Jahres 1868 ein wahrer Wachtelsommer im Gebirge. Ueberall auf den beackerten Hochflächen erklang ihr lustiger, freudenheller Schlag, den hier leider der Volksmund Worte untergeschoben hat, die sich nicht gut wiedergeben lassen. Ein alter oft unsfern Wald durchziehender Vogelsteller aus St. Andreasberg überzte die Strophe immer treffend mit: Pack Taback! Der Schlag klingt ungemein anmutig. An den lauen Sommerabenden, wenn die sterbenden Lerchengesänge aus dem Saatengrün dringen, da tönt er noch frisch und fröhlich aus den süß duftenden Bohnenfeldern herüber. Selbst um Mitternacht, wenn das Mondlicht auf den Fluren ruht, vernehmen wir noch die dakyischen Strophen des erregten Liebeshelden, uns mahnend an die buhlerischen Worte des Bürgerischen Liebeshelden:

Heut Mitternacht horch auf den Wachtelgesang,
Im Weizenfeld hinter dem Garten!

Allerliebste Geschöpfe sind die jungen Wachteln. Ich erhielt vor einigen Jahren zwei Stück, die eben dem Ei entschlüpft waren und reichte ihnen anfangs nur Stubenfliegen, die sie mit wahrer Lust verzehrten. Anfangs mußte ich ihnen dieselben vorlegen, aber schon nach einigen Tagen nahmen sie mir die Leckerbissen aus den Fingern, sprangen selbst, wenn ich sie etwas hoch hielt, darnach empor, wobei sie oft beim Niederfallen sich überpurzelten. Auch am Fenster wußten sie sich bald ihrer zu bemächtigen. Sehr unterhaltend sah es aus, wenn ich ihnen einen Mehlwurm reichte. Wie schnell da beider Schnäbelchen den zarten Bissen ergriffen, bis er endlich zerriß und nun jedes sein Teil siegesfroh von dannen trug. Außerordentlich schnell vertauschten sie das weiche Dunenfleid mit dem vollständigen Gefieder, so daß sie bereits in zwei

Monaten ausgewachsen waren. Da ich sie zu meinen Zimmergenossen machte und mich viel mit ihnen beschäftigte, wurden und blieben sie auch sehr firre und zutraulich und begrüßten mich allemal mit den verschiedensten Freudenzeichen, wenn ich vor ihren Käfig trat. Schon im November begann das Männchen seine Schlagübungen. Es schien ihm anfangs recht sauer zu werden, wenn es auch den Taft richtig innehieilt, so war der Ton doch rauh und ungelenk. Übung machte aber bald auch hier den Meister. Um Weihnachten, als draußen Berg und Tal tief eingeschneit lagen, erklang in meinem Stübchen schon lustiger Wachtelschlag und erweckte im Herzen die ersten Lenzgefühle. Sehr häufig schlug der kecke Vogel auch beim Lampenlichte. Spazhaft sah es aus, wenn er sich beim Schlagen kühn emporstreckte, den Hals aufrichtete und mit entsprechender Kopfbewegung die Töne förmlich herauschleuderte. Von allen Wachteln, die ich in Käfigen gehalten, machte mir dieser jung aufgezogene Vogel die meiste Freude. Die Wildlinge bleiben immer dummscheu und fliegen, sobald man sich ihnen nähert, ungestüm gegen die Decke ihres Käfigs. Zur Zugzeit aber toben sie förmlich in ihrem Gefängnisse und verschlagen sich oft Schädel und Flügel.

Wenn, wie oben angeführt, der Sommer des Jahres 1868 ein echter Wachtelsommer war, so war es gerade 25 Jahre später, der von 1893 nicht minder. Auch in diesem Jahre schienen die Bögel förmlich auf unsere Fluren herab geregnet zu sein. Von meiner Wohnung aus vernahm ich oft gleichzeitig den Ruf von vier verschiedenen Hähnen. Da ich unter meinen Fenstern einen eingebauerten Hahn hängen hatte, erschien eines Tages, durch den Schlag des Gefangenen herbeigelockt, vom nahen Felde ein fremder Wachtelhahn in meinem Garten, stellte sich keck und verwegen dem Käfige gegenüber und schmetterte sein „Pack Tabak!“ dem Gefangenen entgegen. Darauf pickte er eifrig die unter dem Käfige liegenden Hirseförner auf und suchte dann mit aller Gewalt ins Kellerfenster zu dringen, welches Beginnen freilich durch ein Drahtnetz vereitelt wurde. Was zog ihn aber dorthin? War es der dunkle Raum? Sah er in den Scheiben sein Bild? Dabei war der Vogel durchaus nicht scheu. Ich konnte mich ihm auf wenige Schritte nähern. Er suchte sich, wenn man ihm

zu nahe kam, in einem Erbsenbeete zu verstecken, erschien aber sofort wieder, sobald ich mich entfernte. Niemals flog der Vogel auf; bei allen Besuchen, die er im Verlauf einiger Tage machte, nahete er sich nur laufend und verschwand auf gleiche Weise.

XVI. Schneepfenartige Vögel (Scolopacidae).

Aus der in Deutschland in reicher Artenzahl vertretenen Familie der Sumpfvögel hat unser Wald nur wenige Mitglieder aufzuweisen. Auf der Wanderung machen freilich die verschiedensten Arten hier eine bald längere, bald kürzere Rast wie z. B. die *Trappe*, welche bei strengem Winter oft wochenlang auf den beackerten Hochflächen verweilt; der *Fischreicher*, der täglich das Gebiet durchfliegt; der *Kranich*, der im Herbst hier rastet; der *weiße Storch*, welcher im Frühlinge, der *schwarze Storch*, welcher im Sommer erscheint; *Regenpfeifer* und *Wasserläufer*, die man meist im Frühlinge antrifft, wogegen die *kleine Sumpfschneepfe* hier gern ihr Winterquartier auffüllt. Als eigentliche Brutvögel können wir indeß nur sechs Arten aufführen und zwar den *Riebitz*, die *große Waldschneepfe*, die *Bekassine*, den *Wachtelkönig*, das *Sumpfkuhnen* und das *Rohrkuhnen*.

Wo sich am Fuße unsers Waldgebirges feuchte und sumpfige Niederungen ausbreiten, finden wir in einzelnen Paaren auch heute noch den *Riebitz* (*Vanellus cristatus*) als Brutvogel. Daß er in früherer Zeit, ehe die „klassischen Moräste“ verschwanden, die feuchten Heiden entwässert und bebaut wurden, hier viel häufiger gewesen ist, beweist uns der Name einer



96. Waldschnepf. 97. Sumpfhuhn. 98. Zwergtaucher.

Kontaktstich Fr. Eugen Kohler, Bam. u. H., Gotha - Leipzigerstr.

am Waldesjaume liegenden Ortschaft — die **Pivits heide**. Pivit ist ja der plattdeutsche Name für den Kiebitz. — Auch die nahe daran grenzende Waldheide muß früher von Kiebitzen bevölkert gewesen sein, denn nach einer alten Sage geben sich hier nächtlicher Weile die abgeschiedenen Seelen der alten Jungfern und Junggesellen ihr Stelldichein und rufen sich beständig „Mein Lieb!“ zu, was natürlich nur eine freie Übersetzung des Kibitzrufes — Pivitt oder Kiwit — ist.

Der Kiebitz ist nur Sommergäst, der oft schon an den warmen Tagen des Monats Februar in größeren und kleineren Flügen aus der Winterherberge zurückkehrt, dann aber auch manchmal gezwungen wird, die Leiden eines bösen Nachwinters gründlich zu durchkosten. Da sieht man auf den schneeverhüllten Wiesen, wo einige Wasserlachen freibleiben sind, die armen Vögel hungernd und frierend stehen. Einst erschien am 12. März, als das Thermometer —5 G. zeigte, auf einer meinem Hause gegenüberliegenden Gebirgsseite ein Kiebitz und stolzierte zwischen Wiesenpiepern, Lerchen und Amseln umher, hungrig die schneefreien Grasplätze absuchend. Da mein Nachbar gerade einen großen Erdhaufen fortschaffen ließ, war es mir ein Leichtes, eine große Portion Regenwürmer zu sammeln. Diese wurden dem Kiebitze gereicht und bald heiss hungrig verschlungen. Ich hatte recht meine Freude an dem schmucken Vogel, der sich in seiner Lebenslage gar nicht scheu erwies, befürchtete aber, daß ihm seine Menschenfreundlichkeit einmal zum Verderben gereichen könne. Und richtig: Als ich eines Tages vom Hause abwesend war, hatte ein Dorfimrod auf ihn seine Donnerbüchse abgefeuert. Der Frühlingstraum des Kiebitzes hatte ein jähes Ende gefunden.

Wenn der Nachwinter glücklich überstanden ist und die Sonne die Fluren wieder mit warmem Lichte überschüttet, da vergibt der Kiebitz bald die Zeit der Not und nun gilt für ihn das Wort Hoffmanns von Fallersleben:

Der Kiebitz und die Kiebitzin,
Die hatten beide einen Sinn:
Sie fingen an zu tanzen.

Dieser Tanz, der mehr in der Luft als am Erdboden aufgeführt wird, ist weiter nichts, als eine Liebeserklärung des

Schacht, Vogelwelt.

17

Männchens an die Erforene seines Herzens. Im gaukelnden Fluge, oft förmliche Purzelbäume in der Luft schlagend, umtanzt der erregte Vogel sein Weibchen und lässt dabei sein zärtliches Kiewit zeitweilig erschallen. Ein stilles lauschiges, aber immer trocknes Plätzchen auf Erdhügeln, Maulwurfshaufen, oft im Kleefelde, ist bald gefunden und wird mit 4 birnförmigen Eiern belegt, welche an Farbe den Wachteleiern gleichen, aber bedeutend größer sind. Wenn das Weibchen brütet, hat das Männchen vollauf zu tun, die Brut zu bewahren und zu schützen. Nähert sich ein Mensch, ein Hund, ein eierlüsterner Rabe dem Neste, so flattert es am Boden, läuft und rennt sich fluglahm stellend eine Strecke weit, schwingt sich wieder gaukelnden Fluges empor und sucht alle Aufmerksamkeit nur auf sich lenken zu wollen. Das Weibchen aber auf dem Neste zu überraschen, gelingt niemals, denn der treue und besorgte Eheherr hat bereits die Ankunft des Störenfrieds gemeldet und hat erstes in niedergedrückter Haltung, verdeckt von Gras, Binsen und Gestrüpp das Nest frühzeitig verlassen. Die Jungen, welche sehr schnell heranwachsen, werden von den Alten sofort aus dem Nestgebiete hinweggeführt, oft schon am 2. Tage nach dem Ausschlüpfen 1 km weit.

Bereits im Juli schlagen sich die Familien in kleineren und größeren Flügen zusammen und schwärmen auf den benachbarten Feldern und Heiden umher. Sehr gern besuchen sie frisch gepflügte Ackerflächen, die ihnen Nahrung in Fülle bieten. Oft gesellen sich zu den Flügen ins Binnenland verschlagene Seemöven, die alle Flugspiele der Kiebitze getreulich mitmachen und friedlich mit ihnen verkehren.

In den sumpfigen Niederungen unsers Waldes, in Brüchen und Nadelbeständen, die feuchten moorigen Untergrund haben, lebt ein merkwürdiger Vogel, die Waldschnepfe (*Scolopax rusticola*), bei derer Erwähnung jedem Feinschmecker, wie man zu sagen pflegt, das Wasser im Munde zusammenfließt.

Wenn mit dem lauen Märzwinde die ersten Singdrosseln wieder in unserm Walde eingefehrt sind, beginnt für den Jäger die langersehnte Zeit des Schnepfenstrichs. Aus den Winterquartieren heimgekehrt, rasten die lang schnäbeligen, großäugigen Vögel noch einige Zeit in unsern Waldungen, um von hier aus allgemach ihren nördlicheren Brutplätzen entgegenzusteuern. In milden Wintern verweilen sogar einzelne bei uns. Aber nicht alle erreichen wieder das Land ihrer Wünsche. Wenn nämlich an den milden Frühlingsabenden die Schnepfen von einem Erlenbrüche zum andern tragen Fluges dahinziehen, wenn sie über Lichtungen, Waldwiesen und Blößen eilen, werden ihrer viele von dem Geschosse des am Waldesraume verdeckt stehenden Waidmanns ereilt, welcher dem Schnepfenanstande mit einer Ausdauer und Liebe obliegt, die nur der zu würdigen versteht, welcher das hohe Vergnügen selbst gefestet hat.

Nur wenige Pärchen bleiben in unserm Walde zurück und gelingt es dem aufmerksamen Beobachter wohl einmal die eigentümliche Liebeswerbung derselben zu belauschen. Mit einem hohen pfeifenden Zihp schwebt das verliebte Männchen an windstiller Abenden, einer Eule gleich, über den Brutplätzen dahin, um zu seiner Eforenen im tiefsten Dickicht zu gelangen und mit ihr eine Zeitlang den Becher der Liebe zu leeren. Auf diesen Liebesausflügen passiert es dann wohl einmal, daß ein Paar vor gleichen Gefühlen begeisterte Liebhaber sich unverhofft begegnen und nun von der Eifersucht, jener Leidenschaft, die nach Saphir mit Eifer sucht, was Leiden schafft, entbrannt, die Luft zum Turnierplätze machen und wütend aufeinander rennen. Zum Glück sind ihre Waffen, die dreizölligen Schnäbel, von einer solchen Beschaffenheit, daß eine ernstliche Gefährdung ihrer Gesundheit nicht zu befürchten steht und die beiden Kämpfen nach eifriger aber fruchtloser Balgerei schweigend wieder ihres Weges ziehen. Aber auch auf dem Waldesboden fechten die eifersüchtigen Helden ihre Kämpfe aus. So stand ich einst im Frühlinge im Dämmerlichte am Saum eines Erlenbruchs. Vor mir lag ein freier mit Rohr bewachsender Sumpf, hinter mir floß durch dichtes Erlengebüsch ein flacher Gebirgsbach langsam dahin. Als ich etwa eine Viertelstunde regungslos verharrte, erklangen hinter mir wunderbare Töne, die wie bi bi bi, oder wi wi wi lauteten. Plötzlich ging hinter mir etwa auf 5 Schritte Entfernung ein Klatsch,

flatsch los und eine Schnepfe erhob sich in die Luft. Die Töne erklangen weiter, bald lauter, bald schwächer. Nach einer Weile stieg wieder eine Schnepfe empor und gleich darauf eine dritte. Jetzt war mir alles klar. Zwei Männchen hatten sich um ein Weibchen in den Federn gelegen.

Bei Tage sieht man die Waldschnepfe selten. Sie liegt dann still in ihrem sumpfigen Versteck am Waldboden und gleicht in dieser Lage eher einem verwitterten Holzstücke als einem Vogel. Sie lässt den Menschen sehr nahe kommen, erhebt sich dann plötzlich und fährt mit flatschenden Flügelschlägen durch das Gezweig der Bäume einem anderen Versteck zu. Zur Zugzeit traf ich schon einzelne Schnepfen auf freien Gebirgsheiden in der Nähe von Nadelwaldungen an. Vom Nachwinter überrascht suchen sie die offenen Gebirgsbäche und auch sogar die Teiche der Dörfer auf, wo sich ihnen immer noch etwas Genießbares darbietet. So erschienen im März des Jahres 1865, als der Schnee im Gebirge ellenhoch lag, einzelne Schnepfen mitten in unserem Dorfe an einem eisfreien Teiche.

Wenige Wochen nach ihrer Ankunft, je nach Gunst oder Ungunst der Witterung, machen die Schnepfen Anstalt zur Brut. Wohlversteckt hinter einem alten Baumstrunke und hinter Grasbüscheln finden wir dort, wo Erlen- und Nadelholz aneinander grenzen, eine mit wenigen Grashalmen ausgekleidete Nestmulde, die vier gelblich gefärbte und mit braunen Punkten bedeckte Eier enthält. Der brütende Vogel sitzt so fest auf dem Neste, daß man sich ihm auf wenige Schritte nähern kann. Die Jungen bleiben nicht lange im Neste, weshalb es mir noch niemals gelungen ist, dieselben auch nur zu sehen, geschweige denn für einige Zeit zu beobachten. Zudem ist der Vogel ein höchst seltener Brutgast unsers Waldes. Ich glaube nicht, daß alljährlich bei uns 10 Paare brüten, wogegen man zur Zugzeit im Frühlinge an günstig gelegenen Plätzen wohl an einem Abende 10 Stück die Lüfte durchziehen sieht.

Eine nahe Verwandte unserer Waldschnepfe ist die Sumpfschnepfe (Scol. gallinago), auch Himmelsziege oder Bekassine genannt. Die Sumpfschnepfe ist derjenige Vogel, von dem es in dem alten Jägerliede heißt: Die Schnepf im Zickzackzuge treff ich mit Sicherheit. Aufgescheucht steigt sie nämlich in einigen Zickzaklinien in die Luft, läßt dabei ein lautes Rätsch, kätsch! erflingen und eilt dann geraden Weges dahin.

Der Aufenthaltsort dieser Schnepfe, die der Wachtel an Größe gleicht, ist das echte Sumpfland, wie man es noch am Abhange unsers Waldes an einigen Stellen antrifft. Hier vernimmt man auch, nicht nur in der Morgen- und Abenddämmerung, sondern selbst am hellen Tage die wunderbaren Meckerlaute, die das liebesselige Männchen hoch in blauer Luft zum Ergözen seines am Erdboden weilenden Weibchens Stundenlang erschallen läßt. Die alten Vogelkundigen hielten diese Laute für Rehlaute, denn selbst Bechstein schreibt: Sie schreit unaufhörlich Meckerä; daher ihr Name Himmelsziege. Nun ist aber dieser Laut durchaus kein Rehlaul, denn er erflingt nur, wenn sich der hoch in der Luft schwebende und balzende Vogel in seitlicher Wendung eine kurze Strecke herabstürzt. Manche Stunde habe ich an einer bruchigen Wiese am Waldesaume sitzend mit meinem Fernglase den Liebespielen des Männchens zugeschen, aber immer nur dann den Meckerton vernommen, wenn der Vogel den Luftsturz ausführte. Bei jedem Sturze sieht man die äußersten beiden Schwanzfedern weit von den übrigen abstehen und wird, unterstützt durch die rasch bewegten Flügel, der Meckerton erzeugt.

Leider ist in der Nestzeit eine bedeutende Abnahme dieses interessanten Sumpfvogels zu bemerken.

Zu den Schnepfenvögeln zählen wir noch einen sonderbaren Sommergäst, den Wachtelkönig oder Wiesenknarrer (Crex pratensis), welcher in einzelnen Pärchen die

an den Wald grenzenden Wiesen- und Grasflächen bewohnt, aber selbst auf den vom Walde umgebenen Hochflächen, auf welchen Getreide und viel Futtergräser gebaut werden, zu finden ist. Vor etwa 40 Jahren erfreute sich der Vogel noch einer starken Verbreitung, ist aber seitdem zusammengeschmolzen und sehr selten im Gebirge geworden. Im Sommer 1876 war hier nur ein einziges Pärchen mehr anzutreffen, welches aber Junge aufgezogen hat. Bis zum Jahre 1868 erschien regelmäßig ein Pärchen auf einer unterhalb meines Hauses liegenden Wiesenfläche. Zwei Jahre auf der Reihe wurde das Nest beim Grasmähen zerstört und seitdem verschwanden die Vögel. Ich halte seine entschieden eintretende Abnahme für einen großen Verlust unserer Ornis, wenn auch viele Naturkundige den Vogel als einen argen Nestplünderer und Zerstörer aller bodenständigen Vogelnester in die Acht erläutern. Nach meinen Beobachtungen beschränken sich seine Nestverwüstungen nur auf ein kleines Gebiet, in dem höchstens einmal ein Wiesenschwätzer, ein Grauammer oder auch eine Lerche brütet, was durchaus nicht in Betracht kommt. Dagegen verzehrt der Vogel bei seinem stets regen Appetite eine ungeheure Anzahl schädlicher Kerfe, allerhand Gewürm, Schnecken und sonstiges der Feld- und Wiesenwirtschaft verderbliches Geschmeiß. Die wenigen Körner und Grasfämereien, die er als Notbehelf aufliest, wird ihm kein Mensch mitzögern.

Unser Wachtelkönig, den die Wiesenmäher treffend auch Sensenstreicher nennen, führt eine sehr versteckte Lebensweise und wenn das Männchen nicht seine Anwesenheit durch seine Stimme verriete, man würde es oft gänzlich übersehen. Es erscheint niemals eher in seinem Sommerquartiere, als bis Wiesen und Felder so hoch mit Gras und Getreide bestanden sind, daß sie ihm sichern Schutz bieten können. Bald nach seiner Ankunft hören wir des Männchens knarrenden oder schnarrenden Ruf, ein eintöniges, oft hundertmal wiederholtes Aerp, schnärp! in dem der Ueingeweihte eher den Ruf eines Frosches, als eines Vogels zu hören glaubt. Oft verweilt der Vogel während des Rufes lange auf einer Stelle, oft aber durchwandert er dabei das hohe Gras nach allen Richtungen, hütet sich jedoch sorgfältig heraustreten und vor den Augen des Beobachters zu erscheinen. Er ist mir oft auf wenige Schritte vor die Füße gelaufen, immer sein Aerp schnärp! rufend!

ehe ich ihn jedoch zu Gesicht bekam, hatte er bereits eine andere Richtung eingeschlagen. Da er in dem Grase förmlich ausgetretene Pfade anlegt, auf welchen er sich geschickt zu bewegen weiß, bemerkt man nicht einmal ein Zittern und Neigen der Grashalme. Der originelle Ruf ertönt fast zu jeder Tageszeit und selbst in der stillen Sommernacht schallt er aus dem Nebel der Waldwiesen eintönig herüber. Trotz seiner Monotonie lauscht man demselben allemal gern, steigt doch dabei der wunderliche Vogel immer vor unserm Geistesauge auf.

Bei seiner in den Juli fallenden Brutzeit — in den höheren Gegenden brütet er erst im August — kommen auf zweischürigen Wiesen seine Bruten selten auf und werden meist beim Grasmähen zerstört, wodurch sich auch seine Abnahme erklären läßt. Die schwarzwolligen Jungen werden von der sorgsamen Mutter bald nach dem Ausschlüpfen herumgeführt und verbergen sich bei nahender Gefahr eiligt unter Schwaden, Gestüpp und Gebüsch. Im Herbst, wo sie in Kartoffel- und Kleefeldern Schutz suchen, liegen sie vor dem Hühnerhunde oft so fest, daß man sie mit der Hand ergreifen kann. Wegen des wohlgeschmeckenden Fleisches werden sie von den Jägern immer als gute Beute erlegt, was um so mehr zu bedauern ist, als sie ohnehin schon von Jahr zu Jahr abnehmen.

Einst erhielt ich durch Freundeshand einen jungen Wachtelkönig, der beim Mähen des Grases aufgefangen war. Er zeichnete sich durch seine ungeheure Gefräzigkeit aus. Die stärksten und feistesten Regenwürmer tötete er sofort und verschlang sie aufs gierigste. Leider konnte ich ihn nicht lange beobachten, denn schon nach wenigen Tagen hatte er sich durch's Gitter seines Käfigs gezwängt und sich auf Nimmerwiedersehen davon gemacht.

Ein anderer schnepfenartiger Vogel, der den Übergang von den sogenannten Rallen zu den Rohr- oder Teichhühnern bildet, ist das Sumpfuhn (*Rallus porzana*), auch Tüpfel-

hühnchen genannt, dessen Gefieder mit weißen Punkten und Stricheln wie übersäet erscheint.

Der Aufenthalt dieses äußerst versteckt lebenden Vogels sind die Wiesengelände am Fuße unsers Waldes, wo die Ufer der Bäche, Flüsse u. Teiche mit hohen Gräsern, Binsen, Schilf, Seggen und Huflattich dicht umsäumt sind. Hier treibt er sich bei Tag und Nacht umher und verrät seine Anwesenheit an den warmen Frühlingsabenden durch einen hellen pfeifenden Ton, der wie Gif! lautet. Ihn aus seinem Versteck aufzuscheuchen, gelingt selten; leichter schon, wenn man einen Hund, Teckel oder Wachtelhund, bei sich hat. Er fliegt dann plötzlich auf, streicht niedriger Fluges einige Meter weit dahin, fällt aber sofort wieder ein und sucht sich weiter rennend in Sicherheit zu bringen. Auf den Wasserpflanzen läuft er mit seinen langen grünen Stelzbeinen eilfertig dahin und sucht sich den Blicken des Beobachters sogar durch Tauchen zu entziehen. — Zur Zugzeit im April und September fällt der Vogel häufig den Telegraphendrähten zum Opfer und es vergeht kein Jahr wo ich nicht im Besitz des Vogels gelange, der sich entweder den Schädel eingestochen oder die Flügel verletzt hat. Noch im April d. J. lag morgens früh ein Sumpfhühnchen tot vor meiner Gartenpforte. Es hatte sich am Draht die Stirn blutig zerstoßen, war noch 20 Schritte gelaufen und dann niedergesunken. Die Telegraphendrähte sind wahre Mörder der Vogelwelt. Ich erhielt Singdrosseln, Weinvögel, Pfuhls und Waldschnepfen, Wachtelkönige, Wachteln, Rebhühner und Teichhühner, die sich daran zu Tode gestoßen hatten. Vor ungefähr 3 Jahren hatte sich sogar eine weibliche Trappe am Draht so stark die Flügel verletzt, daß sie lebend eingefangen werden konnte. — Im August d. J. gelangte ein Sumpfhuhn in meine Hände, das sich nächtlicher Weile inmitten der Stadt Lemgo in das Schlafzimmer einer jungen Dame verirrt hatte und hier leicht ergriffen werden konnte. — Beim Mähen der Wiesen im Monat Juni wird manche Brut des Sumpfhuhns vernichtet. Auch den Jägern gelingt es wohl einmal den Vogel, wenn er sich zufällig in Kartoffel- oder Rübenfelder verirrt hat, nieder zu knallen. Das Fleisch des niedlichen Tierchens soll dem der Schnepfe gleichen.

Wo am Fuße unseres Waldes durch die herniederströmenden Gebirgsbäche hin und wieder kleinere und größere Teiche gebildet werden, die mit Weidengestrüpp und Röhricht umsäumt sind, stellt sich im April ein reizendes Vögelchen ein, dessen hochrot gefärbte Stirnplatte mit dem dunklen Federkleide seltsam kontrastiert. Die allbekannten und beliebten Vögel sind Rohrhühner (*Gallinula chloropus*), bei uns Teich- oder Wasserhühner genannt.

Schon in meinen Jugendjahren habe ich für diese reizenden Vögel eine besondere Zuneigung gehegt und oft stundenlang ihrem beweglichen Treiben auf dem alten Stadtgraben meiner Vaterstadt zugesehen. Später bin ich ihnen mehrfach wieder begegnet, habe selbst Pärchen in Gefangenschaft gehalten, so daß es mir wohl gelingen dürfte, dem freundlichen Leser ein Lebensbild dieser allzeit sauberen Wasserbewohner nach eigenen Beobachtungen vorzuführen.

Wenn der wetterwendische Aprilmond die letzten Reste der winterlichen Eiskrusten von den Teichen hinweggenommen und die ersten Schwalben auf der glatten Wasserfläche ihre ergiebigen Jagden beginnen, da läßt auch das Rohrhuhn nicht lange mehr auf sich warten. Eine lauwarme, vom Südwind durchflutete Nacht führt es wieder der Heimat zu und wenn die ersten Strahlen des aufgehenden Tagesgestirns den Rohrwald durchzittern, da rudert unser Hühnchen wieder so selbstbewußt und sicher auf dem Spiegel des Teichs umher, als ob es denselben niemals verlassen habe. Unter beständigem Kopfnicken, den Schwanz feck emporgerichtet, gleitet es geräuschlos dahin, wendet sich aber, sobald etwas Verdächtiges auftaucht, dem schützenden Röhricht zu oder taucht, wenn Gefahr naht, in die kühle Flut hinab. Auf den Hofteichen des Landmannes, der es gewöhnlich als zum Hausgesügel gehörig betrachtet, hat es meist alle Furcht abgelegt, landet ohne Scheu am Ufer und spaziert selbst gelegentlich zwischen dem Hühnervolke umher, obgleich es sonst mit diesem keine Gemeinschaft zu halten pflegt. Überhaupt gehört die „holde Eintracht“ eben nicht zu seinen Tugenden, da jedes Pärchen auf dem einmal erwählten Teiche die ausgedehnteste Alleinherrschaft beansprucht und alle

Eindringlinge tapfer in die Flucht schlägt. Selbst die ungleich stärkeren Enten werden — besonders zur Brutzeit — von dem wachehaltenden Männchen angegriffen und meist mit Erfolg davongetrieben.

Bald nach der Ankunft findet die Hochzeitsfeier, die allmal auf dem Lande abgehalten wird, statt, und gleichzeitig beginnt auch der Nestbau. Tief versteckt im Röhricht, bald auf einer Unterlage dünnen Schilfs ruhend, bald auf dem Wasser schwimmend, findet man das sorgsam geflochtene Nest, welches 6—10 glattchalige, gebliche, braun und grau gefleckte Eier enthält. Während das Weibchen allein dem Brutgeschäfte obliegt, übernimmt das Männchen die Rolle des wachsam schützenden Ehemannes. Jede Gefahr wird mit einem warnenden Kerk, ket! angemeldet. Nicht lange verweilen die kleinen Mohrenfinder im schwimmenden Wiegenbett. Bald geht es hinaus unter Führung des beglückten Elternpaars in das feuchte Element! Und welch ein anmutiges, reizendes Familienbild bietet sich jetzt dem Naturfreunde dar! Wie zierlich umrundert die drollige Schaar die sorgende Mutter, dem wachsamem Vater! Wie treu halten alle zusammen! Jeden Ruf der Eltern, sei er Warnungs- oder Lockruf, verstehen die Jungen sofort und befolgen ihn mit Pünktlichkeit. Der ersten Brut folgt noch eine zweite, so daß gegen Ende des Sommers die Familie 12—15 Köpfe zählt. Nachdem die Mauser glücklich überstanden ist, rüstet sich die kleine Schaar allgemach zur Fahrt nach „Südens schönen Auen“. Die Schwingen werden geprüft, kleine Luftfahrten ausgeführt, benachbarte Gewässer besucht, bis endlich gegen Ende des Oktobers hin, wenn aus den Lüften die Rufe der Kraniche erschallen, die wanderlustige Familie unter Leitung der Eltern in mondbeleuchteter Herbstnacht milderen Himmelsstrichen entgegen eilt. Einzelne, die den Zug verpaßt oder wegen Schwächlichkeit die Reise nicht unternehmen konnten, bleiben wohl einmal in der Heimat zurück und fristen, wenn die Teiche mit Eis bedeckt sind, an offenen Quellen und Bächen kümmerlich ihr Dasein. So fing man vor einigen Jahren im Dezember hier ein vor Hunger erschöpfstes Rohrhuhn an einem Wassergraben. Ein anderes, welches, auf der Heimkehr von der Reise erschöpft, in einen kleinen Wassertümpel einfiel, war so ermüdet, daß es von einigen Kindern eingefangen und mir überbracht wurde.

Leider wird das Rohrhuhn, wie so viele unserer Wasservögel, von Jahr zu Jahr bei uns seltener, da man die Brutstätten, die idyllischen Teiche mit den ewig rauschenden Halmenwäldern, immer mehr dem Festlande einverleibt und ihm so die notwendigsten Lebensbedingungen gewaltsam abschneidet.

XVII. Taucherartige Vögel (Colymbidae).

Robert Pruz nennt das Wasser das Auge der Landschaft, und gewiß mit vollem Rechte, da die Schönheit einer Gegend durch dies Element bedeutend erhöht wird. Leider ist das Wasser in den Kalk- und Sandsteinbergen unseres Waldes nicht sehr reichlich vertreten; größere Flüsse, Seen und Teiche sind dem Gebiete gänzlich fremd und nur einige rauschende Gebirgsbäche, kührende Quellen und wenige kleine Teiche sind im eigentlichen Walde anzutreffen. Der schönste dieser Teiche ist unstreitig der in stiller Waldeinsamkeit gelegene Donoper Teich, der für den Ornithologen schon deswegen ein großes Interesse bietet, weil er im Gebiete der einzige Brutplatz eines merkwürdigen Vogels ist, nämlich des Zwergtauchers (*Podiceps minor*), des kleinsten Mitgliedes aus der artenreichen Familie der Taucher.

Der eigentliche Aufenthaltsort aller Taucher ist das Wasser, ohne welches sie nun einmal nicht leben können. Teichhühner, Enten, Wasserhühner u. s. w. verlassen zeitweilig die Wasserfläche und ergehen sich am Strande, die Taucher aber niemals. Im Wasser gehen sie ihrer Nahrung nach, auf dem Wasser schlafen sie, auf dem Wasser befriedigen sie die Bedürfnisse ihrer Liebe, aus dem Wasser heben sie die Baustoffe

ihres Nestes, im Wasser suchen sie Schutz vor den Feinden und nur vom Wasser aus vermögen sie in die Luft zu steigen. In der Geschicklichkeit des Tauchens und Schwimmens werden sie von keinem Wasservogel übertroffen.

Unser Zwergtaucher, der kaum die Größe eines Wachtelkönigs erreicht, gehört zu den Zugvögeln. Sobald an den Berggängen die ersten Haideleichen singen und die linden Frühlingslüfte die Eisrinde der Teiche gesprengt haben, beziehen die Pärchen wieder den alten Brutplatz, am liebsten einsam gelegene mit wenig Schilf, Binsen und Riedgras bewachsene Teiche. Als scheuer und äußerst vorsichtiger Vogel liebt der Zwergtaucher die Nähe des Menschen nicht und fand ich ihn nur ein einziges Mal auf einem dicht an einer frequenten Landstraße liegenden Teiche. In abgelegenen Gegenden begnügt er sich sogar mit kleinen Wassertümpeln, wenn sie ihm nur an einer Seite Schutz durch Buschwerk gewähren, wie mir einst ein Pärchen bewies, welches in einer Mergelgrube, die in Folge anhaltenden Regenwetters mit Wasser gefüllt war, sein Standquartier erwählt hatte.

Im Ganzen führt der Zwergtaucher ein geräuschloses Dasein und nur bei Nacht, wenn „auf dem Teich, dem regungslosen, weilt des Mondes holder Glanz,“ vernimmt man seine lauten Lockrufe. Betritt man bei Tage das Brutgebiet, so erblickt man wohl auf einige Augenblicke die zierliche, dunkelfarbige Gestalt mit dem beständig nickenden Köpfchen auf der glatten Wasserfläche, gewahrt aber nur zu bald, wie dieselbe blitzschnell untertaucht und sich unserm Auge entzieht. Mag man nun auch sehnlich der Wiederkunft des kleinen Wasserbewohners harren, er wird an derselben Stelle nicht wieder emportauchen, sondern an dem entferntesten und verstecktesten Punkte sacht das Gesicht aus dem Wasser heben, um spähende Blicke nach allen Seiten zu senden, und bei dem geringsten Verdachte wieder unter dem Wasser verschwinden. Ihn aber gar mit Gewalt zum Aufstiegen zu bewegen, gelingt niemals.

Eine höchst merkwürdige Eigentümlichkeit, die man jedoch bei allen Tauchern findet, ist, daß der Vogel beständig seine eigenen Federn, die er beim Putzen und Einfetten seines Gefieders verliert, aufzehrt, so daß man beim Untersuchen des Mageninhalts immer einige derselben vorfindet.

Beide Gatten bauen gemeinschaftlich das Nest, welches immer frei auf dem Wasser schwimmt und aus den verschiedensten Wasserpflanzen zusammengeschichtet ist. Beim Verlassen der Eier bedeckt der Vogel das Nest sorgsam mit nassen Pflanzenresten, die er tauchend vom Boden des Wassers holt. Oftmals durchdringt das Wasser das Nest, aber die Brutwärme der Vögel ist so groß, daß die Eier, auch im Wasser liegend, gezeitigt werden. Nach einigen Forschern soll sogar das Wasser im Neste die Brutwärme der Eier erreichen. Ich muß bekennen, daß ich dieselbe noch nicht habe herausfinden können. Das Wasser stillstehender Gewässer enthält natürlich immer höhere Wärmegrade, als das der Quellen und Bäche.

Sobald die zierlichen Taucherjungen herangewachsen sind, verlassen sie ihre oftmals sehr beengte Brutstätte und erscheinen nun auf den Teichen, Flüssen und Bächen der Umgegend. An den warmen Oktobertagen, wo die nördlich von uns wohnenden hier einrücken, habe ich oft stundenlang aus sicherem Versteck ihren beweglichen Treiben auf unsren heimatlichen Gewässern zugeschaut und mir dadurch manchen freudigen Naturgenuss bereitet. Auch im November erblickt man noch viele auf unseren Flüssen, ja auf der Bega fand ich schon im Januar auf einer eisfreien Stelle einen Zwergtaucher mutter umherschwimmen. Selbst auf dem Donoper Teiche überwintern ihrer viele.

Schade ist es nur, daß auch dieser allerliebste Taucher und Schwimmkünstler von Jahr zu Jahr seltener wird, wenigstens als Brutvogel in den Umgebungen unsers Waldes.



Wagener'sche Buchhandlung (Ernst Steinbicker, Hofbuchhändler)
L e m g o.

Ferner erscheint in meinem Verlage:

Heinrich Schacht, der Vogeskundige.

Eine biographische Beigabe
zu dessen neuer Auflage:
„Die Vogelwelt des Teutoburger Waldes“
zugleich als Festgabe zu seinem 50 jährigen Amtsjubiläum:
als öffentlich angestellter Lehrer in Lippe
am 1. November 1907.

Preis broschiert ca. 60 Pf.

Հիմք իւրաքանչիւր
արքունիքու 196

ազգական պատմութեան ամենահայտնի աշխարհագույն գործ
առաջնահայտ աշխարհագույն գործ
առաջնահայտ աշխարհագույն գործ
առաջնահայտ աշխարհագույն գործ
առաջնահայտ աշխարհագույն գործ



03SR3847



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN